



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die deutsche Romantik

Jaspert, Reinhard

Berlin, 1949

[urn:nbn:de:hbz:466:1-80777](#)

DEUTSCHE
ROMANTIK

Ms. 31

DIE DEUTSCHE ROMANTIK



Ludwig Richter, Heimkehrender Harfner, 1825 Dresden, Gemäldegalerie

DIE DEUTSCHE ROMANTIK

HERAUSGEGEBEN VON REINHARD JASPERT

03

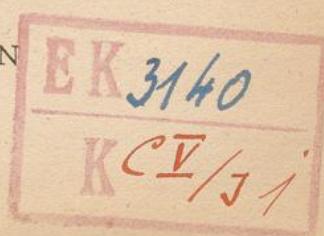
M

Z1620



MIT 80 KUNSTDRUCKTAFELN

SAFARI - VERLAG BERLIN



Alle Rechte vorbehalten. Copyright 1949 by Safari-Verlag, Berlin
Gedruckt im Druckhaus Tempelhof, Berlin

VON DER GROSSE DER DEUTSCHEN ROMANTIK

EINFÜHRUNG

Mondschein und Giebeldächer
In einer deutschen Stadt —
Ich weiß nicht, warum der Anblick
Mich stets ergriffen hat.

Prinz Emil von Schönaih-Carolath

I

Die Vorstellung von der deutschen Romantik ist bei vielen auch heute noch vage. Es ist im allgemeinen eine Stimmungsvorstellung von zerfallenen Burgen am Rhein und an der Saale im Mondschein, von jungen wandernden Gesellen mit Rucksack und Laute, von einsamen Mühlen in waldigen Tälern, mit Räderrauschen und Nachtigallengesang. Man hat dabei einige Bildeindrücke im Auge, so vor allem von Moritz von Schwind oder auch nach der humoristischen Seite des „Biedermeier“ von Karl Spitzweg, von ihren kaktusbegießenden Rentnern mit Troddelmütze, Stadtmusikanten und schlafirgen Wachtsoldaten aus der „guten alten Zeit“.

Daß diese Teileindrücke verbunden mit Klängen deutscher Volkslieder den Sinn der Romantik keineswegs erschöpfen, braucht nicht betont zu werden. Die deutsche Romantik ist ausgesprochene Gegenbewegung gegen Jahrhundertelangen Zopf und kleinbürgerlichen Durchschnittsrationalismus. Sie ist ein Ausdruck des aufbrechenden Gefüls, das endlich die Natur nicht nur als Erscheinung entdeckte, sondern tiefer, faustischer das gewaltige Irrationale ahnte, das dämonisch das ganze Leben durchströmt und bis dahin kaum gewußt war.

So griff dieses Naturgefühl schwärmerisch und magisch in das geistige Denken und formte es neu. Aber es fiel nicht vom Himmel wie ein Meteor, sondern es wurde langsam — lange schon angekündigt. Sehen wir, wie es nach und nach entstand: Die Menschheit denkt in Intervallen. Ein religiöser Mensch würde sagen: Gott, als der Spiritus rector aller Entwicklung, verteilt Gaben und Aufgaben auf die einzelnen Phasen seiner Menschschöpfung. Zunächst war der Antike vorbehalten, sich im engen Umkreis ihres Daseinsraumes zurechtzufinden, in diesem Raum ein ihr angepaßtes, staatliches Leben zu begründen und es durch eine Mythologie zu beseelen, die wiederum diesem staatlichen Leben entsprach. Sie grenzte sich selbst von den megalithischen Anschauungsformen des Orients ab und vermenschlichte ihre Lebensform unter der ästhetisch-ethischen Norm der „Kalokagathie“. Das war Widerspiegelung eines ausgeglichenen gemäßigten Klimas, dem das Streben nach dem schönen Maß, der Mesotes von Freiheit und Notwendigkeit entsprach. Dem hellenischen Geist war der „Mensch das Maß aller Dinge“ und ihr eigentlicher Zweck. Auf den Menschen war alles bezogen und seine Aufgabe war das: *Tη γροει ζην*: naturgemäß leben. Innerhalb dieses Lebensraumes konnten die Hellenen einen guten Teil ihrer zweckbezogenen Harmonie erreichen. Über diesem Raum walteten Götter in einer wunderbar abgestuften Hierarchie der Kräfte. Auch sie waren Naturmächte, aber zugleich verschönt und geadelt durch das menschliche Ideal, das sich die Griechen schon früh gebildet hatten.

Das Christentum, das die reifgewordene Antike ablöste, stammt aus dem bilderfeindlichen und zugleich naturfremden Orient. Ihm ging es um die bisher zu kurz gekommene Seele, die, müde des alten Spiels mit längst überlebten Naturgöttern den „unbekannten Gott“ hinter den

Erscheinungen suchte, dem Paulus in Athen einen Tempel geweiht fand. An die Stelle des kurzen und problematischen „Hier“ setzte es das sehnstsvolle „Dort“ und verbannte demzufolge die gesamten alten Vielgötter in die Unterwelt seiner „Hölle“ samt all ihren allzu menschlichen Lüsten und Leidenschaften. Dem Christentum war der Mensch keine wenn auch noch so hoch entwickelte Tierart, sondern per se ein Demiurgos zwischen dem naturgebundenen Reich der niederen Lebewesen und Gott, dessen Mittler herabgekommen war, um den Menschen zum „Vater“ zurückzuführen. Das Christentum kam nicht aus heiterem Himmel. Es war lange vorbereitet durch die Müdigkeit der alten Welt, und der alexandrinische Philosoph Plotin nannte schon ganz prächristlich den Leib „das Grab der Seele“.

Aus den Göttern, auch den nordischen, wurden Dämonen, Spuk- und Poltergeister.

Über anderthalb Jahrtausende nährte sich der christliche Geist nur von Lehrmeinungen und Dogmenkämpfen; die christliche Kunst übertrug den Madonnenkult auf den Dienst der Minne. Hierin steckt schon die gleiche frühe Romantik wie in den ins Unendliche strebenden gotischen Kathedralen, deren Schönheit dann der Tagverkünder der deutschen Romantik, der jungverstorbene Wackenroder, am Ende des 18. Jahrhunderts wiederentdeckte.

Und dieser Zug zum Fernen, Unbegreiflichen, Wunderbaren lebt auch in dem Zusammstoß der christlichen Welt mit dem Mauren- und Sarazentum. In ihm wird jenes Rittertum geboren, das die epischen Sagenkreise des frühen Mittelalters schuf (den Karls-Kreis und den Artus-Kreis). In ihm spielt die Frau Aventire die Hauptrolle, und mit ihr der unendliche Wald mit seinem einspinnenden Zauber. Aber das Rittertum, das noch die Kreuzzüge befruchtete und in ihnen Triumph feierte, verkam, die Burgen verfielen, und der helle tätige Taggeist der Städte trat an ihre Stelle, jedoch noch lange verbunden mit Reisen ins nahe und ferne Ausland, das durch die bunten „Kirchen- und Butzenscheiben“ der mittelalterlichen Städte hereinschimmerte. Und Fernen-Sehnsuchs- und Abenteuerdrang trieb die kühnen Seefahrer des späten Mittelalters über die „Solte See“ und brachte Kolumbus, Amerigo Vespucci und Marco Polo zur Entdeckung bisher unbekannter Länder und eines fremden Kontinents.

Da gediehen Utopien von einem „Dorado“, von fabelhaften Reichen, von Riesen, Zwergen und Ungetümen und erbten sich fort bis zu den Gullivermärchen Jonathan Swifts. Diesem Fernenzug der Konquistadoren gegenüber engte sich das Leben der mittelalterlichen Städte auf die nächste Umgebung des Alltags ein. In dieser Abgeschlossenheit und Eingeschränktheit auf Markt, Wirtshaus, Kirche und Klöster versauerte jede Romantik. Das ist die scholastische Welt Thomas von Aquinos, die Welt des Magiers Nostradamus, die Welt Fausts, des unbefriedigten Schürfers und Suchers nach dem „Stein der Weisen“. Sehnsucht nach innerer Erlösung stieß an die starren Dogmen der Kirche.

Es war schon viel, daß ein paar deutsche Maler des 16. Jahrhunderts, wie Albrecht Alt dorfer, Albrecht Dürer und Lucas Cranach erstes unmittelbares Empfinden dafür hatten, daß die Natur nicht nur Staffage für religiöse Motive, sondern ein „Ding an sich“ sei, wovon Dürers Zeichnungen die besten Beweise sind.

Aus dieser gotischen „Enge“ schlug Luther die Bresche. Er fühlte die dogmatische Weltentfremdung der Scholastik und appellierte an das unmittelbare Gefühl. Damit machte er dem einzelnen den Weg zu Gott frei.

Natürlich zwang diese Scheidung der Geister zu einem Kampf der Konfessionen, der bald nach Luthers Tode einsetzte und sich nach zwei Menschenaltern zu dem dreißigjährigen furchtbaren politischen Machtkrieg zwischen Norden und Süden erweiterte. Aber der Krieg versackte. Er brachte nur einen Kompromiß und eine Spaltung des Abendlandes. Nach seinem Ende ver-

sank Deutschland in Not und Armut. Ein dürrer Rationalismus schlug bald alles freiere Geistesleben in enge Bande. Er verknöcherte die Seelen, und der Zopf bezopfter und bebrillter Magister regierte bis in das 18. Fürstenjahrhundert trotz eines universalen Geistes wie Leibniz.

Fruchtbarer als in Deutschland wurde die Glaubens- und Denkfreiheit in den nördlichen Niederlanden, in und nach ihrem mutigen Befreiungskampf von Spanien. Sie wurden in ihrem engen Bezirk die Schöpfer des Intérieurs, des Blumen- und Tierstillebens (Potter) und der Landschaft. Schon vorher hatten sie den Ruhm, in „Reinke Vos“ das erste Tierepos in flämischer Sprache geschaffen zu haben. Sie sind die Initiatoren der modernen Malerei, gipfelnd in dem großartigen Helldunkelmaler der nordischen Seele, Rembrandt. Die Holländer führte ihr gesunder Wirklichkeitssinn zur Natur, die sie umgab, und sie wiederum steigerte ihr Lichtempfinden und ihren Kolorismus zu solchen luminösen Leistungen wie den Fluß- und Nebelbildern Jan van Goyens, den ersten Landschaften norwegischer Gebirgsnatur von Allart van Everdingen, J. C. Dahls und den Mühlen- und Baumgruppenbildern Hobbemas.

Größer als diese Landschafter ist der ernste, gewaltige, tiefpoetische Jacob van Ruisdael, der große Vorgänger Caspar David Friedrichs, dessen berühmter „Judenkirchhof“ der Dresdener Galerie Goethe zu seinem Aufsatz „Ruisdael als Poet“ inspirierte. Sie alle sind bereits „Romantiker der Nähe“ und komponierten oft Wasserfälle und ähnliches in ihre Wald- und Talmotive hinein.

Ihre Landschaftsromantik setzte sich später in Deutschland in dem Römer Josef Anton Koch und einigen anderen Romantikern wie Olivier, Reinhold, Heinrich, Horny bis zu Ludwig Richter und Moritz von Schwind und dem österreichischen Großmeister seiner Heimatlandschaft, Waldmüller, fort.

Die Dichtkunst steckte noch vollkommen in der Unnatur der Zopfzeit. Den ersten Anstoß zu ihrer Befreiung vom Schnürlein des Alexandriner gab der schottische Dichter John Thomson mit seinem beschreibenden Naturgedicht „The seasons“. Dann übernahm die deutsche Schweiz die Führung mit dem stellenweise großartigen Epos des Arztes und Botanikers Albrecht von Haller über die „Alpen“ 1729. Es folgte 1740 Johann Jakob Breitingers berühmte Streitschrift „Kritische Dichtkunst“ gegen den ledernen Leipziger Professor Gottsched. Und 1756 folgten die zierlichen rokokohaften Naturidyllen des Schweizers Salomon Gessner. Aber acht Jahre vorher waren bereits die drei ersten, besten Gesänge von Klopstocks „Messias“ erschienen, der in der Schweiz die Ode an den „Zürcher See“ dichtete und dann die reinen Naturoden: „An den Mond“ und „Der Eislau“. Um 1760 übertrug der Schotte Macpherson die angeblich aus dem Altgäischen übersetzten nebelhaften Stimmungsballaden Ossians, die auf Herder und den jungen Goethe (im Werther) tiefsten Eindruck machten.

Den eigentlichen Anstoß zur Abwendung vom Rationalismus aber gab der Genfer Rousseau mit seiner Parole „Rückkehr zur Natur“ und seiner „Nouvelle Héloïse“ (1761).

Er pries der verrotteten französischen Zivilisation ein in eine poetisierte Vorzeit zurückverlegtes „goldenes Zeitalter“ der natürlichen Unschuld und begeisterte durch seine oppositionelle These den Franzosen Bernardin de Saint-Pierre zu seiner noch heute lebendigen Novelle „Paul et Virginie“, während umgekehrt der Engländer Defoe in seinem in alle Kultursprachen übersetzten „Robinson Crusoe“ den Sieg des auf einer einsamen Insel auf sich angewiesenen Menschen über die wilde Natur anschaulich schilderte. Der große scharfsinnige Lessing war als echter Sohn der Aufklärung noch so naturfremd, daß er sich dem ewig grünenden Frühling gegenüber, der Ewald von Kleist zu einem längeren Gedicht anregte, in dem Stoßseufzer Luft machte: „Ach, wenn er doch einmal rot wäre.“

Der eigentliche Vater der deutschen Romantik ist H e r d e r neben Hamann, dem in Zungen redenden Sprachenapostel und Magier des Nordens.

In seiner Einleitung zu seinem Werke „Die romantische Schule“ sagt Rudolf Haym über ihn: „In alles Menschliche, in alle Fähigkeiten der menschlichen Seele, in alle Formen und alle Wandlungen der über die Erde verbreiteten, zeitlich und örtlich bedingten Menschenart, in alle Geistesschöpfungen, in alle Denk-, Empfindungs- und Ausdrucksweisen, in Nationen und Zeiten, in Sitte und Religion, in Sprache und Dichtungen von Völkern und Individuen sich beweglich hineinzuempfinden: das war die einzige Gabe Herders.“ So humanisiert sich seine Kritik und hebt den Vollgehalt dichterischer Werke in die empfänglich rege Seele hinüber. So dehnt sich vor seinem Blick die Geschichte in neue Weiten, und all ihre Erscheinungen ordnen sich in einer nicht bloß „flächen-, sondern körperhaften Perspektive“. Er öffnete dem jungen Goethe den Blick für das deutsche Volkstum und das Volkslied. Er baute den Unterschied zwischen Volks- und Kunstdichtung aus. Er nahm Goethes spätere Idee einer „Weltliteratur“ lange vorweg und erschloß dem deutschen Geist die Weite der Welt in seinen „S i m m e n d e r Völker in Liedern“ und begründete endlich die Geschichtsphilosophie in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, die dann namentlich Hegel und später Oswald Spengler weiterführten. — Kurz, er war der geniale Anreger größten Stiles und befruchtete nicht nur den reifenden Goethe, sondern auch die gesamte Romantik bis in die Gebiete der Sprachwissenschaft und Völkerkunde.

Goethes Straßburger und Wetzlarer Zeit steht ganz im Zeichen der Romantik. Er sammelte im Elsaß deutsche Volkslieder, schrieb am ersten Faust, schwärzte für Erwin von Steinbach und das deutsche Mittelalter und war reinster Gefühls- und Naturromantiker in seinem Jugendbekenntnis, dem „Werther“. In alledem schon weit über die Zeitgenossen des deutschen „Sturm und Drangs“ hinaus.

Aber Goethes romantische Epoche nahm in Weimar ein rasches Ende. Er wurde durch Windelmanns Wiedererweckung der Antike zum „Hellenen“ und begründete dann den weimarschen Areopag. Im Bunde mit Schiller, der erst kurz vor Ende des 18. Jahrhunderts aus der Welt „der Götter Griechenlands“ mit seinem „Wallenstein“ wieder deutschen Geschichtsboden betrat.

So war die geistige Situation, als sich im Gegensatz zu der wilden und gewaltsamen Französischen Revolution die literarische der deutschen Romantik anbahnte. Ihr geistiger Bahnbrecher war der unruhige und geistreiche Wedkrüfer Friedrich Schlegel (1772—1829).

II

Friedrich Schlegel, der jüngere Bruder August Wilhelms, Sohn eines Dichters der Klopstockzeit, Johann Elias Schlegels, war zu der bedeutsamen Rolle, die er innerhalb der Romantik spielen sollte, prädestiniert. In ihm vereinte sich das seinem älteren Bruder ebenfalls gegebene ein- und nachempfindende Vermögen mit einem stark aggressiven und aufklärerischen Geist. Er wollte nicht nur Humanist sein, der sich wie Faust in seinem Studierzimmer vergrub und nach innen bildete, sondern er wollte auch nach außen wirken durch Kritik und Wort wie Lessing. Seiner unendlichen geistigen Regsamkeit, die alles irgendwie Werdende an sich riß, stand eine gewisse epikureische Trägheit entgegen, die ihn an größeren ausgereiften Werken hinderte: Doch war er nicht ein Schönchwätzer und oberflächlicher Weltmensch wie sein Zeit-

genosse, der klügere und scharfsinnige Friedrich von Gentz, sondern ein Mensch, dem es um seine ästhetischen Ideen ernst war. Schon früh kam er zu beträchtlichen Sprachkenntnissen und neigte anfangs stark dem klassizistischen Hellenismus zu, dem sich Goethe in Weimar zuwandte. Aber er wollte nicht nur ein griechischer Epigone sein, sondern, stark von Shakespeare beeinflußt, den ihm sein Bruder nahebrachte, eine Übergipfelung antiken Denkens durch eine persönlichere souveräne Vermischung von Ernst und höherem Witz, der wie Shakespeare neben den tragischen Helden den betrachtenden und reflektierenden „Narren“ stellte, der immer Weisheit des ursprünglichen realen Menschenverständes ist. Diese Seite vertrat in der Antike nur der geniale Spötter Aristophanes.

Und diese ausgleichende und einschränkende „Ironie“ machte Schlegel zum Angelpunkt seiner literarischen Polemik gegen das geistige Philistertum der schal gewordenen Aufklärung. Er erträumte eine Art Universalpoesie, die goethische Weltinnigkeit und shakespeareische Charakterstärke und Humor verbinden sollte, wozu noch ein geheimer religiöser Zug kam, der ihn im weiteren Verlauf seines Lebens in den romantischen Dämmer des Katholizismus trieb. Eine gewaltige Stärkung dieser Triebkräfte gewann Friedrich Schlegel aus dem Charakterethos der Wissenschaftslehre Fichtes, dem er in Jena als Student näherrat.

Fichte, ein anderer Kopernikus, führte die Philosophie über das descartessche Cogito, ergo sum hinaus radikal auf die schöpferische Kraft des „Ich“ zurück, das aus sich selbst sich und zugleich das „Nicht-Ich“ setzt, um es kraft seines Willens zum „Ich“ zu machen. Damit trat Fichte zwischen die Erkenntnis Kants und die schöpferische Stoffbemeisterung Goethes. Dieses imperatorische Vertrauen Fichtes auf die Allmacht des „Ich“ war nicht nur für Schlegel, sondern für die Frühromantik der archimedische Punkt, von dem aus die Welt aus ihren alten Angeln gehoben werden sollte. Nun galt es, sich zuerst einmal den ganzen alten Ballast der normativen Aufklärung vom Hals zu schaffen, um elementar von den Grundlagen des Volkstums aus eine neue, Himmel und Erde verbindende „Gotik“ des Geistes zu begründen.

Manches davon hatte der junge Goethe schon gegeben, aber sein Griechenglaube hatte ihn dann von seinen Grundlagen entfernt, und somit brauchte dies neue Universalempfinden des Lebensganzen andere Interpreten. Schlegel war zu klug, um sich selbst für einen Dichter stärkeren Grades zu halten. Deshalb hielt er nach einem solchen Umschau. In Jena schon und später in Leipzig trat ihm der junge Friedrich von Hardenberg entgegen, der ganz ausgesprochen „Dichter in dem neuen Sinne“ war. Hardenberg kam von dem frommen Pietismus der Herrnhuter und war wie auch Schlegel eine zugleich sinnliche und religiöse Natur. Aber daneben — und das verband ihn Friedrich besonders — mit einer stark reflektierenden Seite, die in seinen Tagebüchern und Aphorismen ihren oft weite Seelenräume erhellenden Niederschlag fand. Hardenberg lebte in einer Märchenwelt und glaubte mit dem niederländischen Gefühlsphilosophen Hemsterhuis an die Möglichkeit, den Verstand so zu sublimieren, daß das ganze Leben ein traumhaftes Märchen werden könnte. Diesen Dichter, der sich Novalis nannte, spannte der praktische Schlegel in das von ihm seinem Bruder mundgerecht gemachte Zeitschriftenunternehmen des „Athenäum“ ein, das zugleich als Gegengewicht gegen Schillers „Horen“ gedacht war.

Schiller schien ihm zu professoral und didaktisch und sein Idealismus zu lebensfern und abstrakt. Dazu kam — sehr bestimmt — die lebhafte Abneigung August Wilhelms gegen ihn wegen der unschönen Verurteilung des naturgenialen Gottfried August Bürger, dem August in Göttingen Schüler und Freund geworden war und dessen Verteidigung gegen den Anwurf Schillers er geführt hatte. Obgleich Schiller sich später zweifellos der neuen Richtung der

„Romantik“ stark näherte, am meisten in der „Jungfrau von Orléans“, fand er menschlich doch keinen Zugang zu dem auf Goethe und Fichte eingeschworenen Athenäumskreis.

Novalis, in dem Friedrich Schlegel das ihm Verwandte stark anzog, der aber doch ein zu ausgesprochen eigensinniger und ausgeprägter Mensch war, um sich als „Aushängeschild“ und Paradigma für die Athenäumsgilde zu eignen, wurde während der Niederschrift seines „romantischen Wilhelm Meister“, dem „Heinrich von Ofterdingen“ brustkrank und starb 1801.

Inzwischen schaltete sich nun aus dem „Schillerkreis“ der zweite große frührömantische Dichter ein: der unglückliche Schwabe Friedrich Hölderlin.

Wie Friedrich und August Wilhelm Schlegel in Goethe, so lebte der werdende Hölderlin ganz in Schiller, in dessen Geist und Sprache er seine pathetischen Jugendgedichte schrieb. Er strebte nicht aus dem Griechentum heraus, sondern immer tiefer hinein. Seine ganze Schillerschwärmerie gehörte dem „Don Carlos“, über den er noch 1799 an Schiller schrieb: „Der Don Carlos war lange Zeit eine Zauberwolke, in die der gute Gott meiner Jugend mich hüllte, daß ich nicht zu frühe das Kleinliche und Barbarische der Welt sah, die mich umgab.“ Vortrefflich sagt Rudolf Haym a. O.: „Ein Bürger in den Regionen der Gerechtigkeit und Schönheit ist Hyperion so verletzlich in der Freundschaft wie der Infant, so knabhaft heroisch wie Posa. Wie dieser mit Hilfe seines Freundes die Niederlande, so wollen Alabanda und Hyperion Griedenland befreien.“ — „Was für Schiller bei dem Übergang vom Jünglings- zum Mannesalter ein Durchgangspunkt war, dabei ist Hölderlin stehengeblieben.“ Das war sein Verhängnis. Er wurde auch im Leben kein Mann, und Schillers landsmännische Sympathie und Fürsorge, die ihm bei Frau von Kalb eine annehmbare Hauslehrerstelle verschaffte, konnte den versponnenen Schwärmer nicht von seinem Karma retten. Hölderlin fand keinen Anschluß an den Romantikerkreis, er brach seinen Thüringer Aufenthalt aus Minderwertigkeitskomplexen ab, bildete seine Lyrik in seinen späteren Oden mit immer universellerem, Europa und Asien verbindendem Gefühls- und Gedankeninhalt ganz einsam aus und verfiel schon 1803 in geistige Umnachtung.

Inzwischen aber fand Friedrich Schlegel für Novalis einen „brauchbaren“ Ersatz in dem Berliner Seilermeisterssohn Ludwig Tieck, der berlinischen Humor und Ironie der platten Aufklärung seiner Vaterstadt gegenüber mit der romantischen Sehnsucht nach dem „Wunderbaren“ und zugleich „Volksnahen“ verband, ohne „im dunklen Drange des rechten Weges noch sich bewußt zu sein.“

Es mutet auf den ersten Blick seltsam an, daß ausgerechnet aus dem aufgeklärten und der märkischen Sandbüchse entsprechend prosaisch trockenen Berlin der „Retter in der Not“ kommen sollte. Aber es ist ein uraltes Gesetz des Gegensatzes, das Hegel in seiner Dialektik des Trilogus klarlegte, daß sich alle Geschichte in Gegensätzen bewegt, und gerade Ludwig Tieck hatte sich als phantasievoller und innerlich musikalischer Knabe aus der grundprosaischen Helle seines Berliner Milieus in die Lektüre der anbrechenden Sturm- und Drangperiode geflüchtet. Er schrieb berlinisch frühreif schon allerlei dramatische Versuche aus einer spukhaften Sphäre und auf der Universität als Student den „William Lovell“.

Er war dann — bei der Anpassungsfähigkeit seines Talents kein Wunder, wie auch bei seiner spielerischen Charakterlosigkeit, nur um gedruckt und gelesen zu werden — erst in den literarischen Dienst seines schriftstellernden Lehrers Rambach und dann in den Friedrich Nicolais getreten, des alt gewordenen Freundes und Mitstreiters Lessings, und verbrannte nun eine Zeitlang, was er vorher angebetet hatte. Daß dieses unnatürliche Absinken in die platteste Prosa auf die Dauer nicht anhalten konnte, war vorauszusehen und bei der „volkstümlichen“

Bearbeitung deutscher Märchen regte sich bald unter dem Einfluß des witzigen Bernhardi seine satirische Ader. Eben gegen die noch betriebene Grundverständigkeit entwickelte sich in dem schauspielerisch begabten Tieck an Hand des von ihm wegen seiner burlesken Einschläge besonders geliebten „Sommernachtstraums“ Shakespeares die Idee kecker Märchenkomödien mit satirischen Seitenhieben auf die Aufklärung, und es entstand, was notgedrungen zum Bruch mit Vater und Sohn Nicolai führen mußte: „Der gestiefelte Kater“, die Komödie „Die verkehrte Welt“ und das Lustspiel „Prinz Zerbino“, eine neue Art phantastischen Theaters, das sich später in den einheitlicheren Volksstücken Ferdinand Raimunds fortsetzte. Gleichzeitig auch in der Novelle von der „Schönen Magelone“ und anderswo pflegte Tieck eine innerlich substanzlose, aber ungemein musikalische Lyrik, die nur aus Stimmung und reinem Gefühl bestand.

Die romantische Seite in Tieck fand starken Widerhall in seinem Schul- und Herzensfreund Wilhelm Heinrich Wackenroder, einem ungemein zartbesaiteten, tiefmusikalischen und kunstbegeisterten Jüngling, der an dem Zwiespalt seines innersten Wollens und Wesens mit dem starren Doktrinarismus seines Vaters, der ihn durchaus zum Juristen machen wollte, als Fünf- und zwanzigjähriger scheiterte. Wackenroder, nur Nachempfnder, aber von feinster Art, hatte auf kürzeren Reisen, außer Italien, den deutschen Süden kennengelernt und war tief von der Herrlichkeit des wie lebendiges Mittelalter wirkenden Nürnberg und namentlich den Werken Albrecht Dürers begeistert. Er empfand die einseitige Hinwendung Goethes und auch Schillers zur Antike als eine ästhetische Abirrung und schrieb zu Ehren des deutschen Mittelalters die „Betrachtungen eines kunstliebenden Klosterbruders“, die Tieck, da Wackenroders Vater nichts davon wissen durfte, anonym mit mehreren eigenen Beiträgen herausgab, wie dann auch die von Wackenroder hinterlassenen „Phantasien über Kunst“.

Dieser menschlich für Tieck so wohltuende Einfluß eines hochgemuteten romantischen Idealisten setzte sich nach des Freundes Tod in Tiecks zweitem Roman „Wanderungen Franz Sternbalds“ als einem Seitenstück zu Goethes „Wilhelm Meister“ fort, und damit traf sich Tiecks innere Entwicklung mit Novalis, dessen Freundschaft er damals gewann und der gerade im „Ofterdingen“ auf der Suche nach der „blauen Blume“ war.

Schon Tiecks „Straußfedergeschichten“ waren dem aufmerksamen Rezessenten der „Allgemeinen Jenaischen Literaturzeitung“, A. W. Schlegel, nicht entgangen. Sein Bruder Friedrich hatte im „Lovell“ das Edte von dem Gemachten kritisch gesondert und hielt dem gewonnenen neuen Mitkämpfer für die neue Kunst mit seinem Lobe nicht zurück. „Der Sternbald“ schrieb er, „vereinigt den Ernst und Schwung des ‚Lovell‘ mit der künstlerischen Religiosität des Klosterbruders und mit allem, was in den poetischen Arabesken, die er aus alten Märchen gebildet, im ganzen das Schönste ist: nämlich die phantastische Fülle und Leichtigkeit, den Sinn für Ironie und besonders die absichtliche Verschiedenheit und Einheit des Kolorits. Auch hier ist alles klar und transparent, und der romantische Geist scheint angenehm über sich selbst zu phantasieren.“

Nun hatte die neue Bewegung einen stark doktrinären Philosophen (Fichte), einen unermüdlichen Propagator im jüngeren, einen richtungweisenden Shakespeare-Verdeutscher im älteren Schlegel, in Hardenberg einen magischen und in Tieck einen ironischen und erzählenden Dichter. Und nun erhielt sie noch in dem jungen evangelischen Theologen Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher (1768—1834), dem Sohn eines Feldpredigers, der in der Herrnhuter Brüdergemeinde in Niesky erzogen und dann auf dem Seminar in Barby vorgebildet war, einen Mittler zur Religion. Schleiermacher hatte sich mutig in Halle nicht nur in die Theologie, sondern auch in die zeitgenössische Philosophie und die Auseinandersetzungen Wolffs und seiner Schule mit

Kant gestürzt und glücklich eine Glaubenskrise überwunden. Sein starkes ethisches Gefühl hatte ihm das „Ding an sich“ Kants bestätigt und die Einsamkeit in dem ländlichen Drossen manche seiner Zweifel geklärt. 1796 kam er als Prediger an die Berliner Charité und wurde hier in Berlin mit Friedrich Schlegel bekannt, der nach Mitstreitern für sein Athenäum suchte.

Eine Skizze über die „Immoralität der Moral“ dieses scharfsinnigen dialektisch reichen Predigers gewann Schlegel, und er meldete seinem Bruder den neuen Fund mit der treffenden Charakteristik: „Schleiermacher ist ein Mensch, in dem der Mensch gebildet ist, und darum gehört er für mich in eine höhere Klasse. — Er ist nur drei Jahre älter als ich, aber im moralischen Verstande übertrifft er mich unendlich weit. Ich hoffe noch viel von ihm zu lernen. Sein ganzes Wesen ist moralisch, und eigentlich überwiegt unter allen ausgezeichneten Menschen, die ich kenne, bei ihm am meisten das Moralische alles andere.“ Er ließ nicht locker, bis ihm Schleiermacher versprach, etwas zu schreiben, und Schleiermacher fühlte „den unversiegbaren Strom neuer Ansichten und Ideen, der Schlegel unaufhörlich zufließt“ und schrieb während einer Hofpredigerstellvertretung in Potsdam, von Schlegel gedrängt und gespornt, seine „Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“, „Ein grundlegendes und epochemachendes Werk deutscher Wissenschaft und mehr noch deutscher Bildung“ (R. Haym a. O.).

„Daß ich rede“, sagt er gleich in der „Apologie“ mit lutherischem Ernst, „ist die innere unwiderstehliche Notwendigkeit meiner Natur, es ist ein göttlicher Beruf, es ist das, was meine Stelle im Universum bestimmt und mich zu dem Wesen macht, welches ich bin.“ Er schuf die notwendige Verbindung des romantischen Gefühlsdenkens durch „das Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit“ mit der Religion.

Nun fehlte nur noch ein letztes gewichtiges Bindeglied für die neue Weltanschauung, und zwar das von der spekulativen Philosophie mit der von den Romantikern namentlich dichterisch so stark unterstrichenen Natur, worin sie mit Goethe ganz konform gingen. Hier hatte der abstrakte Idealismus Fichtes gänzlich versagt, die Natur war für ihn nur das „Nicht-Ich“, und sie evolutionär in den großen Entwicklungsgang des Geistes einzugliedern, dafür fehlte ihm auf diesem Gebiete Wissen und Verstehen. Aber auch hierfür sorgte die Vorsehung, indem in dem Zentrum der Frühromantiker, Jena, das philosophische Mirakel, der blutjunge Schwabe Friedrich Wilhelm Schelling 1797 eine von Fichte befürwortete Professur erhielt, in dem Jahre, in dem des Dreiundzwanzigjährigen „Ideen zur Philosophie der Natur“ erschienen.

Schellings Jugend bedingte, daß bei ihm noch alles im Werden war: Nach dem lateinischen Worte „docendo discimus“. Daraus resultierte das Unfertige seiner Arbeiten und die ständige ruckweise Weiterspinnung seines Denkens. Auf die fragmentarischen „Ideen“ folgte 1798 die Schrift von der „Weltseele“. Darauf 1799 der „Erste Entwurf eines Systems der Naturphilosophie“ und 1800 als Abschluß dieser Periode die „Allgemeine Deduktion des dynamischen Prozesses oder Kategorien der Physik“.

Rudolf Haym schließt seine stark kritische Darlegung der einzelnen Stadien dieser naturphilosophischen ersten Periode Schellings mit dem Resümee (a. O.): „... in der Tat stellt sich die Schellingsche Naturphilosophie als ein wesentliches Glied in der Kette jener geistigen Bewegung dar, die wir mit dem Namen der Romantik belegen und die sich immer und überall, wie verschieden auch sonst, aus der Begegnung des neuen poetischen mit dem neuen philosophischen, des Goetheschen mit dem Fichteschen Geiste erzeugte. In den meisten (bisher beschriebenen) Erscheinungen war das Moment der Innerlichkeit und des Subjektivismus das Moment, das in der Wissenschaftslehre seinen klassischen, gedankenmäßigen Ausdruck bekommen

hatte, das überwiegende. Anders verhält es sich mit der Schellingschen spekulativen Physik. Unter all jenen, gemäß den Bedingungen der ganzen Epoche subjektivistisch angelegten und gebildeten Menschen, neben den Schlegel, Novalis, Tieck und Schleiermacher war Schelling der am wenigsten Subjektivistische.“ August Wilhelm Schlegel zog ihn enger in den Romantikerkreis. Aber der Erfolg war anders als er hoffte. Denn Schelling schwärmte bald für Karoline Schlegels liebliche Tochter Emma Böhmer, und übertrug, als sie jung starb, diese Neigung auf ihre kluge Mutter, und eines Tages klärte diese August Wilhelm darüber auf, daß sie sich von ihm trennen und Schelling heiraten wolle, was dann auch geschah und mit dazu beitrug, den schon durch Fichtes Abgang nach Berlin geschwächten Jenaer Kreis zu zersprengen.

Da führte das Geschick einen jungen Norweger, Henrik Steffens, einen werdenden Naturforscher, nach Deutschland. Auf Grund eines dänischen Reisestipendiums war er auch zu Goethe gekommen, und von ihm nach Jena gewiesen, wo er gerade der Antrittsvorlesung Schellings beiwohnte, nachdem er schon in Halle mit Schleiermacher vertraut geworden war.

Schellings starke und selbstbewußte Männlichkeit wirkte auf den gemütvollen und Anlehnung suchenden Steffens wie Schiller einst auf Hölderlin. „Es war“, schrieb er ihm, „als hätten Sie für mich geschrieben, durchaus für mich. Wie belebte sich die Hoffnung, meine verlorene Jugend wieder zu erleben! Wie klar war mir alles, wie hell, wie einleuchtend! Es war natürlich, daß ich Ihre Philosophie mit einer stürmischen Unruhe ergriff, daß ich das verworrene Gewebe, das mich an die Welt fesselte, nicht auf einmal zerreißen konnte. Aber allmählich ordnete sich das meiste. Was mir am Anfang Hoffnung war, wurde mir Überzeugung ...“

In Freiberg, wo er bei dem berühmten Neptunisten Werner Geognosie studierte, entstanden seine „Beiträge zur inneren Naturgeschichte der Erde“. In deutscher Sprache verdolmetschte er nun Schellings Naturphilosophie in einer eindeutigeren Form, die durch seine Begeisterung auch die Gemüter der Romantiker traf. An der Hand von Schellings „Erstem Entwurf“ nennt Steffens die Reproduktionskraft das Agens der Pflanzenwelt, sagt ferner, daß die Irritabilität die Kraft sei, die den Animalisationsprozeß in Gang setzt und die Sensibilität die individualisierten Intelligenzen ins Leben rufe. Der Gipfel dieses Emporweges ist die „freie Persönlichkeit“. Das bedeutete Annäherung der Natur an die Geschichte, Annäherung von Physik und Ethik und Annäherung der Wissenschaft überhaupt an die Religion.

Aber damit auch an die so stark von den Naturgeheimnissen bewegte romantische Poesie. Und da war vor allem die Ahnungsdämonie Tiecks. Diese großartige Steigerung der Natur gab seiner Märchendichtung neue Flügel. Jetzt versteht er den geheimnisvollen Einklang von Naturdämonie mit den menschlichen Leidenschaften besser als je. Allerdings in einem dunklen Sinne. So in seinem „der getreue Eckart und der Tannhäuser“ und auf Grund persönlicher Stimmungsberichte von Steffens aus der einsamen Gebirgswelt seiner nordischen Heimat in dem düsteren „Runenberg“.

Stärker als Friedrich Schlegel reagierte August Wilhelm auf diese „Philophysik“, die die Wissenschaft gleichsam mit poetischen Strömungen lud, und August Wilhelm schloß diese Reihe durch seine Werbeaktion bei dem frommen Schleiermacher. —

Damit ist der Ring der Frühromantik geschlossen. Und sie steht nun als einheitlich beseelte Grundanschauung sowohl der abgelebten prosaischen Aufklärung als auch dem Griechenkult der Klassiker gegenüber.

Kehren wir auf den geschichtlichen Boden zurück, so ist ihre Entwicklung für die nächsten Jahrzehnte gesichert worden durch die damalige politische Lage nach dem Baseler Frieden (1795).

Er gab Nord- und Mitteldeutschland durch die „Demarkationslinie“ eine zehnjährige Pause des Friedens bis zur Schlacht bei eben dem Jena, das die Hochburg der Romantiker war, und, als Hegel eben seine „Phänomenologie des Geistes“ (1806) vollendet hatte und er Napoleon auf seinem Schimmel auf dem Markte reiten sah, glaubte er in ihm den Vollender der Französischen Revolution zu erblicken, ohne zu ahnen, daß die junge deutsche Romantik schon den Grund zu Napoleons Sturz und der Befreiung Deutschlands und Europas von seinem Joch gelegt hatte.

III

Diese wichtigste und letzte fundamentale geistige Bewegung vollzog sich unter den Augen Goethes und nicht nur von ihm geduldet als etwas, was er nicht ändern konnte, sondern im Grunde auch in vielem anerkannt. Lebten doch in ihr auch manche starke Tendenzen seines früheren und späteren Lebens. Ihr liebevolles Verhältnis zur deutschen Vergangenheit, das in sich die Weckung eines künftigen Nationalgefühls trug, war ihm aus seiner Straßburger Zeit vertraut. Auch er wollte damals die ganze Buntheit des Jahrhunderts der Bauernkriege im Reich und in deutschen Gauen wieder beleben. Auch er hatte, was die beiden wesensgleichen Heidelberger Freunde, der ernste Arnim und der schillernde Clemens Brentano mit des „Knaben Wunderhorn“ taten, deutsche Volkslieder im Sinne Herders zu sammeln gesucht. Auch er stieß durch die dünne Decke des aufgeklärten Rationalismus in die Tiefen der Natur, wenn auch nicht so ausschließlich in ihre Nachtseiten, aber dieses von Märchen und Sagen bevölkerte Gebiet war ihm nicht fremd: Erlkönig, Totentanz, Schatzgräber und Zauberlehrling beweisen es. Ja selbst die Romantik des katholischen Ritus, der so manche schwächeren Romantiker zu dem alten Bekennnis lockte, übte auf den großen Heiden ihre Macht. Von Gretchens Szene im Dom über den Brockenspuk der deutschen Walpurgisnacht führt Faustens Weg zum Schluß in den christ-katholischen Himmel.

Aber andererseits lag dem alten Goethe nichts näher als eine „Weltliteratur“ in deutscher Zunge, nachdem er sich der Antike zugewandt hatte. Und in bezug auf die Weltliteratur waren die Romantiker seine Kinder. Was Herder und Wieland angebahnt, das führten dann August Wilhelm Schlegel durch seine klassische Verdeutschung Shakespeares, Gries durch seine Calderon- und Tassoverdeutschung, Tieck durch die Übertragung des Cervantes, Schleiermacher durch seinen Platon neben anderen aus. Und der Pfadfinder Friedrich Schlegel schrieb 1808 bereits „Über die Sprache und Weisheit der Inder“ und ihm folgte dann neben Goethe das romantische Sprachgenie Rückert, der indische, arabische und persische Poesie in Fülle erschloß. Wenn auch Goethe die Kant-Fichtesche Philosophie ferner lag, so wurde doch darauf hingewiesen, daß er der Schellings manches abgewann und Wahlverwandtes fand. Denn so wie er der Idee der „Urpflanze“ nachsann und einer letzten Einheitlichkeit alles Organischen im Funke des Zwischenkieferknorpels nachforschte, so sah auch der ideenreiche Schelling in Natur und Geist nur zwei Seiten einer Sache und ergänzte seine Naturphilosophie durch ein „System des transzendentalen Idealismus“ und faßte beide Seiten in der „Identitätslehre“ zusammen; den gleichen Rhythmus von Satz, Gegensatz und Zusammenfassung beider übernahm Hegel für seinen logischen Dombau, der als Ganzes ein imposanter Abschluß der großen Zeit von 1770—1830 heute nur noch in Teilen lebendig fortwirkt.

All das bewirkte, daß Goethe auch noch Herrscher dieser Epoche blieb, wenngleich er natürlich in mancher Beziehung nicht mit der Bewegung mitging.

Denn sie war jünger und hatte andere Ziele.

Goethe war alle Politik verhaftet: „Pfui, ein politisch Lied, ein garstig Lied.“ Die Romantiker aber waren nicht allein Naturschwärmer und „Mondscheinritter“, wie sie der witzige Struwwelpeterdichter Hoffmann-Donner in seinen antihegelschen „Mondzüglern“ persifizierte, sondern auch bewußt Deutsche.

Und die napoleonischen Zwangsjahre stellten sie auf die Probe. Da zeigte sich, daß nicht nur viele ihren Mann standen, sondern in vorderster Reihe kämpften: Nicht nur soldatisch, wie Körner und Schenkendorf, sondern mit geistigen Waffen. In erster Linie der sprachgewaltige Fichte, der über einer Periode religiöser Vertiefung zum Seher geworden, die unvergesslichen „Reden an die Deutsche Nation“ hielt, eindringlich wie ein neuer, nur glücklicherer und fruchtbarerer Demosthenes. Und neben ihm stand der einstige wilde Jakobiner Joseph Görres mit seinen Aufsätzen im „Rheinischen Merkur“. Und neben ihm der unglückliche Heinrich von Kleist.

Die romantische Malerei wollte nichts von Goethes Griechenkanon wissen, mit dem er jüngere Maler „klassisch“ zu bilden suchte. Friedrichs monumentale Landschaftsbilder, die Carus, sein weiträumig denkender Dresdener Freund, „Erdlebebilder“ nannte, wiesen den Menschen die Schönheit deutscher Lande, und Runge Tageszeitensymbolik führte vollends ins romantische Land.

Nach den Freiheitskriegen war „deutsch“ und „religiös“ für die junge Generation identisch, und so kam die kurze Epoche der „Nazarener“ in Rom, die in blassen Farben, ohne viel Empfindung für Licht und Schatten biblische Motive in einer blutlosen Imitation Raffaels malten. Aber die Romantik war stärker als ihre Künstlerdoktrinen eines Rumohr oder Carus.

Die ganze Märchenwelt der Romantik, deren letzte und schönste Verdichtung Fouqué's „Undine“ war (1811), lebte noch einmal in den Illustrationen Moritz von Schwinds und seinen Wartburgfriesen von den „Sieben Raben“ und in Richters Landschaften. Aber noch weit mehr als in der gleich noch zu betrachtenden ferneren Poesie leistete die deutsche Romantik in der Musik: Kein Wunder, war sie doch aus dem Lied geboren.

Musikalisch war Goethe noch ganz „Ancien régime“. Er liebte seinen braven Zelter und Reichardt. Der Titan Beethoven war ihm innerlich fremd. Und deshalb wirkt es doppelt rührend und ergreifend, wie die bizarre originelle Bettina Brentano, die ihm in ihren „Gesprächen Goethes mit einem Kinde“ ein nie veraltendes romantisches Denkmal setzte, den ihm allein ebenbürtigen Genius Beethovens nahezubringen nicht müde wird.

Beethoven war gewiß nicht reiner Romantiker wie Carl Maria von Weber, aber er war es in hohem Grade. Und er stand an Gefühlsinnigkeit und religiösem Enthusiasmus ihnen im Grunde näher. Aber dann Weber und der niemals alternde Franz Schubert, ein reines Volksgenie aus dem sangesfrohen Wien, und an ihn knüpft der urromantische Schöpfer der „Kreisleriana“ und des „Carneval“, Robert Schumann, der Sänger der romantischen Dichtung, an und leitet weiter zu Brahms und Hugo Wolf.

Natürlich blieb die Romantik nicht auf Deutschland beschränkt, sondern beeinflußte auch die gesamte Umwelt.

In England war der Hauptvertreter der Romantik der ruhelos von Land zu Land wandernde Dichterlord Byron, an den sich Shelley und Keats anschlossen. Und diese englische Romantik lebte am Jahrhundertende noch einmal in den Präraffaeliten, dem dunklen Browning und Swinburne auf. In Frankreich kam um 1830 lärmend eine romantische Schule in Anlehnung an Deutschland und England hoch. Ihr Haupt war Victor Hugo und ihre stärksten Lyriker sind

Musset und Béranger. In Italien hießen die Romantiker Monti, Manzoni und Foscolo. In Russland Alexander Puschkin und Ljermontoff, in Amerika Longfellow und Edgar Allan Poe, in Dänemark Ohlenschläger und der große Märchendichter Andersen, in Schweden Gejer und Tegnér.

Von dem grenzenlosen Idealismus der Fichteschen „Wissenschaftslehre“ war die ganze Bewegung ausgegangen, aus dem „Ich“, das sich das „Nicht-Ich“ setzte, um es seinem organisierten Schöpferwillen zu unterwerfen, und, wenn auch die Romantik von der Dichtung ausging, so wollte sie doch mehr als nur Dichtung, sie wollte, vor allem Novalis, das ganze Dasein poetisieren und „verunendlichen“. Diesen didaktischen Zug hat sie von der Aufklärung übernommen. So war es kein Wunder, daß das romantische Denken auf die zeitgenössische Wissenschaft Einfluß gewann. Zunächst durch Herder und A. W. Schlegel auf die Philologie und dann weit mehr durch den poetischen Schelling als den starren Ethiker Fichte auf die Philosophie. Dies letztere natürlich noch ganz spekulativ. Aber durch diesen Übergang von der „Gliederkrankheit“ der „Schelling-Hegelschen Philosophie“ auf den festen Boden der Wirklichkeit und aus kühnen, aber geistspielerischen Anfängen wurde dann vor allem in der Naturanschauung aus „Naturphilosophie“ die exakte Naturwissenschaft, die an ihrer Spitze den Namen Alexander von Humboldts trägt und durch Charles Darwin fortgesetzt für Menschenalter die Geisteswissenschaften mehr und mehr zurückdrängte.

Den Übergang von der spekulativen Naturphilosophie zur exakten Wissenschaft bildete Hans Christian Oersted, der dänische Entdecker des Elektromagnetismus (1777—1851).

Wieweit die romantische Philosophie Schellings reichte, ist an Arthur Schopenhauer, dem meistgelesenen deutschen Philosophen des 19. Jahrhunderts, ersichtlich. Schopenhauer, der geschworene Feind der Hegelschen Philosophie, behandelt in seinem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ (1818) von allen Nachkantianern nur Schelling mit Achtung. Er ist der krasseste Dualist von Natur und Geist, Welch letzterer bei ihm nur die Rolle eines Kontrollapparates des vernunftlosen Triebwillens spielt. Der Urwille ist nichts als ein ewiger Kampf ums Dasein (Darwin) und aus einer verheerenden Allmacht entsprang Schopenhauers Pessimismus, der von den sechziger Jahren bis nahe an die Jahrhundertwende die europäische Zeitkrankheit wurde. Echt romantisch sind ihm die größten nachgoethischen Poeten Lord Byron und der düstere Italiener Leopardi. Sein Schüler Eduard von Hartmann griff auf Gotthilf Heinrich Schuberts Dämmerreich zurück in seinem Erstlingswerk, der „Philosophie des Unbewußten“.

Die Hinwendung der Romantik zum Volkstum und Volkslied wurde besonders fruchtbar für die Wiederbelebung des Märchens, das neben Goethe Novalis, Tieck, Brentano, Arndt, Fouqué, Hauff und Hoffmann pflegten.

Wenige Jahre nach Arnim und Brentanos „Des Knaben Wunderhorn“ traten 1812 die beiden hessischen Brüder Jacob Grimm (1785—1863) und Wilhelm Grimm (1786—1859) mit ihrer ersten Sammlung der unsterblichen „Kinder- und Hausmärchen“ hervor, die auch den Dänen Andersen bei seinen Märchen beeinflußten.

Jacob Grimm wurde der Schöpfer und Altmeister der Deutschen Sprach- und Altertumswissenschaft in seiner epochenadgenden „Deutschen Grammatik“ (4 Bde. 1819—1837), den „Deutschen Rechtsaltertümern“ und der „Deutschen Mythologie“. Er begründete das deutsche Wörterbuch. Neben Grimm ist ferner Uhland (Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage, acht Bände) zu nennen und Franz Bopp (1791—1867), der Begründer der indogermanischen Sprachwissenschaft. Neben J. Grimm schuf in Anlehnung an die Schlegelschen und Griesschen

Übertragungen aus italienischer und spanischer Dichtung der Bonner Professor Friedrich Diez, auch ein Hesse (1794—1876), in seiner „Grammatik der romanischen Sprachen“ (1836) die romanische Philologie und hat sich namentlich um die Verdeutschung der Minstreldichtung verdient gemacht.

Friedrich Schlegel schrieb, wie erwähnt, seine Schrift „Über die Sprache und Weisheit der Indianer“ und wurde damit Initiator der Orientalistik, die Hammer-Purgstall u. a. ausbauten. Der sprachmächtige Franke Friedrich Rückert (1788—1866) verdeutschte große Schätze der indischen, persischen und arabischen Poesie; gleichzeitig Georg F. Daumer den „Hafis“, ihnen folgten später namentlich Adolf Graf Schack und Viktor von Strauß und der reimgewandte Friedrich Bodenstedt mit seinem selbstgemachten „Mirza-Schaffy“.

*

Wenn man bedenkt, welche nationalen Kräfte durch die Romantik entbunden wurden und was Heinrich von Kleist und Fichte für den Aufschwung der Freiheitskriege bedeuteten, so ist damit schon der romantische Einfluß auf die Geschichtswissenschaft dargetan. Einer der stärksten Rufer im Streit war der Rügener Ernst Moritz Arndt, der treue Helfer des Freiherrn vom Stein, der mit die besten und gesungensten Vaterlandslieder dichtete und mit seinem „Geist der Zeit“ als politischer Mahner neben Fichte steht. Carl Friedrich vom Stein (1757—1831) war aber nicht nur preußischer Staatsmann und die Seele des Widerstandes gegen Napoleon, sondern auch Geschichtsfreund und begründete 1819 im Bunde mit Pertz die bedeutsamen „Monumenta Germaniae historica“, eine dauernd werthafte Quellenkunde zur deutschen Geschichte, die später Waitz bis zu seinem Tode (1886) leitete. Romantischer Geist lebt in der römischen Geschichte von Bartel Georg Niebuhr (1776—1831), der jedoch bereits die historisch-kritische Methode anwandte und der Vorläufer von Leopold Ranke (1795—1886) und Theodor Mommsen (1817—1903) wurde. Ausgesprochen romantischer Historiker war Friedrich von Raumer in seiner „Geschichte der Hohenstaufen“ (1824) und bedingt Wilhelm Giesebricht (1814—1889) in seiner „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ (6 Bände 1855—1895). Auf politischem Gebiet erntete der später wie so viele Romantiker katholisch tätige Joseph Görres im „Rheinischen Merkur“ Lorbeer, und auf staatswissenschaftlichem und nationalökonomischem Gebiet schuf Adam Heinrich Müller (1779—1829), der Dresdener Freund Kleists und späterer Wiener Renegat, geistvolle, die geistigen Werte in die Volkswirtschaft einbeziehende Werke wie seine „Elemente der Staatskunst“ (1809) und die „Versuche einer neuen Theorie des Geldes“ (1816).

Auf ästhetischem Gebiet war vor allem Schelling selbst wirksam. Für ihn ist „Die Kunst das wahre Organon und Dokument der Philosophie, sie öffnet ihr das Allerheiligste, ist ihr das Höchste, die Offenbarung aller Geheimnisse“ (R. Falkenberg a. O.). Der eigentliche romantische Ästhetiker ist der jung verstorbene Berliner Professor Karl Wilhelm Solger (1780 bis 1819) in seinem „Erwin, vier Gespräche über das Schöne und die Kunst“ (1815), der das Schöne das Produkt der Phantasie nennt und den Schlegelschen Begriff der „romantischen Ironie“ als notwendigen Bestandteil einer Trauer über die Vergänglichkeit des Endlichen in die Ästhetik einführte. Moritz Carrière in München und später Fr. Th. Vischer (1807—1887) in Stuttgart fußten mehr auf Hegel. Man hat die Romantik hierzulande viel zu eng gesehen:

Als „literarische Bewegung“ oder „Schule“ und ihr die stets wiederholten Vorwürfe gemacht: Sie sei zu gestaltlos und bodenunständig, ins Grenzenlose zerfließend, habe viel

„geahnt“ und demgegenüber zu wenig Substanz besessen, und sei deshalb schon bald „zerfallen“. Natürlich ist an diesem Urteil nicht alles falsch, aber zuviel. Daß aus ihr kein Goethe oder Dante erwuchs, ist klar, und gewiß hat sie nicht nur oft in Kunst und Wissen Fragmente und Halbes hervorgebracht, sondern auch in den Schöpfern.

Aber nicht nur, daß die größten Leistungen in Musik und Malerei Deutschlands im 19. Jahrhundert romantischen Ursprungs sind, daß sich neben einem Beethoven, Schubert, Wagner, einem Caspar D. Friedrich und Böcklin kaum noch ähnlich Gleichwertiges aufweisen läßt, auch die deutsche romantische Dichtung war bedeutend genug. Nur darf man nicht die Butzenscheibenpoesie des „Trompeters von Säckingen“ und Julius Wolffs „Lurlei“ oder aus der mittleren Romantik Ernst Schulzes „Bezauberte Rose“ als Kronzeugen anführen.

Wie reich noch immer im 19. Jahrhundert das Wunderhorn der romantischen Lyrik klang, das bezeugt die volksliedhafte Schlichtheit Uhlands, die fast goethische verhaltene Innerlichkeit Mörikes, ebenso wie Eichendorffs Wald- und Mondnachtzauber und Lenau tief naturverbewobener Weltschmerz. Und in der erzählenden Prosa schenkte uns die Romantik einen überquellenden Gefühls- und mit Humor getränkten Gedankenreichtum in den Werken des Urbiedermeiers Jean Paul, den Stefan George die reichste deutsche Potenz nannte, und dann in Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, dem quecksilbernen dämonisch-irrlüchtigen Phantasiemenschen, der als einziger eine „Berliner Spukatmosphäre“ zu schaffen vermochte, ein literarisches Phänomen, nicht nur für Deutschland, sondern auch für Frankreich, in dem Hoffmann als Klassiker gilt. Den Übergang von der Romantik zum Realismus bildete Gottfried Kellers „Grüner Heinrich“.

Auch im Drama, das an sich keine romantische Urform ist, hat sich die Romantik bewährt in dem helldunklen Lebenswerk des unglücklichen Heinrich von Kleist, dem Schöpfer des „Prinzen von Homburg“ und der unsterblichen „Penthesilea“, in Franz Grillparzers formenschönen Griechendramen und dem orientalisch-phantastischen „Der Traum ein Leben“; in Ferdinand Raimunds romantischem Märchendrama und schließlich noch in des wildgenialen Detmolders Christian Dietrich Grabbes „Don Juan und Faust“, „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ und seinen „Hohenstaufen“.

Dies Buch will den bisherigen engen Rahmen zahlreicher, meist nur lyrischer Anthologien sprengen und ihn wesentlich erweitern: Es bietet zum erstenmal den geistigen Querschnitt durch die ganze Epoche. Einsetzend mit Wackenroders erster Hinwendung zur deutschen Kunst der Vergangenheit führt es von der ideenreichen und vorbereitenden Frühromantik über den Heidelberger Kreis in die breit hinströmende Spätromantik der dreißiger und vierziger Jahre und endet mit dem Umschlag in Pessimismus und Realismus in Schopenhauer.

Daß die Romantik schließlich in ein katholisches Fahrwasser geriet, war die Folge der politischen Entwicklung nach dem Wiener Frieden in der traurigen Ära Metternich. Aber die nicht zu leugnende Tatsache, daß zahlreiche Romantiker zum Schluß konvertierten oder im Schatten des Kreuzes Frieden suchten, darf nicht dahin führen, die ganze Bewegung nur von diesem Punkt aus zu bewerten. Sie hat Unendliches geleistet und vom Mutterboden des eigenen Volkstums aus einen Dombau des Geistes geschaffen, der Vergangenheit und Zukunft umwölbt. Religion, Kunst und Wissenschaft verdanken ihr Unendliches und, wie sich auch die Zukunft gestalten mag, ein Kern Romantik wird in allem Deutschen und in allem Geistigen immer lebendig sein! —

PAUL FRIEDRICH

FRÜHROMANTIK

WILHELM HEINRICH WACKENRODER

1773—1798

Ehrengedächtnis unseres ehrwürdigen Ahnherren Albrecht Dürer

NÜRNBERG! Du vormals weltberühmte Stadt! Wie gerne durchwanderte ich deine krummen Gassen, mit welcher kindlichen Liebe betrachte ich deine altväterischen Häuser und Kirchen, denen die feste Spur von unserer alten, vaterländischen Kunst eingedruckt ist! Wie innig lieb ich die Bildungen jener Zeit, die eine so derbe, kräftige und wahre Sprache führen! Wie ziehen sie mich zurück in jenes graue Jahrhundert, da du, Nürnberg, die lebendigwimmelnde Schule der vaterländischen Kunst warst, und ein recht fruchtbarer, überfließender Kunstgeist in deinen Mauern lebte und webte: — Da Meister Hans Sachs und Adam Kraft, der Bildhauer, und vor allem Albrecht Dürer mit seinem Freunde Willibaldus Pirckheimer und so viele andere hochgelobte Ehrenmänner noch lebten! Wie oft habe ich mich in jene Zeit zurückgewünscht. Wie oft ist sie in meinen Gedanken wieder von neuem vor mir hervorgegangen, wenn ich in deinen ehrwürdigen Büchersälen, Nürnberg, in einem engen Winkel, beim Dämmerlicht der kleinen, rundscheibigen Fenster saß und über den Folianten des wackeren Hans Sachs oder über anderem alten, gelben, wurmgefressenen Papier brütete; — oder wenn ich unter den kühnen Gewölben deiner düsteren Kirchen landete, wo der Tag durch buntbemalte Fenster all das Bildwerk strich und die Malereien der alten Zeit wunderbar beleuchtete! — — Ihr wundert euch meiner und seht mich an; ihr Engherzigen, Kleingläubigen! O ich kenne sie ja, die Myrtenwälder Italiens — ich kenne sie ja, die himmlische Glut in den begeisterten Männern des beglückten Südens: — Was ruft ihr mich hin, wo immer Gedanken meiner Seele wohnen, wo die Heimat der schönsten Stunden meines Lebens ist! — Ihr, die ihr überall Grenzen sehet, wo keine sind! Liegt Rom und Deutschland nicht auf einer Erde? Hat der himmlische Vater nicht Wege von Norden nach Süden gemacht wie von Westen nach Osten über den Erdteil geführt? Ist ein Menschenleben zu kurz? Sind die Alpen unübersteiglich? — Nun, so muß auch mehr als eine Liebe in der Brust des Menschen wohnen können. — —

Aber jetzt wandelt mein trauriger Geist auf der geweihten Stätte vor deinen Mauern, Nürnberg, auf dem Gottesacker, wo die Gebeine Albrecht Dürers ruhen, der einst die Zierde von Deutschland, ja von Europa war. Sie ruhen, von wenigen besucht, unter zahllosen Grabsteinen, deren jeder mit einem ehernen Bildwerk, als dem Gepräge der alten Kunst, bezeichnet ist, und zwischen denen sich hohe Sonnenblumen in Masse erheben, welche den Gottesacker zu einem lieblichen Garten machen. So ruhen die vergessenen Gebeine unseres alten Albrecht Dürers, um dessentwillen es mir lieb ist, daß ich ein Deutscher bin. —

Wenigen muß es gegeben sein, die Seele in deinen Bildern so zu verstehen, und das Eigene und Besondere darin mit solcher Innigkeit zu genießen, als der Himmel es mir vor vielen anderen vergönnt zu haben scheint, denn ich sehe mich um, und finde wenige, die mit so herzlicher Liebe, mit solcher Verehrung vor dir verweilten als ich.

Ist es nicht, als wenn die Figuren in diesen deinen Bildern wirkliche Menschen wären, welche zusammen redeten? Ein jeglicher ist so eigentümlich gestempelt, daß man ihn aus einem

großen Haufen herausfinden würde; ein jeglicher so aus der Mitte der Natur genommen, daß er ganz und gar seinen Zweck erfüllt. Keiner ist mit halber Seele da, wie man es öfter bei sehr zierlichen Bildern neuer Meister sagen möchte; jeder ist im vollen Leben ergriffen und so auf die Tafel hingestellt. Wer klagen soll, klagt; wer zürnen soll, zürnt; und wer beten soll, betet. Alle Figuren reden, und reden laut und vernehmlich. Kein Arm bewegt sich unnütz, oder bloß zum Augenspiel, zur Füllung des Raumes. Alle Glieder, alles spricht uns gleichsam mit Macht an, daß wir den Sinn und die Seele des Ganzen recht fest im Gemüt fassen. Wir glauben alles, was der kunstreiche Mann uns darstellt, und es verwischt sich nie aus unserem Gedächtnis.

Wie ist's, daß es mir vorkommt, als wenn ihr alle die Malerkunst weit ernsthafter, wichtiger und würdiger gehandhabt hättest, als diese zierlichen Künstler unserer Tage? Mich dünkt, ich sehe euch, wie ihr nachdenkend vor eurem angefangenen Bilde steht — wie die Vorstellung, die ihr sichtbar machen wollt, ganz lebendig eurer Seele vorschwebt — wie ihr bedächtig überlegt, welche Mienen und welche Stellungen den Zuschauer wohl am stärksten und sichersten ergreifen können und seine Seele beim Ansehen am mächtigsten bewegen möchten —, und wie ihr dann mit inniger Teilnahme und freundlichem Ernst, die eurer lebendigen Einbildung befreundeten Wesen auf der Tafel treu und langsam auftragt. Aber die Neueren scheinen gar nicht zu wollen, daß man ernsthaft an dem, was sie uns vorstellen, teilnehmen solle; sie arbeiten für vornehme Herren, welche von der Kunst nicht gerührt und veredelt, sondern aufs höchste geblendet und gekitzelt sein wollen; sie bestreben sich, ihr Gemälde zu einem Probestück von recht vielen niedlichen und täuschenden Farben zu machen; sie prüfen ihren Witz in Ausstreuung des Lichtes und Schattens; — aber die Menschenfiguren scheinen öfters bloß um der Farben und um des Lichtes willen, wahrlich ich möchte sagen, als ein notwendiges Übel im Bilde zu stehen.

Wehe, muß ich rufen über unser Zeitalter, daß es die Kunst so bloß als ein leichtsinniges Spiel der Sinne übt, da sie doch wahrlich etwas sehr Ernsthaftes und Erhabenes ist. Achtet man den Menschen nicht mehr, daß man ihn in der Kunst vernachlässigt, und artige Farben und allerhand Künstlichkeit mit Lichtern der Betrachtung würdiger findet? —

In den Schriften des von unserm Albrecht sehr hochgeschätzten und verteidigten Martin Luthers, worin ich, wie ich nicht ungern gestehe, einiges aus Wißbegierde wohl gelesen habe und in welchen viel Gutes verborgen sein mag, habe ich über die Wichtigkeit der Kunst eine merkwürdige Stelle gefunden, die mir jetzt lebhaft ins Gemüt kommt. Denn es behauptet dieser Mann irgendwo ganz dreist und ausdrücklich: daß nächst der Theologie unter allen Wissenschaften und Künsten des menschlichen Geistes die Musik den ersten Platz einnehme. Und ich muß offenherzig bekennen, daß dieser kühne Ausspruch meine Blicke sehr auf den ausgezeichneten Mann hingerichtet hat. Denn die Seele, aus welcher ein solcher Ausspruch kommen konnte, mußte für die Kunst gerade diejenige tiefe Verehrung empfinden, welche, ich weiß nicht woher, in so wenigen Gemütern wohnt, und welche, nach meinem Bedürken, doch so sehr natürlich und so bedeutend ist.

Wenn nun die Kunst (ich meine, ihr Haupt- und wesentlicher Teil) wirklich von solcher Wichtigkeit ist, so ist es sehr unwürdig und leichtsinnig, sich von den sprechenden und lehrreichen Menschenfiguren unseres alten Albrecht Dürer hinwegzuwenden, weil sie nicht mit der gleißenden äußeren Schönheit, welche die heutige Welt für das Einzige und Höchste in der Kunst hält, ausgestattet sind. Es verrät nicht ein ganz gesundes und reines Gemüt, wenn sich jemand vor einer geistlichen Betrachtung, welche an sich trifft und eindringend ist, die Ohren zuhält, weil der Redner seine Worte nicht in zierlicher Ordnung stellt, oder weil er eine üble,

fremde Aussprache, oder ein schlechtes Spiel mit den Händen an sich hat, hindern mich aber, dergleichen Gedanken, diese äußere und sozusagen bloß körperliche Schönheit der Kunst, wo ich sie finde, nach Verdienst zu schätzen und zu bewundern. Auch wird dir das, mein geliebter Albrecht Dürer, als ein grober Verstoß angerechnet, daß du deine Menschenfiguren nur so bequem nebeneinander hinstellst ohne sie künstlich durcheinander zu verschränken, daß sie ein methodisches Gruppo bilden. Ich liebe dich in dieser deiner unbefangenen Einfalt, und hefte mein Auge gebührlich zuerst auf die Seele und tiefe Bedeutung deiner Menschen, ohne daß mir dergleichen Tadelsucht nur in den Sinn kommt. Viel Personen aber scheinen von derselben wie von einem bösen, quälenden Geiste so geplagt, daß sie dadurch zu verachten und zu verhöhnen aufgereizt werden, ehe sie ruhig betrachten können — und am allerwenigsten über die Schranken der Gegenwart sich in die Vorzeit hinüberzusetzen vermögen. Gern will ich auch zugeben, ihr eifrigen Neulinge, daß ein junger Schüler jetzt klüger und gelehrter von Farben, Licht und Zusammensetzung der Figuren reden mag, als der alte Dürer es verstand; spricht aber sein eigener Geist aus den Farben, oder nicht vielmehr die Kunstweisheit und Erfahrung der vergangenen Zeiten? Die eigentliche, innere Seele der Kunst fassen nur auserwählte Geister auf einmal, mag auch schon die Führung des Pinsels noch sehr mangelhaft sein; alle die Außenwerke der Kunst hingegen werden nach und nach durch Erfindung, Übung und Nachdenken zur Vollkommenheit gebracht. Es ist aber eine schnöde und bedauernswerte Eitelkeit, die das Verdienst der Zeiten ihrem eigenen schwachen Haupte zur Krone aufsetzt und ihre Nichtigkeit unter erborgtem Glanze verstecken will. Hinweg, ihr weisen Knaben, von dem alten Künstler von Nürnberg! — und daß keiner verspottend ihn zu berichtigen sich vermessen mag, der noch kindisch darüber die Nase rümpfen kann, daß er nur Tizian und Correggio zu Lehrmeistern hatte, oder daß man zu seiner Zeit so seltsam alfränkische Kleidung trug!

Denn auch um deswillen wollen die heutigen Lehrer ihn sowie manchen andern guten Maler seines Jahrhunderts nicht schön und edel nennen, weil sie die Geschichte aller Völker und wohl selbst die geistigen Historien unserer Religion in die Tracht ihrer Zeiten kleiden. Allein ich denke dabei wie doch ein jeder Künstler, der die Wesen vergangener Jahrhunderte durch seine Brust gehen läßt, sie mit dem Geist und Atem seines Alters beleben muß; und wie es doch billig und natürlich ist, daß die Schöpfungskraft des Menschen alles Fremde und Entfernte, und also auch selbst die himmlischen Wesen, sich liebend nahebringt und in die wohlbekannten und geliebten Formen seiner Welt und seines Gesichtskreises hüllt.

Als Albrecht den Pinsel führte, da war der Deutsche auf dem Völkerschauplatz unseres Weltteils noch ein eigentümlicher und ausgezeichneter Charakter von festem Bestand; und seinen Bildern ist nicht nur in Gesichtsbildung und im ganzen Äußeren, sondern auch im inneren Geiste dieses ernsthafte, gerade und kräftige Wesen des deutschen Charakters treu und deutlich eingeprägt. In unseren Zeiten ist dieser festbestimmte deutsche Charakter und ebenso die deutsche Kunst verlorengegangen. Der Deutsche lernt die Sprachen aller Völker Europas und soll prüfend und richtend aus dem Geist aller Nationen Nahrung ziehen; und der Schüler der Kunst wird belehrt, wie er den Ausdruck Raffaels und die Farben der venezianischen Schule und die Wahrheit der Niederländer und das Zauberlicht des Correggio, alles zusammen nachahmen und auf diesem Wege zur alles übertreffenden Vollkommenheit gelangen solle. — O traurige Afterweisheit! O blinder Glaube des Zeitalters, daß man jede Art der Schönheit und jedes Vorzügliche aller großen Künstler der Erde zusammensetzen und durch das Betrachten aller, und das Erbetteln von ihren mannigfachen großen Gaben, ihrer aller Geist in sich vereinigen, und sie alle besiegen könne. —

Die Periode der eigenen Kraft ist vorüber, man will durch ärmliches Nachahmen und klügeldes Zusammensetzen das versagende Talent erzwingen, und kalte, geleckte, charakterlose Werke sind die Frucht. — Die deutsche Kunst war ein frommer Jüngling in den Ringmauern einer kleinen Stadt unter Blutsfreunden häuslich erzogen. — Nun sie älter ist, ist sie zum allgemeinen Weltmanne geworden, der mit den kleinstädtischen Sitten zugleich sein Gefühl und sein eigentümliches Gepräge von der Seele wegewischt hat.

Ich möchte um alles nicht, daß der zauberhafte Correggio oder der prächtige Paolo Veronese oder der gewaltige Buonarroti ebenso gemalt hätten wie Raffael.

Und eben auch stimme ich keineswegs in die Redensarten derer mit ein, welche sprechen: „Hätte Albrecht Dürer nur in Rom eine Zeitlang gehaust, so wäre er ein großer Maler geworden; man muß ihn bedauern und sich nur wundern, wie er es in seiner Lage noch so weit gebracht hat.“ Ich finde hier nichts zu bedauern, sondern freue mich, daß das Schicksal dem deutschen Boden an diesem Manne einen echt vaterländischen Maler gegönnt hat. Er würde nicht er selber geblieben sein; sein Blut war kein italienisches. Er war für das Idealische und die erhabene Hoheit eines Raffael nicht geboren; er hatte daran seine Lust, uns die Menschen zu zeigen, wie sie um ihn herum wirklich waren, und es ist ihm gar trefflich gelungen. Dennoch aber fiel es mir, als ich in meinen jüngeren Jahren die ersten Gemälde von Raffael sowohl als dir, mein geliebter Dürer, in einer herrlichen Bildergalerie sah, wunderbar in den Sinn, wie unter allen anderen Malern, die ich kannte, diese beiden eine ganz besonders nahe Verwandtschaft zu meinem Herzen hätten. Bei beiden gefiel es mir so sehr, daß sie so einfach und grad, ohne die zierlichen Umschweife anderer Maler uns die Menschheit in voller Seele so klar und deutlich vor Augen stellten. Allein, ich getraute mir damals nicht, meine Meinung jemandem zu entdecken, weil ich glaubte, daß jeder mich verlachen würde, und wohl wußte, daß die mehrsten von den alten deutschen Malern nichts als etwas sehr Steifes und Trockenes erkennen. Ich war indes an dem Tage, da ich jene Bildergalerie gesehen hatte, so voll von diesen meinen Gedanken, daß ich damit einschlief, und mir in der Nacht ein entzückendes Traumgesicht vor-kam, welches mich noch fester in meinem Glauben bestärkte. Es dünkte mich nämlich, als wenn ich, nach Mitternacht, von dem Gemach des Schlosses, worin ich schlief, durch die dunklen Säle des Gebäudes ganz allein mit einer Fackel nach der Bildergalerie zurückginge. Als ich an die Tür kam, hörte ich drinnen ein leises Gemurmel; — ich öffnete sie — und plötzlich fuhr ich zurück, denn der ganze große Saal war von einem seltsamen Lichte erleuchtet, und vor mehreren Gemälden standen ihre ehrwürdigen Meister in leibhafter Gestalt da, und in ihrer alten Tracht, wie ich sie in Bildnissen gesehen hatte. Einer von ihnen, den ich nicht kannte, sagte mir, daß sie manche Nacht vom Himmel herunterstiegen und hier und dort auf Erden in Bildersälen bei der nächtlichen Stille umherwanderten und die noch immer geliebten Werke ihrer Hand betrachteten. Viele italienische Maler erkannte ich; von Niederländern sah ich sehr wenige. Ehrfurchtsvoll ging ich zwischen ihnen durch; — und siehe! da standen, abgesondert von allen, Raffael und Albrecht Dürer Hand in Hand leibhaftig vor meinen Augen und sahen in freundlicher Ruhe schweigend ihre beisammenhängenden Gemälde an. Den göttlichen Raffael anzureden hatte ich nicht den Mut, eine heimliche ehrerbietige Furcht verschloß mir die Lippen. Aber meinen Albrecht wollte ich soeben begrüßen, und meine Liebe vor ihm ausschütten; — allein in dem Augenblick verwirrte sich mit einem Getöse alles vor meinen Augen, und ich erwachte mit heftiger Bewegung.

Dieses Traumgesicht hatte meinem Gemüt innige Freude gemacht und diese ward noch vollkommener, als ich bald nachher in dem alten Vasari las, wie die beiden herrlichen Künstler

auch bei ihren Lebzeiten wirklich, ohne sich zu kennen, durch ihre Werke, Freunde gewesen und wie die redlichen und treuen Arbeiten des alten Deutschen von Raffael mit Wohlgefallen angesehen waren und er sie seiner Liebe nicht unwert geachtet hätte.

Das aber kann ich freilich nicht verschweigen, daß mir nachher bei den Werken der beiden Maler immer so wie in jenem Traum zumute war, daß ich nämlich bei denen des Albrecht Dürer wohl manchmal mich daran versuchte, ihr echtes Verdienst jemandem zu erklären, und über ihre Vortrefflichkeit mich in Worten auszubreiten wagte, bei den Werken Raffaels aber immer von der himmlischen Schönheit so erfüllt und bedrängt ward, daß ich nicht wohl darüber reden noch jemandem deutlich auseinandersetzen konnte, woraus mir überall das Göttliche hervorleuchte.

Aber ich will jetzt meinen Blick von dir abwenden, mein Albrecht. Vergleichung ist ein gefährlicher Feind des Genusses; auch die höchste Schönheit der Kunst übt nur dann, wie sie soll, ihre volle Gewalt an uns aus, wenn unser Auge nicht zugleich seitwärts auf andere Schönheit blickt.

Der Himmel hat seine Gaben unter die großen Künstler der Erde so verteilt, daß wir durchaus genötigt werden, vor einem jeglichen stillzustehen — und jeglichem seinen Anteil unserer Verehrung zu opfern.

Nicht bloß unter italienischem Himmel, unter majestätischen Kuppeln und korinthischen Säulen — auch unter Spitzgewölben, kraus verzierten Gebäuden mit gotischen Türmen, wächst wahre Kunst hervor.

Friede sei mit deinen Gebeinen, mein Albrecht Dürer, und möchtest du wissen, wie ich dich liebhabe, und hören, wie ich unter der heutigen dir fremden Welt der Herold deines Namens bin. — Gesegnet sei mir deine goldene Zeit, Nürnberg! Die einzige Zeit, da Deutschland eine eigene vaterländische Kunst zu haben sich rühmen konnte. Aber die schönsten Zeitalter ziehen über die Erde hinweg und verschwinden, wie glänzende Wolken über das Gebäude des Himmels wegziehen. Sie sind vorüber und ihrer wird nicht gedacht, nur wenige rufen sie aus innerer Liebe in ihr Gemüt zurück, aus bestäubten Büchern und bleibenden Werken der Kunst.

DIE ROMANTISCHE IRONIE

FRIEDRICH SCHLEGEL

1772—1829

Aphorismen

Ich glaube an die unendliche Menschheit, die da war, ehe sie die Hülle der Männlichkeit und der Weiblichkeit annahm.

Ich glaube, daß ich nicht lebe, nur zu gehorchen oder nur mich zu zerstreuen, sondern zu sein und zu werden; und ich glaube an die Macht des Willens und der Bildung, mich dem Unendlichen wieder zu nähern, mich aus den Fesseln der Mißbildung zu erlösen, und mich von den Schranken des Geschlechts unabhängig zu machen.

Ich glaube an Begeisterung und Jugend, an die Würde der Kunst und den Reiz der Wissenschaft, an Freundschaft der Männer und Liebe zum Vaterlande, an vergangene Größe und künftige Vollendung.

Verstand ist mechanischer, Witz ist chemischer, Genie ist organischer Geist.

In den Werken der größten Dichter atmet nicht selten der Geist einer anderen Kunst. Sollte dies nicht auch bei Malern der Fall sein; malt nicht Michelangelo in gewissem Sinne wie ein Bildhauer, Raffael wie ein Architekt, Correggio wie ein Musiker? Und gewiß würden sie darum nicht weniger Maler sein als Tizian, weil dieser bloß Maler war.

Wenn jedes unendliche Individuum Gott ist, so gibt's so viele Götter als Ideale. Auch ist das Verhältnis des wahren Künstlers und des wahren Menschen zu seinen Idealen durchaus Religion. Wem dieser innere Gottesdienst Ziel und Geschäft des ganzen Lebens ist, der ist Priester, und so kann und soll es jeder werden.

Opfere den Grazien, heißtt, wenn es einem Philosophen gesagt wird, soviel als: schaffe die Ironie und bilde dich zur Urbanität.

Soll denn die Poesie schledhthin eingeteilt sein? Oder soll sie die eine und unteilbare bleiben? Oder wechseln zwischen Trennung und Verbindung? Die meisten Vorstellungarten vom poetischen Weltsystem sind noch so roh und kindisch, wie die älteren vom astrologischen des Kopernikus. Die gewöhnlichen Einteilungen der Poesie sind nur totes Fachwerk für einen beschränkten Horizont. Was einer machen kann, oder was eben gilt, ist die ruhende Erde im Mittelpunkt. Im Universum der Poesie selbst aber ruht nichts, alles wird und verwandelt sich und bewegt sich harmonisch. Und auch die Kometen haben unabänderliche Bewegungsgesetze. Ehe sich aber der Lauf dieser Gestirne nicht berechnen, ihre Wiederkunft nicht vorher bestimmen läßt, ist das wahre Weltsystem der Poesie noch nicht entdeckt.

Universalität ist Wechselsättigung aller Formen und aller Stoffe. Zur Harmonie gelangt sie nur durch Verbindung der Poesie und der Philosophie: auch den universellsten vollendetsten Werken der isolierten Poesie und Philosophie scheint die letzte Synthese zu fehlen: dicht am

Ziel der Harmonie bleibt sie unvollendet stehen. Das Leben des universellen Geistes ist eine ununterbrochene Kette innerer Revolutionen; alle Individuen, die ursprünglichen ewigen nämlichen leben in ihm. Er ist ein echter Polytheist und trägt den ganzen Olymp in sich.

Aus dem „Katedismus der Vernunft für edle Frauen“

*

Die Schriftstellerei ist, je nachdem man sie treibt, eine Infamie, eine Ausschweifung, eine Tagelöhnerei, ein Handwerk, eine Kunst, eine Wissenschaft und eine Tugend.

Viele Werke der Alten sind Fragmente geworden. Viele Werke der Neueren sind es gleich bei der Entstehung.

Man soll Witz haben, aber nicht haben wollen; sonst entsteht Witzelei, alexandrinischer Stil und Witz.

Der Zyniker dürfte eigentlich gar keine Sachen haben; denn alle Sachen, die ein Mensch hat, haben ihn doch in gewissem Sinn wieder. Es kommt also nur darauf an, die Sachen so zu haben, als ob man sie nicht hätte. Noch künstlicher und noch zynischer ist's aber, die Sachen so nicht zu haben, als ob man sie hätte.

Es ist gleich tödlich für den Geist, ein System zu haben und keins zu haben. Er wird sich also wohl entschließen müssen, beides zu verlieren.

Die intellektuale Anschauung ist der kategorische Imperativ der Theorie.

Poetisches Sehen ist Spiel von Vorstellungen und Spiel ist Schein von Handlungen.

Schön ist, was zugleich reizend und erhaben ist.

Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennten Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will und soll auch Poesie und Prosa, Originalität und Kritik, Kunstmusik und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig machen, den Witz poetisieren und die Formen der Kunst mit gediegenem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen und durch die Schwingungen des Humors beseelen. Sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, vom größten, wieder mehr Systeme in sich enthaltenden System der Kunst, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Kind ausdrückt in kunstlosem Gesang. Sie kann sich so in das Dargestellte verlieren, daß man glauben möchte, poetische Individuen jeder Art zu charakterisieren, sei ihr Eins und Alles; und doch gibt es noch keine Form, die so dazu gemacht wäre, den Geist des Autors vollständig auszudrücken: so daß manche Künstler, die nur auch einen Roman schreiben wollten, von ungefähr sich selbst dargestellt hätten. Nur sie kann gleich dem Epos ein Spiegel der ganzen umgebenden Welt, ein Bild des Zeitalters werden. Und doch kann auch sie am meisten zwischen dem Dargestellten und dem Darstellenden, frei von allem realen und idealen Interesse auf den Flügeln der poetischen Reflexion in der Mitte schweben, diese Reflexion immer wieder potenzieren und wie in einer endlosen Reihe von Spiegeln vervielfachen. Sie ist der höchsten und allseitigsten Bildung fähig; nicht bloß von innen heraus, sondern auch von außen hinein; indem sie jedem, was ein Ganzes in ihren Produkten sein soll, alle Teile ähnlich organisiert, wodurch ihr die Aussicht auf eine

grenzenlos wachsende Klassizität eröffnet wird. Die romantische Poesie ist unter den Künstlern, was der Witz der Philosophen und die Gesellschaft, Umgang, Freundschaft und Liebe im Leben ist. Andere Dichtarten sind fertig, und können nun vollständig zergliedert werden. Die romantische Dichtart ist noch im Werden; ja, das ist ihr eigentliches Wesen, daß sie ewig neu werden, nie vollendet sein kann. Sie kann durch keine Theorie erschöpft werden, und nur eine divinatorische Kritik dürfte es wagen, ihr Ideal charakterisieren zu wollen. Sie allein ist unendlich, wie sie allein frei ist, und das als ihr erstes Gesetz anerkennt, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. Die romantische Dichtart ist die einzige, die mehr als Art und gleichsam die Dichtkunst selbst ist: denn in einem gewissen Sinn ist oder soll alle Poesie romantisch sein.

Genie ist nämlich ein System von Talenten.

Eine Idee ist ein bis zur Ironie vollendeter Begriff, eine absolute Synthesis absoluter Antithesen, der stete, sich selbst erzeugende Wechsel zweier streitender Gedanken. Ein Ideal ist zugleich Idee als Faktum (s. Hegel).

Aber sich willkürlich bald in diese, bald in jene Sphäre, wie in eine andere Welt, nicht bloß mit dem Verstande und der Einbildung, sondern mit ganzer Seele versetzen; bald auf diesen, bald auf jenen Teil seines Wesens frei Verzicht tun, und sich auf einen anderen ganz beschränken; jetzt in diesem, jetzt in jenem Individuum sein Eins und Alles suchen und finden und alle übrigen absichtlich vergessen: das kann nur ein Geist, der gleichsam eine Mehrheit von Geistern und ein ganzes System von Personen in sich enthält, und in dessen Inneren das Universum, welches, wie man sagt, in jeder Monade keimen soll, ausgewachsen und reif geworden ist.

Jean Pauls groteskes Talent und Peter Leberechts (Tiecks) phantastische Bildung vereinigt, würden einen vortrefflichen Dichter hervorbringen.

Aus dem romantischen Gesichtspunkt haben auch die Abarten der Poesie selbst die exzentrischen und monströsen ihren Wert, als Materialien und Vorübungen der Universalität, wenn nur irgend etwas drin ist, wenn sie nur original sind.

Die Poesie ist Musik für das innere Ohr und Malerei für das innere Auge; aber gedämpfte Musik, aber verschwebende Malerei.

Ehedem wurde unter uns die Natur, jetzt wird das Ideal ausschließend gepredigt. Man vergißt zu oft, daß diese Dinge wenig vereinbar sind, daß in der schönen Darstellung die Natur idealisch und das Ideal natürlich sein soll.

Das Ideal liegt nicht in der Quantität, sondern in der Qualität.

Es gibt eine Poesie, deren Eins und Alles das Verhältnis des Idealen und Realen ist, und die also nach der Analogie der philosophischen Kunstsprache Transzentalpoesie heißen müßte. Sie beginnt als Satire mit der absoluten Verschiedenheit des Idealen und Realen, schwebt als Elegie in der Mitte und endigt als Idylle mit der absoluten Identität beider. So wie man aber wenig Wert auf eine Transzentalphilosophie legen würde, die nicht kritisch wäre, nicht auch das Produzierende mit dem Produkt darstellt und im System der transzentalen Gedanken zugleich eine Charakteristik des transzentalen Denkens enthielte: so sollte wohl auch jene Poesie die den modernen Dichtern nicht seltenen transzentalen Materialien

und Vorübungen zu einer poetischen Theorie des Dichtungsvermögens mit der künstlerischen Reflexion und schönen Selbstbespiegelung, die sich im Pindar, den lyrischen Fragmenten der Griechen und der alten Elegie, unter den neueren aber in Goethe findet, vereinigen, und in jeder ihrer Darstellungen sich selbst mitdarstellen, und überall zugleich Poesie und Poesie der Poesie sein.

Bei der Liebe der alexandrinischen und römischen Dichter für schwierige und unpoetische Stoffe liegt doch der Gedanke zugrunde: daß alles poetisiert werden soll: keineswegs als Absicht der Künstler, aber als historische Tendenz der Werke. Und bei der Mischung aller Kunstarten der poetischen Eklektiker des späteren Altertums, die Forderung, daß es nur „Eine Poesie“ geben solle wie „Eine Philosophie“.

Im Aristophanes ist die Immoralität gleichsam legal, und in den Tragikern ist die Illegalität moralisch.

Dantes prophetisches Gedicht ist das einzige System der transzendentalen Poesie, immer noch das Höchste seiner Art. Shakespeares Universalität wie der Mittelpunkt der romantischen Kunst. Goethes rein poetische Poesie ist die vollständigste Poesie. Das ist der große Dreiklang der modernen Poesie, der innerste und allerheiligste Kreis unter allen engeren und weiteren Sphären der kritischen Auswahl der Klassiker der neueren Dichtkunst.

Der Grundirrtum der sophistischen Ästhetik ist der, die Schönheit bloß für einen gegebenen Gegenstand, für ein psychologisches Phänomen zu halten. Sie ist freilich nicht bloß der leere Gedanke von etwas, was hervorgebracht werden soll, sondern zugleich die Sache selbst, eine der ursprünglichen Handlungsweisen des menschlichen Geistes, nicht bloß eine notwendige Fiktion, sondern auch ein Faktum, nämlich ein ewig transzendentales.

Die Gesellschaften der Deutschen sind ernsthaft, ihre Komödien und Satiren sind ernsthaft, ihre Kritik ist ernsthaft, ihre ganze schöne Literatur ist ernsthaft, ist das Lustige bei dieser Nation immer nur unbewußt und unwillkürlich?

Vielleicht muß man, einen transzentalen Gesichtspunkt für das Antike zu haben, erzmodern sein. Windelmann hat die Griechen wie ein Grieche gefühlt. Hemsterhuys hingegen wußte, modernen Umfang durch antike Einfachheit schön zu beschränken und warf von der Höhe seiner Bildung, wie von einer freien Grenze, gleich seelenvolle Blicke in die alte und neue Welt.

Wenn wir von der Außenwelt sprechen, wenn wir wirkliche Gegenstände schildern, so verfahren wir wie das Genie. Ohne Genialität existierten wir alle überhaupt nicht. Genie ist zu allem nötig. Was man aber gewöhnlich Genie nennt, ist Genie des Genies.

Echt geselliger Witz ist ohne Knall. Es gibt eine Art desselben, die nur magisches Farbenspiel in höheren Sphären ist.

Wie Simonides die Poesie eine redende Malerei und die Malerei eine stumme Poesie nannte, so könnte man sagen, die Geschichte sei eine werdende Philosophie, und die Philosophie eine vollendete Geschichte. Aber Apoll, der nicht verschweigt und nicht sagt, sondern andeutet, wird nicht mehr verehrt, und wo sich eine Muse sehen läßt, wollen sie sie gleich zu Protokoll vernehmen. Wie übel verfährt selbst Lessing mit jenem schönen Wort des geistvollen Griechen, der vielleicht keine Gelegenheit hatte, an descriptive poetry zu denken und dem es sehr

überflüssig scheinen mußte, daran zu erinnern, daß die Poesie auch eine geistige Musik sei, da er keine Vorstellung davon hatte, daß beide Künste getrennt sein könnten.

Sinn, der sich selbst sieht, wird Geist. Geist ist innere Geselligkeit, Seele ist verborgene Liebenswürdigkeit. Aber die eigentliche Lebenskraft der inneren Schönheit und Vollendung ist das Gemüt. Man kann etwas Geist haben ohne Seele, und viel Seele bei weniger Gemüt. Der Instinkt der sittlichen Größe aber, den wir Gemüt nennen, darf nur sprechen lernen, so hat er Geist. Er darf sich nur regen und lieben, so ist er ganz Seele; und wenn er reif ist, hat er Sinn für alles. Geist ist wie eine Musik von Gedanken; wo Seele ist, da haben auch die Gefühle Umriß und Gestalt, edles Verhältnis und reizendes Kolorit. Gemüt ist die Poesie der erhabenen Vernunft, und durch Vereinigung mit Philosophie und sittlicher Erfahrung entspringt aus ihm die namenlose Kunst, welche das verworrene flüchtige Leben ergreift und zur ewigen Einheit bildet.

Aus „Athenäum“ („Duclos bemerkt“)

*

Nur durch Beziehungen aufs Unendliche entsteht Gehalt und Nutzen; was sich nicht darauf bezieht, ist schlechthin leer und unnütz.

Das ewige Leben und die unsichtbare Welt ist nur in Gott zu suchen. In ihm leben alle Geister, er ist ein Abyssus von Individualität, das einzige unendlich Volle.

Der Verstand, sagt der Verfasser der Reden über die Religion, weiß nur vom Universum; die Phantsie herrsche, so habt ihr einen Gott. Ganz recht, die Phantasie ist das Organ der Menschen für die Gottheit.

Jeder Begriff von Gott ist leeres Geschwätz. Aber die Idee der Gottheit ist die Idee aller Ideen.

Nichts ist mehr Bedürfnis der Zeit, als ein geistiges Gegengewicht gegen die Revolution und den Despotismus, welchen sie durch die Zusammendrängung der höchsten weltlichen Interessen über die Geister ausübt. Wo sollen wir dieses Gegengewicht suchen und finden? Die Antwort ist nicht schwer; unstreitig in uns, und wer da das Zentrum der Menschheit ergriffen hat, der wird eben da zugleich auch den Mittelpunkt der modernen Bildung und die Harmonie aller bis jetzt abgesonderten und streitenden Wissenschaften und Künste gefunden haben.

Man redet schon lange von einer Allmacht des Buchstabens, ohne recht zu wissen, was man sagt. Es ist Zeit, daß es Ernst damit werde, daß der Geist erwache und den verlorenen Zauberstab wieder ergreift.

Ironie ist klares Bewußtsein der ewigen Agilität, des unendlich vollen Chaos.

Verbindet die Extreme, so habt ihr die wahre Mitte.

Die wenigen Revolutionärs, die es in der Revolution gab, waren Mystiker, wie es nur Franzosen des Zeitalters sein können. Sie konstituierten ihr Wesen und Tun als Religion; aber in der künftigen Historie wird es als die höchste Bestimmung und Würde der Revolution erscheinen, daß sie das heftigste Inzitament der schlummernden Religion war.

Nicht in die politische Welt verschleudere du Glauben und Liebe, aber in der göttlichen Welt der Wissenschaft und der Kunst opfere dein Innerstes in den heiligen Feuerstrom ewiger Bildung.

Willst du ins Große wirken, so entzünde und bilde die Jünglinge und die Frauen. Hier ist noch am ersten Kraft und Gesundheit zu finden, und auf diesem Wege wurden die wichtigsten Reformationen vollbracht.

Der Geist unserer alten Helden deutscher Kunst und Wissenschaft muß der unsrige bleiben, so lange wir Deutsche bleiben. Der deutsche Künstler hat keinen Charakter oder den eines Albrecht Dürer, Keppler, Hans Sachs, eines Luther und Jacob Böhme. Rechtlich, treuherzig, gründlich, genau und tief sinnig ist dieser Charakter, dabei unschuldig und etwas ungeschickt. Nur bei den Deutschen ist es eine Nationaleigenheit, die Kunst und die Wissenschaft bloß um der Kunst und der Wissenschaft willen göttlich zu verehren.

Der Poesie der Dichter bedürfen die Frauen weniger, weil ihr eigenstes Wesen Poesie ist.

Nicht Hermann und Wodan sind die Nationalgötter der Deutschen, sondern die Kunst und die Wissenschaft. Gedenke noch einmal an Kepler, Dürer, Luther, Böhme und dann an Lessing, Winckelmann, Goethe, Fichte. Nicht auf die Sitten allein ist die Tugend anwendbar; sie gilt auch für Kunst und Wissenschaft, die ihre Rechte und Pflichten haben, und dieser Geist, diese Kraft der Tugend unterscheidet eben den Deutschen in der Behandlung der Kunst und der Wissenschaft.

Wie die Kaufleute im Mittelalter, so sollten die Künstler jetzt zusammentreten zu einer Hanse, um sich einigermaßen gegenseitig zu schützen.

Aus „Athenäum“

*

Der damalige Zustand, Philosophie und Poesie, die höchsten Kräfte des Menschen, die selbst zu Athen jede für sich zu der höchsten Blüte, doch ureinzeln wirkten, greifen nun ineinander, um sich in ewiger Wechselwirkung gegenseitig zu beleben und zu bilden. Das Übersetzen der Dichter und das Nachbilden ihrer Kunst ist zur Kunst und die Kritik zur Wissenschaft geworden, die alten Irrtümer vernichtet und neue Aussichten in die Kenntnis des Altertums eröffnet, in deren Hintergrunde sich eine vollendete Geschichte der Poesie zeigt.

Die neue Mythologie muß im Gegenteil aus der tiefsten Tiefe des Geistes herausgebildet werden; es muß das Künstlichste aller Kunstwerke sein, denn es soll alle anderen umfassen, ein neues Bett und Gefäß für den alten ewigen Urquell der Poesie und selbst das unendliche Gedicht, welches die Keime aller anderen Gedichte verhüllt.

Aber auch die anderen Mythologien müssen wiedererweckt werden nach dem Maß ihres Tiefsinns, ihrer Schönheit und ihrer Bildung, um die Entstehung der neuen Mythologie zu beschleunigen. Wären uns nur die Schätze des Orients so zugänglich wie dieses Altertum. Welch eine Quelle von Poesie könnte uns aus Indien fließen, wenn einige deutsche Künstler mit der Universalität und Tiefe des Sinns, mit dem Genie der Übersetzung, das ihnen eigen ist, die Gelegenheit besäßen, welche eine Nation, die immer stumpfer und brutaler wird, wenig zu brauchen versteht (s. Friedrich Rückert). Im Orient müssen wir das höchste Romantische suchen,

und wenn wir erst aus der Quelle schöpfen können, so wird uns vielleicht der Anschein von südlicher Glut, der uns jetzt in der spanischen Poesie so reizend ist, wieder nur abendländisch und sparsam erscheinen.

Lothario: Alle heiligen Spiele der Kunst sind nur ferne Nachbildungen von dem unendlichen Spiele der Welt, dem ewig sich selbst bildenden Kunstwerk.

Über die romantische Naturphilosophie: Ludovico: ... Es ist in der Tat wunderbar, wie die Physik, sobald es ihr nicht um technische Zwecke, sondern um allgemeine Resultate zu tun ist, ohne es zu wissen, in Kosmogonie gerät, in Astrologie, Theosophie oder wie ihr es sonst nennen wollt, kurz in eine mystische Wissenschaft vom Ganzen.

(Über Jean Paul:) Das bunte Allerlei vom kränklichen Witz gebe ich zu, aber ich nehme es in Schutz und behaupte dreist, daß solche Grotesken und Bekenntnisse noch die einzigen romantischen Erzeugnisse unseres romantisches Zeitalters sind.

Nach meiner Ansicht und nach meinem Sprachgebrauch ist aber das romantisch, was uns einen sentimental Stoff in einer phantastischen Form darstellt.

Da suche und finde ich das Romantische bei den älteren Modernen, bei Shakespeare, Cervantes, in der italienischen Poesie, in jenem Zeitalter der Ritter, der Liebe und der Märchen, aus welchem die Sache und das Wort herstammt ...

Nur mit dem Unterschiede, daß das Romantische nicht sowohl eine Gattung ist, als ein Element der Poesie, das mehr oder minder herrschen und zurücktreten, aber nie ganz fehlen darf.

Aus „Athenäum“, Gespräch über die Poesie

DIE IRONISCHE MÄRCHENKOMÖDIE UND DAS VOLKSTUM

LUDWIG TIECK

1773—1853

Der gestiefelte Kater

2. Akt (freies Feld).

HINZ:

mit Stock, Tornister und Sack.

Herrlich Wetter! — Es ist doch ein schöner warmer Tag, ich will mich auch hernach ein wenig in die Sonne legen. — (Er spreitet seinen Sack aus.) Nun, Glück, stehe mir bei! — Wenn ich freilich bedenke, daß diese eigensinnige Glücksgöttin so selten die klug angelegten Pläne begünstigt, daß sie immer darauf ausgeht, den Verstand der Sterblichen zuschanden zu machen, so möchte ich allen Mut verlieren. Doch, sei ruhig mein Herz, ein Königreich ist schon der Mühe wert, etwas dafür zu arbeiten und zu schwitzen! — Wenn nur keine Hunde hier in der Nähe sind, ich kann diese Geschöpfe gar nicht vor Augen sehen, es ist ein Geschlecht, das ich verachte, weil sie sich so gutwillig unter der niedrigsten Knechtschaft der Menschen bequemen. Sie können nichts als schmeicheln oder beißen, sie haben gar keinen Ton, der im Umgang so notwendig ist. — Er will sich nicht fangen. — (Er fängt an, ein Jägerlied zu singen: Im Felde schleicht' ich still und wild usw. Eine Nachtigall im benachbarten Busche fängt an zu schmettern.) Sie singt trefflich, die Sängerin der Haine — wie delikat muß sie erst schmecken! Die Großen der Erde sind doch darin recht glücklich, daß sie Nachtigallen und Lerchen essen können, soviel sie nur wollen — wir armen, gemeinen Leute müssen uns mit dem Gesang zufriedenstellen, mit der schönen Natur, mit der unbegreiflich süßen Harmonie. — Es ist fatal, daß ich nichts kann singen hören, ohne Lust zu kriegen, es zu fressen: Natur! Natur! Warum störst du mich dadurch immer in meinen allerzartesten Empfindungen, daß du mich so eingerichtet hast? — Fast krieg ich Lust, mir die Stiefeln auszuziehen und sacht den Baum dort hinaufzuklettern, sie muß da sitzen. — (Im Parterre wird getrommelt.) Die Nachtigall hat eine gute Natur, daß sie sich durch diese kriegerische Musik nicht einmal unterbrechen läßt — delikat muß sie schmecken; ich vergesse meine ganze Jagd über diese süßen Träume. — Es fängt sich wahrhaftig nichts. — Was kommt denn da?

(Zwei Liebende treten auf.)

ER: Hörst du wohl, die Nachtigall, mein süßes Leben?

SIE: Ich bin nicht taub, mein Guter.

ER: Wie wallt mein Herz vor Entzücken über, wenn ich die ganze harmonische Natur so um mich her versammelt sehe, wenn jeder Ton nur das Geständnis meiner Liebe wiederholt, wenn sich der ganze Himmel niederbeugt, um Äther auf mich auszuschütten.

SIE: Du schwärmt, mein Lieber.

ER: Nenne die natürlichen Gefühle meines Herzens nicht Schwärmerie: (er kniet nieder)
sieh, ich schwöre dir hier vor dem Angesicht des heiteren Himmels —

HINZ (höflich hinzutretend): Verzeihen Sie gütigst — wollten Sie sich nicht anderswo
hinbemühen, Sie stören hier mit Ihrer holdseligen Eintracht eine Jagd.

ER: Die Sonne sei mein Zeuge, die Erde — und was sonst noch? Du selbst, mir
teurer als die Erde, Sonne und alle Elemente — was will Er, guter Freund?

HINZ: Die Jagd — ich bitte demütigst.

ER: Barbar, wer bist du, daß du es wagst, die Schwüre der Liebe zu unterbrechen?

Dich hat kein Weib geboren, du gehörst jenseits der Menschheit zu Hause.

HINZ: Wenn Sie nur bedenken wollten —

SIE: Nun wart' Er doch, einen Augenblick, guter Freund. Er sieht ja wohl, daß der
Geliebte in Trunkenheit verloren, auf seinen Knien liegt.

ER: Glaubst du mir nun?

SIE: Ach, hab' ich dir nicht schon geglaubt, noch ehe du ein Wort gesprochen hast? —
(Sie beugt sich liebevoll zu ihm hinab.)

Teurer! — Ich — liebe dich! O unaussprechlich.

ER: Bin ich unsinnig? — Oh, und wenn ich es nicht bin, warum werd' ich, Elender,
Verächtlicher, es nicht urplötzlich vor übergroßer Freude? — Ich bin nicht mehr
auf der Erde, sieh mich nur recht an, Teuerste, und sage mir: steh' ich nicht
vielleicht in der Sonne?

SIE: In meinen Armen bist du, und die sollen dich auch nicht wieder lassen.

ER: O komm, dieses freie Feld ist meinen Empfindungen zu enge, wir müssen den
höchsten Berg erklettern, um der ganzen Natur zu sagen, wie glücklich wir
sind. —
(Sie gehen schnell und voll Entzücken ab. Lautes Klatschen und Bravorufen im Parterre.)

WIESENER (klatschend): Der Liebhaber griff sich tüchtig an. — O weh, da hab' ich mir selber
einen Schlag in die Hand gegeben, daß sie ganz aufgelaufen ist.

NACHBAR: Sie wissen sich in der Freude nicht zu mäßigen.

WIESENER: Ja, so bin ich immer.

FISCHER: Ah, aha! — Das war doch etwas fürs Herz; — das tut einem wieder einmal wohl.

LEUTNER: Eine wirklich schöne Diktion in der Szene.

MÜLLER: Ob's aber zum Ganzen wird notwendig sein?

SCHLOSSER: Ich kümmere mich nie ums Ganze, wenn ich weine, so wein' ich und damit ist's
gut. Das war eine göttliche Stelle.

HINZ: Ist so ein verliebtes Volk doch zu etwas gut in der Welt, sie sind wieder da
unten ins Poetische hineingeplumpst und das Trommeln hat wieder aufgehört. —
Es läßt sich nichts fangen. — (Ein Kaninchen kriecht in den Sack, er springt schnell hinzu
und schnürt ihn zusammen.) Sieh da, guter Freund. Ein Wildbret, das eine Art von
Geschwisterkind von mir ist, ja, das ist der Lauf der heutigen Welt, Verwandte
gegen Verwandte, Bruder gegen Bruder: Wenn man selbst durch die Welt will,
muß man andere aus dem Wege stoßen — (Er nimmt das Kaninchen aus dem Sack)

und steckt es in den Tornister.) Halt! — Ich muß mich wahrhaftig in acht nehmen, daß ich das Wildbret nicht selber auffresse. Ich muß nur geschwind den Tornister zubinden, damit ich nur meine Affektion bezähme. — Pfui, schäme dich, Hinz! Ist es nicht die Pflicht des Edeln, sich und seine Neigungen dem Glück seiner Mitgeschöpfe aufzuopfern? Dies ist die Ursach', warum wir leben, wer das nicht kann — oh, ihm wäre besser, daß er nie geboren wäre. — (Er will abgehen, heftiges Klatschen und Da-capo-Rufen, er muß die letzte schöne Stelle noch einmal hersagen, dann verneigt er sich ehrbietig und geht mit dem Kaninchen ab.)

FISCHER: Oh, welcher edle Mann!

MÜLLER: Welche schöne menschliche Gesinnung!

SCHLOSSER: Durch so etwas kann man sich doch noch bessern — aber wenn ich solche Posse sehe, möcht' ich gleich dreinschlagen.

LEUTNER: Mir ist auch ganz wehmütig geworden — die Nachtigall — die Liebenden — die letzte Tirade — das Stück hat denn doch wahrhaftig schöne Stellen.

3. AKT. Bauernstube. / Der Dichter. Der Maschinist.

MASCHINIST: Meinen Sie denn wirklich, daß das etwas helfen wird?

DICHTER: Ich bitte, ich beschwöre Sie, schlagen Sie mir meine Bitte nicht ab, meine einzige Hoffnung beruht darauf.

LEUTNER: Was ist denn das wieder? — Wie kommen denn diese Menschen in Gottliebs Stube?

SCHLOSSER: Ich zerbreche mir über nichts mehr den Kopf.

MASCHINIST: Aber, lieber Freund, Sie verlangen doch wahrhaftig zuviel, daß das alles so in der Eil ganz aus dem Stegreif zustande kommen soll.

DICHTER: Ich glaube, Sie verfolgen mich auch, Sie freuen sich ebenfalls über mein Unglück.

MASCHINIST: Nicht zum mindesten.

DICHTER (fällt vor ihm nieder): Beweisen Sie es mir also dadurch, daß Sie meiner Bitte nachgeben; wenn das Mißfallen des Publikums wieder so laut ausbricht, so lassen Sie auf einen Wink von mir alle Maschinen spielen. Der zweite Akt ist so schon ganz anders geschlossen, als er in meinem Manuskript steht. —

MASCHINIST: Was ist denn das? — Wer hat denn die Gardine aufgezogen? —

DICHTER: Alles Unglück vereinigt sich, ich bin verloren! — (Er zieht beschämter hinter die Kulissen.)

MASCHINIST: Solche Verwirrung ist noch an keinem Abend gewesen. (Geht ab — eine Pause.)

WIESENER: Gehört denn das zum Stück? —

NACHBAR: Natürlich, das motiviert ja die nachherigen Verwandlungen.

FISCHER: Den heutigen Abend sollte man doch wirklich im Theaterkalender beschreiben.

KONIG (hinter der Szene): Nein, ich will nicht vor, durchaus nicht, ich kann es nicht vertragen, wenn ich ausgelacht werde.

DICHTER: Aber Sie — teuerster Freund — es ist doch einmal nicht zu ändern.

HANSWURST: Nun, ich will mein Glück versuchen. (Er tritt hervor und verbeugt sich possierlich gegen das Publikum.)

MÜLLER: Wie kommt denn der Hanswurst hier in die Bauernstube?

SCHLOSSER: Er wird gewiß einen abgeschmackten Monolog halten wollen.

HANSWURST: Verzeihen Sie, wenn ich mich erkühne, ein paar Worte vorzutragen, die eigentlich nicht zum Stück gehören.

FISCHER: Oh, Sie sollten nur ganz still schweigen. Sie sind mir schon im Stück zuwider, vielmehr nun gar so —

SCHLOSSER: Ein Hanswurst untersteht sich, mit uns zu reden?

HANSWURST: Warum nicht? denn wenn ich ausgelacht werde, so tut mir das nichts, es wäre gerade mein heißester Wunsch, daß Sie über mich lachen müßten, genieren Sie sich also nicht.

LEUTNER: Das ist ziemlich possierlich.

HANSWURST: Was dem Könige weniger ansteht, schickt sich desto besser für mich, er wollte deshalb auch gar nicht vorkommen, sondern überließ mir diese wichtige Ankündigung.

MÜLLER: Wir wollen aber nichts hören.

HANSWURST: Meine lieben deutschen Landsleute —

SCHLOSSER: Ich denke, das Stück spielt in Asien.

HANSWURST: Jetzt rede ich ja aber zu Ihnen, als bloßer Schauspieler zu den Zuschauern

SCHLOSSER: Leute, nun bin ich hin, ich bin verrückt.

HANSWURST: Geruhensie doch zu vernehmen, daß die vorige Szene, die Sie eben sahen, gar nicht zum Stück gehört.

FISCHER: Nicht zum Stück? Wie kommt sie denn aber hinein?

HANSWURST: Der Vorhang war zu früh aufgezogen. Es war eine Privatunterredung, die gar nicht auf dem Theater vorgefallen wäre, wenn es zwischen den Kulissen nicht so abscheulich eng gewesen wäre, so ist es wahrlich um so schlimmer, seien Sie dann nur so gütig, diese Täuschung aus sich wieder auszurotten, denn von jetzt an, verstehen Sie mich, nachdem ich weggegangen bin, nimmt der Akt erst eigentlich seinen Anfang. Unter uns, alles Vorhergehende gehört gar nicht zur Sache. — Aber Sie sollen entschädigt werden, es wird im Gegenteil bald manches kommen, was sehr zur Sache gehört, ich habe den Dichter selber gesprochen, und er hat's mir zugeschworen.

FISCHER: Ja, Euer Dichter ist der rechte Kerl.

HANSWURST: Nicht wahr, er ist nichts wert? Nun das freut mich doch so, daß noch jemand anders meinen Geschmack hat.

DAS PARTERRE: Wir alle, wir alle.

HANSWURST: Gehorsamer Diener, gar zuviel Ehre. Ja, es ist, weiß Gott, ein elender Dichter, — nur um ein schlechtes Beispiel zu geben, welche armselige Rolle hat er mir zugeteilt? Wo bin ich denn witzig und spaßhaft? Ich komme in so wenigen Szenen vor, und ich glaube, wenn ich nicht noch jetzt durch einen glücklichen Zufall herausgetreten wäre, erschiene ich gar nicht wieder.

DICHTER (hervorstürzend): Unverschämter Mensch —

HANSWURST: Nun, sehen Sie, sogar auf die kleine Rolle, die ich jetzt spiele, ist er neidisch.

DICHTER (auf der anderen Seite des Theaters mit einer Verbeugung): Verehrungswürdige! Ich hätte es nie wagen dürfen, diesem Manne eine größere Rolle zu geben, da ich Ihren Geschmack kenne —

HANSWURST (auf der anderen Seite): Ihren Geschmack? — Nun sehen Sie den Neid — und soeben haben Sie alle erklärt, daß mein Geschmack auch der Ihrige wäre.

DICHTER: Ich wollte Sie durch gegenwärtiges Stück nur erst zu noch ausschweifenderen Geburten der Phantasie vorbereiten.

ALLE IM PARTERRE: Wie? — Was?

HANSWURST: Gewiß, zu Stücken, wo ich gar keine Rolle drein hätte.

DICHTER: Denn stufenweise muß diese Ausbildung vor sich gehen.

HANSWURST: Glauben Sie ihm kein Wort.

DICHTER: Ich empfehle mich indes, um den Gang des Stükkes nicht länger zu unterbrechen.

HANSWURST: Adieu, bis auf Wiedersehen. — (Geht ab und kommt schnell wieder.) Apropos! — Noch eins, — auch was jetzt unter uns vorgefallen ist, gehört nicht zum Stük. (Geht ab. Das Parterre lacht.)

HANSWURST (kommt schnell wieder): Lassen Sie uns heute das miserable Stük zu Ende spielen, tun Sie, als merkten Sie gar nicht, wie schlecht es ist, sowie ich nach Hause komme, setz' ich mich hin und schreibe eins für Sie nieder, das Ihnen gewiß gefällt. — (Er geht ab, einige klatschen.)

MAGISCHER IDEALISMUS

NOVALIS (FRH. VON HARDENBERG)

1772—1801

Aphorismen

Wir suchen überall das Unbedingte und finden immer nur Dinge.

Ganz begreifen werden wir uns nie, aber wir werden und können uns weit mehr als begreifen.

Nach innen geht der geheimnisvolle Weg. In uns, oder nirgends, ist die Ewigkeit mit ihrem Walten, die Vergangenheit und Zukunft. Die Außenwelt ist die Schattenwelt, sie wirft ihren Schatten in das Lichtreich. Jetzt scheint es uns freilich innerlich so dunkel, einsam, gestaltlos, aber wie ganz anders wird es uns dünken, wenn diese Verfinsternung vorbei und der Schattenkörper hinweggerückt ist. Wir werden mehr genießen als je, denn unser Geist hat entbehrte.

Der Sitz der Seele ist da, wo sich Innenwelt und Außenwelt berühren. Wo sie sich durchdringen, ist er in jedem Punkte der Durchdringung.

Gott selbst ist auf keine andere Weise bei uns wirksam, als durch den Glauben.

Das willkürlichste Vorurteil ist, daß dem Menschen das Vermögen außer sich zu sein, mit Bewußtsein jenseits der Sinne zu sein, versagt sei. Der Mensch vermag in jedem Augenblick ein übersinnliches Wesen zu sein. Ohne dies wäre er nicht Weltbürger, er wäre ein Tier.

Die höchste Aufgabe der Bildung ist, sich seines transzentalen Selbst zu bemächtigen, das Ich seines Ichs zugleich zu sein. Um so weniger befremdlich ist der Mangel an vollständigem Sinn und Verstand für andere. Ohne vollendetes Selbstverständnis wird man nie andere wahrhaft verstehen lernen.

Humor ist eine willkürlich angenommene Manier. Das Willkürliche ist das Pikante daran: Humor ist Resultat einer freien Vermischung des Bedingten und Unbedingten. Durch Humor wird das eigentlich Bedingte allgemein, interessant und erhält objektiven Wert. Wo Phantasie und Urteilskraft sich berühren, entsteht Witz; wo sich Vernunft und Willkür paaren, Humor. Persiflage gehört zum Humor, ist aber um einen Grad geringer; es ist nicht mehr rein artistisch, und viel beschränkter. Was Fr. Schlegel als Ironie charakterisiert, ist meinem Bedürfniken nach nichts anderes als die Folge, der Charakter der Besonnenheit, der wahrhaften Gegenwart des Geistes. Schlegels Ironie scheint mir echter Humor zu sein.

Das Unbedeutende, Gemeine, Rohe, Häßliche, Ungesittete wird durch Witz allein gesellschaftsfähig. Es ist gleichsam nur um des Witzes willen: seine Zweckbestimmung ist der Witz.

Witz zeigt ein gestörtes Gleichgewicht an: er ist die Folge der Störung und zugleich das Mittel der Herstellung . . .

Jetzt regt sich nur hier und da Geist: wann wird der Geist sich im ganzen regen? Wann wird die Menschheit in Masse sich selbst zu besinnen anfangen?

Die Gesellschaft ist nichts als gemeinschaftliches Leben: eine unteilbare denkende und fühlende Person.

Verworrenheit deutet auf Überfluß an Kraft, daher ist der Verworrne so progressiv, so perfektibel, dahingegen der Ordentliche so früh als Philister aufhört.

Der Deutsche ist lange das Hänschen gewesen. Er dürfte aber wohl bald der Hans aller Hänse werden. Es geht ihm, wie es vielen dummen Kindern gehen soll: er wird leben und klug sein, wenn seine fröhklugen Geschwister längst vermodert sind und er nun allein Herr im Hause ist.

Der edle Kaufmannsgeist, der echte Großhandel hat nur im Mittelalter und besonders zur Zeit der deutschen Hanse geblüht. Die Medici, die Fugger, waren Kaufleute, wie sie sein sollten. Unsere Kaufleute im ganzen, die größten nicht ausgenommen, sind nichts als Krämer.

Dichter und Priester waren im Anfang Eins und nur spätere Zeiten haben sie getrennt. Der echte Dichter ist aber immer Priester, sowie der echte Priester immer Dichter geblieben. Und sollte nicht die Zukunft nicht den alten Zustand der Dinge herbeiführen?

Vielen wahren Büchern geht es wie den Goldklumpen in Irland: Sie dienen lange Jahre nur als Gewichte.

Die wahrnehmbare Unzulänglichkeit des irdischen Körpergebildes zum Ausdruck und Organ des innenwohnenden Geistes ist der unbestimmte, treibende Gedanke, der die Basis aller echten Gedanken wird, der Anlaß zur Evolution der Intelligenz, dasjenige was uns zur Annahme einer intelligibeln Welt und einer unendlichen Reihe von Ausdrücken und Organen jenen Geistes, deren Exponent oder Wurzel seine Individualität ist, nötigt.

Aus „Blütenstaub“

*

Macht nur die Berge gleich, das Meer wird es euch Dank wissen. Das Meer ist das Element von Freiheit und Gleichheit. Indes warnt es, auf Lager von Schwefelkies zu treten, sonst ist der Vulkan da und mit ihm der Keim eines neuen Kontinents.

Würde es nicht Unsinn sein, eine Krisis permanent zu machen und zu glauben, der Fieberzustand sei der echte, gesunde Zustand, an dessen Erhaltung dem Menschen alles gelegen sein müßte?

Wer bei der Erklärung des Organismus keine Rücksicht auf die Seele nimmt und das geheimnisvolle Band zwischen ihr und dem Körper, der wird nicht weit kommen. Leben ist vielleicht nichts anderes als das Resultat dieser Vereinigung. Die Aktion dieser Berührung. Lessing sah zu scharf und verlor darüber das Gefühl des undeutlichen Ganzen, die magische Anschauung der Gegenstände zusammen in mannigfacher Beleuchtung und Verdunklung.

Klopstocks Werke scheinen größtenteils freie Übersetzungen und Bearbeitungen eines unbekannten Dichters durch einen sehr talentvollen, aber unpoetischen Philologen zu sein.

Die Poesie schaltet und waltet mit Schmerz und Kitzel, mit Lust und Unlust, Irrtum und Wahrheit, Gesundheit und Krankheit. Sie mischt alles zu ihrem großen Zweck der Zwecke — der Erhebung des Menschen über sich selbst. Der echte Mensch ist der erste Geisterseher.

Das Ausgezeichnete bringt die Welt weiter, aber es muß auch bald fort.

Alle absolute Empfindung ist religiös.

Alles zu beleben, ist der Zweck des Lebens. Lust ist Leben. Unlust ist Mittel zur Lust, wie Tod Mittel zum Leben.

Haben die Frauen nicht die Ähnlichkeit mit dem Unendlichen, daß sie sich nicht quadrieren, sondern durch Annäherung binden lassen? ... Mit den Frauen ist die Liebe und mit der Liebe sind die Frauen entstanden, und darum versteht man keine ohne das andere ... Sie sind ein liebliches Geheimnis — unverhüllt, nicht verschlossen ... Die Holzkohle und der Diamant sind ein Stoff und doch wie verschieden! Sollte es nicht mit Mann und Weib derselbe Fall sein? Wir sind Tonerde und die Frauen sind Weltaugen und Saphire, die ebenfalls aus Tonerde bestehen.

Auch im Schlimmen gibt es eine Progression. Wenn man sich gehen läßt, so entsteht allmählich ein Ungeheuer in seiner Art. So in Brutalität, in Grausamkeit, Frömmelei.

Realist ist der Idealist, der von sich selbst nichts weiß.

Alles Praktische ist ökonomisch.

Man könnte die Augen ein Lichtklavier nennen ... Sollten die Farben die Lichtkonsonanten sein?

Die Muster der gewöhnlichen Weiblichkeit empfinden die Grenzen der jedesmaligen Existenz sehr genau und hüten sich gewissenhaft, dieselben zu überschreiten, daher ihre berühmte Gewöhnlichkeit.

Praktische Weltleute ... zu guter Witz ist ihnen fatal — sowie alles Schöne, Große und Edle.

Die meisten Menschen haben auch nur eine Buchansicht, eine fragmentarische Ansicht der wirklichen Welt ...

Einem gelang es, er hob den Schleier der Göttin zu Sais. — Aber was sah er? Er sah — Wunder des Wunders — sich selbst.

Wollust ist ein gefälliger, veredelter Schmerz. Aller Krieg ist wollüstig.

Jeder Engländer ist eine Insel.

Der Poet versteht die Natur besser als der wissenschaftliche Kopf.

Das Wort Stimmung deutet auf musikalische Seelenverhältnisse. Die Akustik der Seele ist noch ein dunkles, vielleicht aber sehr wichtiges Feld. Harmonische und disharmonische Stimmungen.

Wir sind mit dem Unsichtbaren näher als mit dem Sichtbaren verbunden.

Alle Kraft wirkt in infinitum. Wo sie nicht ist, wird sie aufgehalten, hat sie ein Objekt gefunden (s. Rob. Mayer: Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft).

Wenn die Theorie auf die Erfahrung warten sollte, so käme sie nie zustande.

Alle Überzeugung ist unabhängig von der Naturwahrheit. Sie bezieht sich auf die magische oder die Wunderwahrheit. Von der Naturwahrheit kann man nur überzeugt werden, insofern sie Wunderwahrheit wird.

Der Ernst muß heiter, der Scherz ernsthaft schimmern.

Menschen und Zufälle modifizieren gewöhnlich die idealische Begebenheit, so daß sie unvollkommen erscheint und ihre Folgen gleichfalls unvollkommen sind. So bei der Reformation. Statt des Protestantismus kam das Luthertum hervor.

Die Kunst, auf eine angenehme Art zu befremden, einen Gegenstand fremd zu machen und doch bekannt und anziehend, das ist die romantische Poetik.

Aus der wirklichen und Idealwelt entspringt die gegenwärtige Welt, die eine Mischung aus fester und flüssiger, sinnlicher und intellektueller Welt ist.

Aus „Glauben und Liebe“

*

Im Hans Sachs liegt der Entwurf einer eigenen Art von allegorischer, sittlicher, echt deutscher Mythologie.

Das Marionettentheater ist das eigentlich komische Theater.

Maschinen und chemische Bereitungsarten zu erfinden, ist für den szientifischen Kopf das fruchtbarste Feld.

Nur die Religion kann Europa wieder auferwecken und die Völker versöhnen und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes friedensstiftendes Amt installieren.

Aus „Die Christenheit oder Europa“

*

Die Träume sind für den Psychologen höchst wichtig. — Auch für den Historiker der Menschheiten. Die Träume haben sehr viel zur Kultur und Bildung der Menschheit beigetragen. Daher mit Recht das ehemalige große Ansehen der Träume.

Seele und Körper berühren sich im Akt: chemisch oder galvanisch oder elektrisch oder feurig. Die Seele isßt den Körper und verdaut ihn; der Körper empfängt die Seele und gebiert sie.

Der Idealism ist nichts als echter Empirism.

Die Welt ist ein Makroanthropos. Es ist ein Weltgeist, wie es eine Weltseele gibt. Die Seele soll Geist, der Körper Welt werden. Bildung des Geistes ist Mitbildung des Weltgeistes — und also Religion.

Die Natur hat Witz, Humor, Phantasie usw. Naturkarikaturen unter den Tieren, den Pflanzen. Im Tierreiche war die Natur am witzigsten, durchaus humoristisch.

Aus Trägheit verlangt der Mensch bloßen Mechanism oder bloße Magie. Er will nicht tätig sein, seine produktive Einbildungskraft brauchen.

Um eine Wahrheit recht kennenzulernen, muß man sie auch polemisiert haben. Lob — Tadel — endliches Resultat.

Aus „Fragmente“

RELIGIOSE ROMANTIK

DANIEL FRIEDRICH ERNST SCHLEIERMACHER

1768—1834

Über Religion

Praxis ist Kunst, Spekulation ist Wissenschaft, Religion ist Sinn und Geschmack fürs Unendliche.

Dem Zauberstabe des Gemüts allein tut sich alles auf.

Religiöse Gefühle sollen wie eine heilige Musik alles Tun der Menschen begleiten: er soll alles mit Religion tun, nichts aus Religion.

*

Anschauen des Universums, ich bitte, befreundet euch mit diesem Begriff, er ist der Angel meiner ganzen Rede, er ist die allgemeinste und höchste Formel der Religion, woraus ihr jeden Ort in derselben finden könnt, woraus sich ihr Wesen und ihre Grenzen aufs genaueste bestimmen lassen. Alles Anschauen geht aus von einem Einfluß des Angeschauten auf den Anschauenden, von einem ursprünglichen und unabhängigen Handeln des Ersteren, welches dann von dem Letzteren seiner Natur gemäß aufgenommen, zusammengefaßt und begriffen wird. Wenn die Ausflüsse des Lichtes nicht — was ganz ohne eure Veranstaltung geschieht — euer Organ berührten, wenn die kleinsten Teile der Körper die Spitzen eurer Finger nicht mechanisch oder chemisch affizierten, wenn der Druck der Schwere euch nicht einen Widerstand und eine Grenze eurer Kraft offenbarte, so würdet ihr nichts anschauen und nichts wahrnehmen, und was ihr also anschaut und wahrnehmt, ist nicht die Natur der Dinge, sondern ihr Handeln auf euch. Was ihr über jene wißt, oder glaubt, liegt weit jenseits des Gebiets der Anschauung. So die Religion; das Universum ist in einer ununterbrochenen Tätigkeit und offenbart sich uns jeden Augenblick. Jede Form, die es hervorbringt, jedes Wesen, dem es nach der Fülle des Lebens ein abgesondertes Dasein gibt, jede Begebenheit, die es aus seinem reichen, immer fruchtbaren Schoße herausschüttet, ist ein Handeln desselben auf uns; und so alles einzelne als einen Teil des Ganzen, alles Beschränkte als eine Darstellung des Unendlichen hinnehmen, das ist Religion; was aber darüber hinaus will und tiefer hineindringen in die Natur und Substanz des Ganzen, ist nicht mehr Religion und wird, wenn es doch noch dafür angesehen sein will, unvermeidlich zurück sinken in leere Mythologie.

So war es Religion, wenn die Alten, die Beschränkungen der Zeit und des Raumes vernichtend, jede eigentümliche Art des Leben durch die ganze Welt hin als das Werk und Reich eines allgegenwärtigen Wesens ansahen; sie hatten eine eigentümliche Handelsweise des Universums in ihrer Einheit angeschaut und bezeichneten so diese Anschauung; es war Religion, wenn sie für jede hilfreiche Begebenheit, wobei die ewigen Gesetze der Welt sich im Zufälligen auf eine einleuchtende Art offenbarten, den Gott, dem sie angehörte, mit einem eigenen Beinamen begaben und einen eigenen Tempel ihm bauten; sie hatten eine Tat des Universums

aufgefaßt, und bezeichneten so ihre Individualität und ihren Charakter. Es war Religion, wenn sie sich über das spröde eiserne Zeitalter der Welt voller Risse und Unebenen erhoben und das goldene wieder suchten im Olymp unter dem lustigen Leben der Götter; so schauten sie an die immer rege, immer lebendige und heitere Tätigkeit der Welt und ihres Geistes, jenseits alles Wechsels und alles scheinbaren Übels, das nur aus dem Streit endlicher Formen hervorgeht. Aber wenn sie von den Abstammungen dieser Götter eine wunderbare Chronik halten, oder wenn ein späterer Glaube uns eine lange Reihe von Emanationen und Erzeugungen vorführt, das ist leere Mythologie. Alle Begebenheiten in der Welt als Handlungen eines Gottes vorstellen, das ist Religion, es drückt ihre Beziehung auf ein unendliches Ganzes aus; aber über dem Sein dieses Gottes vor der Welt und außer der Welt grübeln, mag in der Metaphysik gut und nötig sein, in der Religion wird auch das nur leere Mythologie, eine weitere Ausbildung desjenigen, was nur Hilfsmittel der Darstellung ist, als ob es selbst das Wesentliche wäre, ein völliges Herausgehen aus dem eigentümlichen Boden.

Einem frommen Gemüt macht die Religion alles heilig und wert, sogar die Unheiligkeit und die Gemeinheit selbst, alles, was es faßt und nicht faßt, was in dem System seiner eigenen Gedanken liegt und mit seiner eigentümlichen Handlungsweise übereinstimmt oder nicht; sie ist die einzige und geschworene Feindin aller Pedanterie und aller Einseitigkeit.

Wenn der Weltgeist sich uns majestatisch offenbart hat, wenn wir sein Handeln nach so groß gedachten und herrlichen Gesetzen belauscht haben, was ist natürlicher, als von inniger Ehrfurcht vor dem Ewigen und Unsichtbaren durchdrungen zu werden? Und wenn wir das Universum angeschaut haben, und dann zurücksehen auf unser Ich, wie es in Vergleichung mit ihm ins unendlich Kleine verschwindet, was kann dem Sterblichen dann näher liegen, als wahre, ungekünstelte Demut? Wenn wir in der Anschauung der Welt auch unsere Brüder wahrnehmen, und es uns klar ist, wie jeder von ihnen ohne Unterschied in diesem Sinne gerade dasselbe ist, was wir sind, eine eigene Darstellung der Menschheit, und wie wir ohne das Dasein eines jeden es entbehren müßten, diese anzuschauen, was ist natürlicher, als sie alle, ohne Unterschied selbst der Gesinnung und der Geisteskraft, mit inniger Liebe und Zuneigung zu umfassen? Und wenn wir von ihrer Verbindung mit dem Ganzen zurücksehen auf ihren Einfluß in unsere Ereignisse, und sich uns dann diejenigen darstellen, die von ihrem eigenen vergänglichen Sein und dem Streben es zu erweitern und zu isolieren nachgelassen haben, um das unsrige zu erhalten, wie können wir uns da erwehren, jenes Gefühls einer besonderen Verwandtschaft mit denen, deren Handlungen einmal unsere Existenz verfochten, und durch ihre Gefahren glücklich hindurchgeführt haben, jenes Gefühl der Dankbarkeit, welches uns antreibt, sie zu ehren als solche, die sich mit dem Ganzen schon geeinigt haben und sich ihres Lebens in demselben bewußt sind? — Wenn wir im Gegenteil das gewöhnliche Treiben der Menschen betrachten, die von dieser Abhängigkeit nicht wissen, wie sie dies und das ergreifen und festhalten, um ihr Ich zu verschanzen und mit mancherlei Außenwerken zu umgeben, damit sie ihr abgesondertes Dasein nach eigener Willkür leiten mögen und der ewige Strom der Welt ihnen nichts daran zerrütte, und wie dann notwendigerweise das Schicksal dies alles verschwemmt und sie selbst auf tausend Arten verwundet und quält; was ist dann natürlicher als das herzlichste Mitleid mit allem Schmerz und Leiden, welches aus diesem ungleichen Streit entsteht, und mit allen Streichen, welche die furchtbare Nemesis auf allen Seiten austeilt? — und wenn wir erkundet haben, was dann dasjenige ist, was im Gange der Menschheit überall aufrechterhalten und gefördert wird, und das, was unvermeidlich früher

oder später besiegt und zerstört werden muß, wenn es sich nicht umgestalten und verwandeln läßt, und wir dann von diesem Gesetz auf unser eigenes Handeln in der Welt hinsehen: was ist natürlicher als zerknirschende Reue über alles dasjenige in uns, was dem Genius der Menschheit feind ist, als der demütige Wunsch, die Gottheit zu versöhnen, als das sehnlichste Verlangen umzukehren und uns mit allem, was uns angehört, in jenes heilige Gebiet zu retten, wo allein Sicherheit ist gegen Tod und Zerstörung.

Mir ist alles Wunder und in eurem Sinn ist mir nur das ein Wunder, nämlich etwas Unerklärliches und Fremdes, was keines ist in meinem. Je religiöser ihr wäret, desto mehr Wunder würdet ihr überall sehen, und jedes Streiten hin und her über einzelne Begebenheiten, ob sie so zu heißen verdienen, gibt mir nur den schmerhaften Eindruck, wie arm und dürftig der religiöse Sinn der Streitenden ist. Die einen beweisen es dadurch, daß sie überall protestieren gegen Wunder, und die anderen dadurch, daß es ihnen auf dieses und jenes besonders ankommt, und daß eine Erscheinung eben wunderlich gestaltet sein müßte, um ihnen ein Wunder zu sein.

Glauben, was man gemeinhin so nennt, annehmen, was ein anderer getan hat, nachdenken und nachfühlen wollen, was ein anderer gedacht und gefühlt hat, ist ein harter und unwürdiger Dienst, und statt das Höchste in der Religion zu sein, wie man wähnt, muß er gerade abgelegt werden. Von jedem, der in ihr Heiligtum dringen will. Ihn haben und behalten wollen, beweist, daß man der Religion unfähig ist; ihn von anderen fordern, zeigt, daß man sie nicht versteht.

Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in einem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit der Religion.

Religion und Kunst stehen nebeneinander wie zwei befreundete Seelen, deren innere Verwandtschaft, ob sie sie gleich ahnen, ihnen doch noch unbekannt ist. Freundliche Worte und Ergießungen des Herzens schweben ihnen immer auf den Lippen und kehren immer wieder zurück, weil sie die rechte Art und den letzten Grund ihres Sinnens und Sehnens noch nicht finden können.

Die sogenannte natürliche Religion ist gewöhnlich so abgeschliffen und so philosophische und moralische Manier, daß sie wenig von dem eigentümlichen Charakter der Religion durchschimmern läßt; sie weiß so artig zu leben, sich einzuschränken und sich zu fügen, daß sie überall wohlgeitten ist: dagegen jede positive Religion gar starke Züge und eine sehr markierte Physiognomie hat, so daß sie bei jeder Bewegung, welche sie macht, und bei jedem Blick, den man auf sie wirft, ohne fehlbar an das erinnert, was sie eigentlich ist.

Wenn eine bestimmte Religion nicht mit einem Faktum anfangen soll, kann sie gar nicht anfangen; denn ein Grund muß doch da sein, und es kann nur ein subjektiver sein, warum irgend etwas hervorgezogen und in die Mitte gestellt wird; und wenn eine Religion nicht eine bestimmte sein soll, so ist sie gar keine, sondern nur loser, unzusammenhängender Stoff.

Zurück also, wenn es euch ernst ist, die Religion in ihren bestimmten Gestalten zu betrachten, von dieser erleuchteten zu den verachteten positiven Religionen, wo alles wirklich, kräftig und bestimmt erscheint; wo jede einzelne Anschauung ihren bestimmten Gehalt und ein eigenes Verhältnis zu den übrigen, jedes Gefühl seinen eigenen Kreis und seine besondere Beziehung hat; wo ihr jede Modifikation der Religiosität irgendwo antrefft und jeden Gemütszustand, in welchen nur die Religion den Menschen versetzen kann; wo ihr jeden Teil derselben irgendwo ausgebildet und jede ihrer Wirkungen irgendwo vollendet findet; wo alle gemeinschaftlichen Anstalten und alle einzelnen Äußerungen den hohen Wert beweisen, der auf die Religion gelegt

wird bis zum Vergessen alles übrigen, wo der heilige Eifer, mit welchem sie betrachtet, mitgeteilt, genossen wird, und die kindliche Sehnsucht, mit welcher man neuen Offenbarungen himmlischer Kräfte entgegenseht, euch dafür bürgen, daß keines von ihren Elementen, welches von diesem Punkt aus schon wahrgenommen werden konnte, übersehen worden, und keiner von ihren Momenten verschwunden ist, ohne ein Denkmal zurückzulassen. Betrachtet alle die mannigfaltigen Gestalten, in welcher jede einzelne Art, das Universum anzuschauen, schon erschienen ist; laßt euch nicht zurückschrecken weder durch geheimnisvolle Dunkelheit, noch durch wunderbare, groteske Züge, und gebet dem Wahn nicht Raum, als möchte alles nur Phantasie und Dichtung sein; grabet nur immer tiefer, wo euer magischer Stab einmal angeschlagen hat, ihr werdet gewiß das Himmlische zutage fördern. Aber, daß ihr ja auch auf das Menschliche seht, was die Göttliche annehmen mußte; daß ihr ja nicht aus der Acht laßt, wie sie überall die Spuren von der Bildung jedes Zeitalters, von der Geschichte jeder Menschenart an sich trägt, wie sie oft in Knechtsgestalt einhergehen mußte, an ihren Umgebungen und an ihrem Schmuck die Dürftigkeit ihrer Schüler und ihres Wohnsitzes zur Schau tragend, damit ihr gebührend absondert und scheidet; daß ihr ja nicht überseht, wie sie oft beschränkt worden ist in ihrem Wachstum, weil man ihr nicht Raum ließ, ihre Kräfte zu üben, wie sie oft in der ersten Kindheit kläglich vergangen ist an schlechter Behandlung und an Atrophie. Und wenn ihr das Ganze umfassen wollt, so bleibt ja nicht allein bei den Gestalten der Religion stehen, welche jahrhundertelang geglänzt und große Völker beherrscht haben und durch Dichter und Weise vielfach verherrlicht worden sind: was historisch und religiös das Merkwürdigste war, ist oft nur unter wenige geteilt und dem gemeinen Blick verborgen geblieben.

Wenn ihr aber auch auf diese Art die rechten Gegenstände und diese ganz und vollständig ins Auge faßt, wird es immer noch ein schwieriges Geschäft sein, den Geist der Religion zu entdecken und sie durchaus zu verstehen. Noch einmal warne ich euch, ihn nicht abstrahieren zu wollen aus dem, was allen, die eine bestimmte Religion bekennen, gemeinschaftlich ist: ihr verirrt euch in tausend vergeblichen Nachforschungen auf diesem Wege und kommt am Ende immer anstatt des Geistes der Religion auf ein bestimmtes Quantum von Stoff. Ihr müßt euch erinnern, daß keine je ganz wirklich geworden ist, und daß ihr sie nicht eher kennt, bis ihr, weit entfernt, sie in einem beschränkten Raum zu suchen, selbst imstande seid, sie zu ergänzen und zu bestimmen, wie dies und jenes in ihr geworden sein müßte, wenn ihr Gesichtskreis so weit gereicht hätte; ihr könnt es euch nicht fest genug einprägen, daß alles nur darauf ankommt, ihre Grundanschauungen zu finden, daß euch alle Kenntnis vom einzelnen nichts hilft, solange ihr diese nicht habt, und daß ihr sie nicht eher habt, bis ihr alles einzelne aus einem erklären könnt.

Der eingeschränkte Gesichtspunkt gewährte dieser Religion eine kurze Dauer. Sie starb, als ihre heiligen Bücher geschlossen wurden, da wurde das Gespräch des Jehova mit seinem Volk als beendet angesehen; die politische Verbindung, welche an sie geknüpft war, schleppte noch länger ein sieches Dasein, und ihr Äußeres hat sich noch weit später erhalten, die unangenehme Erscheinung einer mechanischen Bewegung, nachdem Leben und Geist längst gewichen ist.

Auf alle Weise werde das Universum angeschaut und angebetet, unzählige Gestalten der Religion sind möglich; und wenn es notwendig ist, daß jede zu irgendeiner Zeit wirklich werde, so wäre wenigstens zu wünschen, daß viele zu jeder Zeit könnten gehant werden.

Aus „Über die Religion“

PHILOSOPHIE DER ROMANTIK

JOHANN GOTTLIEB FICHTE

1762—1814

Romantische Ethik

Intellektuelle Anschauung

DER GEIST: Ich werde dir sogar, wenn du es verlangst, Schritt für Schritt die Gesetze aufzeigen, nach denen du dir in deinem Bewußtsein zu einem organischen Leibe, mit solchen Sinnen, zu einer physischen Kraft usw. wirst, und du wirst gezwungen werden, mir in allem recht zu geben.
ICH: Das sehe ich voraus, wie ich zu geben wußte, daß das Süße, Rote, Harte u. dgl. nichts sei, als mein eigener innerer Zustand, und daß es nur durch die Anschauungen und das Denken aus mir heraus in den Raum versetzt und als Eigenschaft eines unabhängig von mir existierenden Dinges betrachtet werde; ebenso werde ich zugeben müssen, daß dieser Leib mit seinen Werkzeugen nichts ist, als eine Verkündigung meiner selbst, des innerlich Denkenden, zu einer bestimmten Raumerfüllung; werde zugeben müssen, daß ich, das Geistige, die reine Intelligenz, und ich, dieser Leib in der Körperwelt ganz und gar eins sind, und eben dasselbe; — nur angesehen von zwei Seiten — nur aufgefaßt durch zwei verschiedene Vermögen, die erste durch das reine Denken, die zweite durch die äußere Anschauung.

DER GEIST: So würde das Resultat einer angestellten Untersuchung allerdings ausfallen.

ICH: Und jenes denkende, geistige Wesen, jene Intelligenz, die durch die Anschauung in einen irdischen Leib verwandelt wird, was kann sie selbst nach diesen Grundsätzen sein, als ein Produkt meines Denkens, etwas bloß und lediglich — Erdachtes, weil ich nun einmal, nach einem mir unbegreiflichen, von Nichts ausgehendem — und zu Nichts hingehendem Gesetze — gerade so erdichten muß.

DER GEIST: Wohl möglich.

ICH: Du wirst kleinlaut und einsilbig. Es ist nicht nur möglich; es ist nach diesen Grundsätzen notwendig. Jenes vorstellende, denkende, wollende, intelligente Wesen oder wie du es nennen magst, welches das Vermögen vorzustellen, zu denken usw. hat, in welchem dieses Vermögen ruht, oder wie du etwa diesen Gedanken fassen willst, — wie gelange ich denn dazu? Werde ich desselben mir unmittelbar bewußt? Wie könnte ich? Nur des wirklichen bestimmten Vorstellens, Denkens, Wollens, als einer bestimmten Begebenheit in mir werde ich mir unmittelbar bewußt, keineswegs aber des Vermögens dazu, und noch weniger eines Wesens, in dem dieses Vermögen ruhen soll. Ich schaue unmittelbar an dieses bestimmte Denken, das ich im gegenwärtigen Momente vornehme, und dieses und dieses in anderen Momenten; und hiebei hat diese innere intellektuelle Anschauung, dieses unmittelbare Bewußtsein sein Ende. Dieses innerlich angeschaute Denken denke ich nun selbst wieder; aber dasselbe ist nach den Gesetzen, unter denen nun einmal mein Denken steht, ein Halbes und Unvollständiges für mein Denken; ebenso wie oben das Denken meines bloßen Zustandes in der Empfindung nur ein halber Gedanke war. Wie ich oben zu dem Leiden unvermerkt eine Tätigkeit hinzudachte, so denke ich hier zu dem bestimmten (meinem wirklichen Denken oder Wollen) ein bestimmbares (ein unendlich mannigfaltiges, mögliches Denken oder Wollen) hinzu: weil ich muß, und aus demselben Grunde, ohne meines Hinzudenkens, als eines solchen, mir bewußt zu werden. Dieses

mögliche Denken fasse ich weiter als ein bestimmtes Ganzes; abermals, weil ich muß, da ich nichts Unbestimmtes fassen kann, und so wird es mir ein endliches Vermögen zu denken; und sogar, da durch dieses Denken mir etwas unabhängig von dem Denken vorhanden ist, vor gestellt wird, ein Sein und Wesen, das dieses Vermögen hat.

Doch: läßt sich aus höheren Prinzipien noch anschaulicher machen, wie dieses denkende Wesen bloß durch sein eigenes Denken sich erzeugt. — Mein Denken ist überhaupt genetisch: — eine Erzeugung des unmittelbar Gegebenen voraussetzend, und dieselbe beschreibend. Die Anschauung liefert das nackte Faktum und knüpft es an ein anderes, in der Anschauung keineswegs liegendes, sondern rein durch das Denken, selbsterzeugtes, aus welchem es (dieses Faktum) hervorgeht. So hier. Ich bin mir eines bestimmten Denkens bewußt, so weit und nicht weiter das anschauende Bewußtsein. Ich denke dieses bestimmte Denken; das heißt, ich lasse es aus einer, jedoch unbestimmbaren Unbestimmtheit hervorgehen. — So verfahre ich mit jedem Bestimmten, das im unmittelbaren Bewußtsein vorkommt, und daher entstehen mir alle diese Reihen von Vermögen und von Wesen, die diese Vermögen besitzen, welche ich annehme.

Transzendentale Ethik

Und hiermit geht die ewige Welt heller vor mir auf, und das Grundgesetz ihrer Ordnung steht klar vor dem Auge meines Geistes. In ihr ist rein und bloß der Wille. Wie er im geheimen Dunkel meines Gemüts vor allen sterblichen Augen verschlossen liegt, erstes Glied einer Kette von Folgen, die durch das ganze unsichtbare Reich der Geister hindurchläuft; so wie in der irdischen Welt die Tat, eine gewisse Bewegung der Materie, erstes Glied einer materiellen Kette wird, die das ganze System der Materie durchfließt. Der Wille ist das Wirkende und Lebendige der Vernunftswelt, so wie die Bewegung das Wirkende und Lebendige der Sinnenwelt ist. Ich stehe im Mittelpunkt zweier gerade entgegengesetzter Welten, einer sichtbaren, in der die Tat, einer unsichtbaren — und schlechthin unbegreiflichen, in der der Wille entscheidet, ich bin eine der Urkräfte für beide Welten. Mein Wille ist es, der beide umfaßt. Dieser Wille ist schon an und für sich selbst Bestandteil der übersinnlichen Welt; so wie ich ihn durch irgendeinen Entschluß bewege — bewege und verändere ich etwas in dieser Welt, und meine Wirksamkeit fließt fort über das Ganze und bringt Neues, ewig Dauerndes hervor, das da nun ist, und nicht mehr gemacht zu werden bedarf. Dieser Wille bricht aus in einer materiellen Tat, und diese Tat gehört der Sinnenwelt an und wirkt in derselben, was sie wirken kann.

Nicht erst, nachdem ich aus dem Zusammenhange der irdischen Welt gerissen sein werde, werde ich den Eindruck in die überirdische erhalten; ich bin und lebe schon jetzt in ihr, weit wahrer als in der irdischen, denn jetzt ist sie mein einziger fester Standpunkt und das ewige Leben, das ich schon längst in Besitz genommen, ist der einzige Grund, warum ich das irdische noch fortführen mag; das, was sie Himmel nennen, liegt nicht jenseits des Grabes, es ist schon hier, um unsere Natur verbreitet, und sein Licht geht in jedem reinen Herzen auf. Mein Wille ist mein, und er ist das einzige, das ganz mein ist, und vollkommen von mir selbst abhängt, und durch ihn bin ich schon jetzt ein Mitbürger des Reichs der Freiheit und der Vernunfttätigkeit durch sich selbst. Welche Bestimmung meines Willens — des einzigen, wodurch ich vom Staube herauf in dieses Reich eingreife — in die Ordnung desselben fasse, sagt mir in jedem Augenblick mein Gewissen, das Band, an welchem jene Welt unablässig mich hält, und mit sich verknüpft. Und es hängt ganz von mir selbst ab, mir die gebotene Bestimmung zu geben. Ich

bearbeite mich dann selbst für diese Welt, arbeite sonach in ihr und für sie, indem ich eines ihrer Glieder bearbeite; verfolge in ihr, und nur in ihr, ohne Wanken und Zweifel nach einer festen Regel meinen Zweck — des Erfolges sicher, indem da keine fremdartige Macht meinem Willen entgegensteht. — Daß in der Sinnenwelt mein Wille, sofern er nur wirklich Wille ist, wie er soll, auch noch zur Tat wird, ist lediglich das Gesetz dieser sinnlichen Welt. Ich wollte nicht so die Tat, wie den Willen; nur der letztere war ganz und rein mein Werk, und er war auch alles, was rein aus mir selbst hervorging. Es bedurfte nicht noch eines besonderen Akts von meiner Seite, um ihn an die Tat anzuknüpfen; sie knüpfte sich selbst an ihn an, nach dem Gesetz der zweiten Welt, mit welcher ich durch meinen Willen zusammenhänge, und in welcher dieser Wille gleichfalls Urkraft ist, wie in der ersten. — Ich bin freilich, wenn ich den durch das Gewissen mir gebotenen Willen als Tat, und als wirkende Ursache in der Sinnenwelt ansehe, genötigt, ihn auf seinen irdischen Zweck der Menschheit als Mittel zu beziehen: nicht, als ob ich dann den Weltplan erst übersehen und nach dieser Einsicht berechnen müßte, was ich zu tun hätte; sondern das unmittelbar durch das Gewissen mir gebotene bestimmte Handeln stellt sich mir ohne weiteres dar, als dasjenige, wodurch allein in meiner Lage ich zur Erreichung jenes Zweckes beitragen könne. Ob es mir nun nach der Tat scheine, als ob durch sie der Zweck nicht befördert, ja, als ob er sogar gehindert worden wäre; reuen kann mich die Tat darum nicht, an mir selbst darüber irre werden kann ich nicht, so wahr ich nur meinem Gewissen gehorchte, indem ich sie vollzog; welche Folgen sie auch für diese Welt haben möge, für die andere Welt kann nichts anderes denn Gutes aus ihr folgen. Und selbst für diese Welt gebietet mir nun, eben, weil die Tat für ihren Zweck verloren zu sein scheint, mein Gewissen, dieselbe zweckmäßiger zu wiederholen, oder, weil sie denselben gehindert zu haben scheint, das Nachteilige aufzuheben und das dem Erfolge Widerstrebende zu vernichten. Ich will, wie ich soll; und die neue Tat erfolgt. Es kann geschehen, daß die Folgen dieser neuen Tat in der Sinnenwelt mir nicht ersprießlicher erscheinen als in der ersteren; aber ich bleibe ebenso ruhig über sie, in Rücksicht der anderen Welt und für die gegenwärtige ist es mir nur aufgelegt, durch neues Wirken das Vorhergehende zu verbessern. Und so möchte es immer scheinen, daß ich durch mein ganzes irdisches Leben das Gute in dieser Welt nicht um eines Haarsbreite weiterbringe, aufgeben darf ich es doch nicht; von jedem mißlungenen Schritte muß ich glauben, daß doch der nächste gelingen könne; für jene Welt aber ist kein Schritt verloren.

— kurz, den irdischen Zweck befördere ich nicht lediglich um seines Selbst willen und als letzten Endzweck, sondern darum, weil mein wahrer letzter Zweck, Gehorsam gegen das Gesetz, in der gegenwärtigen Welt sich mir nicht anders darstellt, denn als Beförderung jenes Zwecks. Ihn dürfte ich aufgeben, wenn ich nur jemals dem Gesetz den Gehorsam verweigern dürfte, oder, wenn sich dasselbe mir in diesem Leben jemals anders darstellen könnte, denn als ein Gebot, diesen Zweck in meiner Lage zu behaupten; ihn werde ich wirklich aufgegeben haben in einem anderen Leben, in welchem das Gebot mir einen anderen, hienieden völlig unbegreiflichen Zweck setzen wird. In diesem Leben muß ich ihn befördern wollen, weil ich gehorchen muß; ob er durch die Tat, die aus diesem gesetzmäßigen Wollen erfolgt, wirklich befördert werde, ist nicht meine Sorge; ich bin nur für den Willen, der hienieden freilich nur auf den irdischen Zweck gehen kann, nicht aber für den Erfolg verantwortlich. Vor der Tat kann ich diesen Zweck nie aufgeben; die Tat aber kann ich, nachdem sie vollbracht ist, wohl aufgeben und sie wiederholen oder verbessern. Ich lebe und wirke sonach schon hier, meinem eigentlichsten Wesen und meinem nächsten Zwecke nach nur für die andere Welt, und die Wirksamkeit für dieselbe ist die einzige, der ich ganz sicher bin.

Der ewige Wille

Jener ewige Wille ist also allerdings Weltschöpfer, so wie er es allein sein kann, und wie es allein einer Schöpfung bedarf in der endlichen Vernunft; diejenigen, welche ihn aus einer ewigen, trägen Materie eine Welt bauen lassen, die dann auch nur träge und leblos sein könnte, reihen durch menschliche Hände verfertigte Geräte — und kein ewiger Fortgang einer Entwicklung aus sich selbst, oder wie es sich anmutet, das Hervorgehen eines materiellen Opfers aus dem Nichts zu denken, kennen weder die Welt noch ihn. Es ist überall Nichts, wenn nur die Materie etwas sein soll, und es bleibt überall und in alle Ewigkeit Nichts. Nur die Vernunft ist; die unendliche an sich, die endliche in ihr und durch sie. Nur in unseren Gemütern erschafft er eine Welt; wenigstens das, woraus wir sie entwickeln, und das, wodurch wir sie entwickeln. Den Ruf zur Pflicht; und übereinstimmende Gefühle, Anschauung und Denkgesetze, es ist sein Licht, durch welches wir das Licht, und alles, was in diesem Lichte uns erscheint, erblicken. In unseren Gemütern bildet er fort diese Welt und greift ein in dieselbe, indem er in unsere Gemüter durch den Ruf der Pflicht eingreift, sobald ein anderes freies Wesen etwas in derselben verändert. In unseren Gemütern erhält er diese Welt, und dadurch unsere endliche Existenz, deren allein wir fähig sind; indem er fortdauernd aus unseren Zuständen andere Zustände entstehen lässt. Nachdem er seinem höheren Zwecke gemäß uns sattsam für unsere nächste Bestimmung geprüft und wir dieselbe uns gebildet haben werden, wird er durch das, was wir Tod nennen, dieselbe für uns vernichten, und uns in eine neue, das Produkt unseres pflichtmäßigen Handelns in dieser einführen. Alles unser Leben ist Sein Leben. Wir sind in Seiner Hand, und bleiben in derselben. Und niemand kann uns daraus reißen. Wir sind ewig, weil Er es ist . . .

Aus: Reden an die deutsche Nation

Wer an ein festes, beharrliches und totes Sein glaubt, der glaubt nur darum daran, weil er in sich selbst tot ist, und nachdem er einmal tot ist, kann er nicht anders, denn also glauben, sobald er nur in sich selbst klar wird. Er selbst und seine ganze Gattung von Anbeginn bis ans Ende wird ihm ein zweites und eine notwendige Folge aus irgendeinem vorauszusetzenden ersten Gliede. Diese Voraussetzung ist sein wirkliches, keineswegs ein bloß gedachtes Denken; sein wahrer Sinn, der Punkt, wo sein Denken unmittelbar selbst Leben ist, und ist so die Quelle all seines übrigen Denkens und Beurteilens seines Geschlechts in seiner Vergangenheit, der Geschichte, seiner Zukunft, der Erwartungen von ihm, und seiner Gegenwart im wirklichen Leben an ihm selbst und anderen. Wir haben diesen Glauben an den Tod, im Gegensatz mit einem ursprünglich lebenden Volke, Ausländerei genannt. Diese Ausländerei wird somit, wenn sie einmal unter den Deutschen ist, sich auch im wirklichen Leben derselben zeigen, als ruhige Ergebung in die nun einmal unabänderliche Notwendigkeit ihres Seins, als Aufgeben aller Verbesserungen unserer selbst oder anderer durch Freiheit, als Geneigtheit, sich selbst und alle so zu verbrauchen, wie sie sind, und aus ihrem Sein den möglichst größten Vorteil für uns selbst zu ziehen; kurz, als das in allen Lebensregungen immer fort sich abspiegelnde Bekenntnis des Glaubens an die allgemeine und gleichmäßige Sündhaftigkeit aller, den ich an einem anderen Orte hinlänglich geschildert habe („Anweisung zum seligen Leben“, 11. Vorlesung), welche Schilderung selbst nachzulesen, auch zu beurteilen, inwiefern dieselbe auf die Gegenwart passe,

ich Ihnen überlasse. Diese Denk- und Handelweise entsteht der inwendigen Erstorbenheit, wie oft erinnert worden, nur dadurch, daß sie über sich selbst klar wird, dagegen sie, solange es im dunklen bleibt, den Glauben an Freiheit, der an sich wahr, und nur in Anwendung auf ihr damaliges Sein Wahn ist, beibehält. Es erhellt hier deutlich der Nachteil der Klarheit bei innerer Schlechtigkeit. Solange diese Schlechtigkeit dunkel bleibt, wird sie durch die fortdauernde Anforderung an Freiheit immerfort beunruhigt, gestachelt und getrieben und bietet den Versuchen, sie zu verbessern, einen Angriffspunkt dar. Die Klarheit aber vollendet sie und rundet sie in sich selbst ab; sie fügt ihr die freudige Ergebung, die Ruhe eines guten Gewissens, das Wohlgefallen an sich selber hinzu; es geschieht ihnen, wie sie glauben, sie sind von nun an in der Tat unverbesserlich, und höchstens um bei den Besseren den unbarmherzigen Abscheu gegen das Schlechte, oder die Ergebung in den Willen Gottes rege zu erhalten, und außerdem zu keinem Dinge in der Welt nütze.

Und so trete denn endlich in seiner vollendeten Klarheit heraus, was wir in unserer bisherigen Schilderung unter Deutschem verstanden haben. Der eigentliche Unterscheidungsgrund liegt darin, ob man an ein absolut Erstes und Ursprüngliches im Menschen selber, an Freiheit, an unendliche Verbesserlichkeit, an ewiges Fortschreiten unseres Geschlechts glaube, oder ob man an all dieses nicht glaube, ja wohl deutlich einzusehen und zu begreifen vermeine, daß das Gegenteil von diesem allem stattfindet. Alle, die entweder selbst schöpferisch und hervorbringend das Neue leben oder die, falls ihnen dies nicht zuteil geworden wäre, das Niedrige wenigstens entschieden fallen lassen und aufmerkend dastehen, ob irgendwo der Fluß ursprünglichen Lebens sie ergreifen werde, oder die, falls sie auch nicht so weit wären, die Freiheit wenigstens ahnen und sie nicht hassen, oder vor ihr erschrecken, sondern sie lieben; alle diese sind ursprüngliche Menschen, sie sind, wenn sie als ein Volk betrachtet werden, ein Urvolk schlechtweg, Deutsche. Alle, die sich darein ergeben, ein Zweites zu sein, und Abgestammtes, und die deutlich sich also kennen und begreifen, sind es in der Tat, und werden es immer mehr durch diesen ihren Glauben, sie sind ein Anhang zum Leben, das vor ihnen oder neben ihnen aus eigenem Triebe sich regte, ein vom Felsen zurücktönender Nachhall einer schon verstumten Stimme, sie sind als Volk betrachtet außerhalb des Urvolkes und für dasselbe Fremde und Ausländer. In der Nation, die bis auf diesen Tag sich das Volk schlechtweg oder Deutsche nennt, ist in der neuen Zeit wenigstens bis jetzt Ursprüngliches an den Tag hervorgebrochen, und Schöpferkraft des Neuen hat sich gezeigt; jetzt wird endlich dieser Nation durch eine in sich selbst klargewordene Philosophie der Spiegel vorgehalten, in welchem sie mit klarem Begriffe erkenne, was sie bisher ohne deutliches Bewußtsein durch die Natur war, und wozu sie von derselben bestimmt ist; und es wird ihr der Antrag gemacht, nach diesem klaren Begriffe und mit besonnener und freier Kunst, vollendet und ganz, sich selbst zu dem zu machen, was sie sein soll, den Bund zu erneuern und ihren Kreis zu schließen. Der Grundsatz, nach dem sie diesen zu schließen hat, ist ihr vorgelegt; was an Geistigkeit glaubt und die ewige Fortbildung dieser Geistigkeit durch Freiheit will, das, wo es auch geboren sei, und in welcher Sprache es redet, ist unseres Geschlechts, es gehört uns an und es wird sich uns zutun. Was an Stillstand, Rückgang und Zirkeltanz glaubt, oder gar eine tote Natur der Weltregierung setzt, dieses, wo es auch geboren sei und welche Sprache es redet, ist undeutsch und fremd für uns, und es ist zu wünschen, daß es je eher, je lieber sich gänzlich von uns abtrenne.

Und so trete denn bei dieser Gelegenheit, gestützt auf das oben über die Freiheit Gesagte, endlich auch einmal vernehmlich heraus und wer noch Ohren hat zu hören, der höre, was diejenige Philosophie, die mit gutem Fuge sich die deutsche nennt, eigentlich wolle, und worin

sie jeder ausländischen und totgläubigen Philosophie mit ernster und unerbittlicher Strenge sich entgegensemte; und zwar trete diese heraus keineswegs darum, damit auch das Tote es verstehe, was unmöglich ist, sondern, damit es diesem schwerer werde, ihr die Worte zu verdrehen, um sich das Ansehen zu geben, als ob es selbst eben auch ungefähr dasselbe wolle und im Grunde meine. Diese deutsche Philosophie erhebt sich wirklich und durch die Tat ihres Denkens, keineswegs prahlt sie es bloß zufolge einer dunklen Ahnung, daß es so sein müsse, ohne es jedoch bewerkstelligen zu können — sie erhebt sich zu dem unwandelbaren „Mehr denn alle Unendlichkeit“, und findet allein in diesem das wahrhafte Sein. Zeit und Ewigkeit und Unendlichkeit erblickt sie in ihrer Entstehung aus dem Erscheinen und Sichtbarwerden jenes Einen, das an sich schlechthin unsichtbar ist und nur in dieser, seiner Unsichtbarkeit erfaßt, richtig erfaßt wird. Schon die Unendlichkeit ist nach dieser Philosophie nichts an sich, und es kommt ihr durchaus kein wahrhaftes Sein zu; sie ist lediglich das Mittel, woran das einzige, was da ist, und das nur in seiner Unsichtbarkeit ist, sichtbar wird, und woraus ihm ein Bild, ein Schemen und Schatten seiner selbst, im Umkreise der Bildlichkeit erbaut wird. Alles, was innerhalb dieser Unendlichkeit der Bilderwelt noch weiter sichtbar werden mag, ist nun vollends ein Nichts des Nichts, ein Schatten des Schattens, und lediglich das Mittel, woran jenes erste Nichts der Unendlichkeit und der Zeit selber sichtbar werde, und dem Gedanken der Aufflug zu dem unbildlichen und unsichtbaren Sein sich eröffne.

Innerhalb dieses einzig möglichen Bildes der Unendlichkeit tritt nun das Unsichtbare unmittelbar heraus nur als freies und ursprüngliches Leben des Sehens, oder als Willensentschluß eines vernünftigen Lebens, und kann durchaus nicht anders heraustreten und erscheinen. Alles als nicht geistiges Leben erscheinende beharrliche Dasein ist nur ein aus dem Sehen hingeworfenes, das vielfach durch das Nichts, das Sehen selbst sich eben erheben soll zum Erkennen seines eigenen Ichs und zur Anerkennung des Unsichtbaren als des einzigen wahren.

In diesen Schatten von den Schatten der Schatten bleibt nun jene totgläubige Seinsphilosophie, die wohl gar Naturphilosophie wird, die verschrobenste von allen Philosophien, befangen und fürchtet und betet an ihr eigenstes Geschöpf. Dieses Beharren nun ist der Ausdruck ihres wahren Lebens und ihrer Liebe, und in diesem ist dieser Philosophie zu glauben: wenn sie aber noch weiter sagt, daß dieses von ihr als wirklich Seiendes vorausgesetztes Sein und das Absolute Eins sei und eben dasselbe, so ist ihr hierin, so vielmehr sie es auch beteuern mag und wenn sie auch manchen Eidschwur hinzufügte, nicht zu glauben, sie weiß dies nicht, sondern sie sagt es nur auf gutes Glück hin, einer anderen Philosophie, der sie dies nicht abzustreiten wagts, es nachbetend. Sollte sie es wissen, so müßte sie nicht von der Zweiheit, die sie durch jenen Machtspurh nur aufhebt und dennoch stehen läßt, als einer unbezweifelten Tatsache ausgehen, sondern sie müßte von der Einheit ausgehen und aus dieser die Zweiheit und mit ihr alle Mannigfaltigkeit verständlich und einleuchtend abzuleiten vermögen. Hierzu bedarf es aber des Denkens der durchgeföhrten und mit sich selbst zu Ende gekommenen Reflektion. Die Kunst des Denkens hat sie teils nicht gelernt und ist derselben überhaupt unfähig, sie vermag nur zu schwärmen, teils ist sie diesem Denken feind und mag es gar nicht versuchen, weil sie dadurch in der geliebten Täuschung gestört werden würde.

Dies ist es nun, worin unsere Philosophie sich jener Philosophie ernstlich entgegensemte, und dies haben wir bei dieser Veranlassung einmal so vernehmlich als möglich aussprechen und bezeugen wollen.

Aus der 7. Rede: „Noch tiefere Erfassung der Ursprünglichkeit und Deutschheit eines Volkes“

ROMANTISCHE NATURPHILOSOPHIE

FRIEDRICH WILHELM JOSEPH VON SCHELLING

1775—1854

Auszüge

Ich bin der Gott, den sie im Busen hegt,
Der Geist, der sich in allem bewegt,
Vom ersten Ringen dunkler Kräfte
Bis zum Erguß der Lebenssäfte,

Herauf zu des Gedankens Jugendkraft,
Wo durch Natur verjüngt sich wiederschafft
Ist eine Kraft, in Wechselspiel und Weben,
Ein Trieb und Drang nach immer höhrem Leben.

Aus „Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens“

Das vollendete System der Wissenschaft geht vom absoluten, alles Entgegengesetzte ausschließenden Ich aus. Dieses als das Eine Unbedingbare bedingt die ganze Kette des Wissens, beschreibt die Sphäre alles Denkbaren und herrscht durch das ganze System unseres Wissens als die absolute, alles begreifende Realität. Nur durch ein absolutes Ich, nur dadurch, daß dieses selbst schlechthin Gesetz ist, wird es möglich, daß ein Nicht-Ich ihm entgegengesetzt, so daß Philosophie selbst möglich wäre; denn das ganze Geschäft der theoretischen und praktischen Philosophie ist nichts als Lösung des Widerstreits zwischen dem reinen und empirisch bedingten Ich.

Das Wesen des Ichs ist Freiheit, d. h. es ist nicht anders denkbar, denn nur insofern es aus absoluter Selbstmacht sich nicht als irgend Etwas, sondern als bloßes Ich setzt. Diese Freiheit läßt sich positiv bestimmen, denn wir wollen keinem Ding an sich, sondern dem reinen, durch sich selbst gesetzten sich allein gegenwärtigen, alles Nicht-Ich ausschließenden Ich Freiheit zuschreiben.

Das Ich also ist für sich selbst als bloßes Ich in intellektualer Anschauung bestimmt.

Das Ich ist bloß dadurch, daß es alle Realität setzt.

Das empirische Ich existiert nur mit und durch Objekte.

„Vom Ich als Ordnung der Philosophie“

*

Was ist denn nun jenes geheime Band, das unseren Geist mit der Natur verknüpft oder jenes verborgene Organ, durch welches die Natur zu unserm Geiste oder unser Geist zur Natur spricht? Wir schenken euch zum voraus alle eure Erklärungen, wie eine solche zweckmäßige Natur außer uns wirklich geworden. Denn diese Zweckmäßigkeit daraus erklären, daß ein göttlicher Verstand ihr Urheber sei, heißt nicht philosophieren, sondern fromme

Betrachtungen anstellen. Ihr habt uns damit so gut wie nichts erklärt; denn wir verlangen zu wissen, nicht wie eine solche Natur außer uns entstanden, sondern wie auch nur die Idee einer solchen Natur in uns gekommen sei; nicht etwa nur, wie wir sie willkürlich erzeugt haben, sondern wie und warum sie ursprünglich und notwendig allem, was unser Geschlecht über Natur von jeher gedacht hat, zugrunde liegt. Denn die Existenz einer solchen Natur außer uns erklärt noch lange nicht die Existenz einer solchen Natur in mir: denn, wenn wir annehmen, daß zwischen beiden eine vorher bestimmte Harmonie stattfindet, so ist ja ebendies der Gegenstand unserer Frage. Oder wenn ihr behauptet, daß wir eine solche Idee auf die Natur nur übertragen, so ist nie eine Ahnung von dem, was uns Natur ist und sein soll, in eure Seele gekommen. Denn wir wollen nicht, daß die Natur mit dem Gesetz unseres Geistes zufällig (etwa durch Vermittlung eines Dritten) zusammentreffe, sondern daß sie selbst notwendig und ursprünglich die Gesetze unseres Geistes nicht nur ausdrücke, sondern selbst realisiere, und daß sie nur insofern nur Natur sei und Natur heiße, als sie dies tut.

Die Natur soll der sichtbare Geist, der Geist die unsichtbare Natur sein. Hier also, in der absoluten Identität des Geistes in uns und der Natur außer uns, muß sich das Problem, wie eine Natur außer uns möglich sei, auflösen. Das letzte Ziel unserer weiteren Nachforschungen ist daher diese Idee der Natur.

Über Elektrizität: Wir können das allgemeine Gesetz des elektrischen Verhältnisses der Körper so aussprechen: Derjenige von beiden, der im Gegensatz gegen den anderen seine Kohäsion erhöht, wird negativ, derjenige, der sie vermindert, positiv elektrisch erscheinen müssen. Es ergibt sich hieraus, wie die Elektrizität jedes Körpers bestimmt sei, nicht allein durch seine Qualität, sondern eben so sehr durch die des anderen.

Zwei gleiche Massen können als solche außereinander und demnach verschieden sein, ohne in einer dritten wieder eins und ineinander zu sein, und zwar so, daß sie in dieser dritten sich nicht summieren oder eine die andere vermehrt: denn sonst wären sie wieder nur in jener und nicht außereinander, sondern so, daß die zwei unter sich und mit der dritten eins und jede der beiden ersten zugleich die ganze Dritte und ihre eine Seite sei. Denn allgemein können zwei Dinge, wie Plato im Timäus sagt, ohne ein drittes nicht bestehen und das schönste Band ist dasjenige, welches sich selbst und das Verbundene, auch das Beste, zu Eins macht, so daß sich das Erste zu dem Zweiten wie dieses zu dem Mittleren verhält.

Grundsätze der Dynamik: Zurückstoßkraft ohne Anziehungskraft ist formlos; Anziehungskraft ohne Zurückstoßkraft objektlos... Das Objekt aber ist nie ohne seine Schranke, die Materie nie ohne ihre Form.

Von der Weltseele: Das dunkle Band der Schwere ist in den Verzweigungen des Pflanzenreiches gelöst und dem Licht aufgeschlossen. Die Knospe des Lichtwesens bricht in dem Tierreich auf. Die absolute Kopula, jener beiden Einheit und Mittelpunkt kann von sich selbst sich nur in einem finden und sich nur von diesem Punkt aus in wiederholter Entfaltung aufs neue zu einer unendlichen Welt ausbreiten. Jenes Eine ist der Mensch, in welchem das Band, das Verbundene, vollends durchbricht und in seine ewige Heimat einkehrt. —

Sehen wir nicht, daß alle Operationen der Natur in der organischen Welt — ein beständiges Individualisieren der Materie sind? — Die gewöhnlich vorgegebene allmähliche Veredlung und Läuterung der Nahrungssäfte in den Pflanzen ist nichts anderes als ein solches fortschreitendes

Individualisieren. Je reichere und rohere Säfte der Pflanze zuströmen, desto üppiger und gebreiteter ist ihr Wachstum. Dieses Wachstum ist innerer Zweck der Natur, es ist nur Mittel, um die höheren Entwicklungen vorzubereiten.

Aus „Ideen zu einer Philosophie der Natur“ 1797

*

Jene einzig hohe Wahrheit aber ist der Schönheit nicht zufällig, noch ist es diese jener, und wie die Wahrheit, die nicht Schönheit ist, auch nicht Wahrheit, so kann hinwiederum die Schönheit, welche nicht Wahrheit ist, auch nicht Schönheit sein, wofür wir an den uns umgebenden Werken, wie mir dünkt, offensche Beispiele haben. Denn sehen wir nicht die meisten zwischen zwei Extremen schwanken und den einen, welcher die bloße Wahrheit hervorbringen will, statt dieser der rohen Natürlichkeit hingeben, und indem er ganz auf jene geheftet ist, dagegen dasjenige versäumen, was durch keine Erfahrung gegeben werden kann, den anderen, dem es ganz an Wahrheit gebricht, einen leeren und schwäblichen Schein von Form, den die Unwissenden als Schönheit bewundern, hervorbringen?

Allein, o Freunde, nachdem wir die höchste Einheit der Schönheit und Wahrheit bewiesen haben, so scheint mir auch die der Philosophie und der Poesie bewiesen: denn wonach strebt jene, als eben nach jener ewigen Wahrheit, die mit der Schönheit, diese aber nach jener ungeborenen und unsterblichen Schönheit, welche mit der Wahrheit eins und dasselbe ist?

Das Absolute haben wir nun bestimmt als dem Wesen nach weder ideal noch real, weder als Denken noch als Sein. In der Beziehung aber auf die Dinge ist es notwendig, das eine und das andere mit gleicher Unendlichkeit, denn in Ansehen seiner, sagten wir, sei alles, was ist, in dem es real ist, auch ideal, und indem ideal, auch real.

Die unendliche Identität werden wir als ein unendliches Denken bestimmen können, diesem aber das entgegensemzen, was du Anschauen genannt hast.

Da aber im Absoluten das Denken mit dem Anschauen schlechthin Eins, so werden auch die Dinge nicht bloß durch ihre Begriffe als unendlich, sondern durch ihre Ideen als ewig, mithin ohne alle Beziehung, selbst die der Entgegensemzung, auf Zeit, und mit absoluter Einheit der Möglichkeit und Wirklichkeit, in ihm als der höchsten Einheit des Denkens und Anschauens ausgedrückt sein.

Kontra Fichte: Am weitesten jedoch würde sich von der Idee des Absoluten entfernen, wer seine Natur, um sie nicht als Sein zu bestimmen, durch den Begriff der Tätigkeit bestimmen wollte.

Weder aber kann das Absolute im Endlichen, noch kann es im Unendlichen reflektiert werden, ohne in jedem die ganze Vollkommenheit seines Wesens auszudrücken, und die Einheit zwar des Endlichen und Unendlichen im Endlichen reflektiert erscheint als Sein, im Unendlichen aber als Tätigkeit, dieselbe aber ist im Absoluten weder als das eine noch als das andere, und weder unter der Form der Endlichkeit noch der Unendlichkeit, sondern der Ewigkeit.

Absolute Identität: Die höchste Macht also oder der wahre Gott ist der, außer welchem nicht die Natur ist, so wie die wahre Natur die, außer der nicht Gott ist.

Aus „Bruno oder über das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge“

*

Die idealische Welt der Kunst und die reelle der Objekte sind also Produkte einer und derselben Tätigkeit; das Zusammentreffen beider (der bewußten und der bewußtlosen) ohne Bewußtsein gibt die wirkliche, mit Bewußtsein die ästhetische Welt.

Aus der gemeinen Wirklichkeit gibt es nur zwei Auswege, die Poesie, welche uns in eine idealische Welt versetzt, und die Philosophie, welche die wirkliche Welt ganz vor uns verschwinden läßt.

Das Wesen des Selbstbewußtseins: Das Ich ist gar nicht vor jenem Akt, wodurch das Denken sich selbst zum Objekt wird, es ist also selbst nichts anderes, als das objektwerdende Denken und sonach nichts außer dem Denken. (Selbstbewußtsein *χατ' ἐξοχῆν*.)

Aus „System des transzendentalen Idealismus“

*

Die intellektuelle Anschauung ist das Organ alles transzendentalen Denkens... Es setzt ein Vermögen voraus, gewisse Handlungen des Geistes zugleich zu produzieren und anzuschauen, so daß das Produzieren des Objekts und das Anschauen selbst absolut Eines ist (Fichte).

Theoretische Philosophie also ist Idealismus, praktischer Realismus, und nur beides zusammen das vollendete System des transzendentalen Idealismus.

Wir können den Raum als die angehaltene Zeit, die Zeit dagegen als den fließenden Raum definieren.

Das Schema zeigt sich im gemeinsten Verstandesgebrauch als das allgemeine Mittelglied der Anerkennungen jedes Gegenstandes als eines bestimmten.

Es muß noch bemerkt werden, daß es eben dasselbe für Begriffe ist, was das Symbol für Ideen ist.

Gegen Kants Apriorismus: Locke streitet gegen das Hirngespinst von angeborenen Begriffen, das er bei Leibniz, welcher sehr weit davon entfernt war, voraussetzte, ohne zu merken, daß es gleich unverständlich ist, daß die Ideen in der Seele ursprünglich in der Seele eingegraben seien oder sie erst durch die Objekte eingraben zu lassen, noch fällt es ihm je bei, sich zu fragen, ob es wohl in diesem Sinn nicht nur neue angeborene, sondern ob es überhaupt eine Idee in dem Sinne gäbe, daß sie ein Eindruck auf die Seele wäre, gleichviel wovon?

Alle diese Verwirrungen lösen sich durch den „Einen“ Satz, daß unsere Erkenntnis ursprünglich ebensowenig *a priori*, als *a posteriori* ist, indem dieser ganze Unterschied bloß und lediglich in bezug auf das philosophische Bewußtsein gemacht wird.

Freiheit und Notwendigkeit im Handeln: Aber um auch nur anfangen zu können, zu handeln, muß ich schon beschränkt sein; daß meine freie Tätigkeit ursprünglich sich nur auf ein bestimmtes Objekt richtet, wurde im vorhergehenden daraus erklärt, daß es mir durch andere Intelligenzen schon unmöglich gemacht ist, alles zu wollen. Allein es kann mir dann doch durch mehrere Intelligenzen nicht unmöglich gemacht sein, mehreres zu wollen; daß ich also von mehreren Objekten BCD gerade C wähle, davon muß der letzte Grund doch nur in mir selbst liegen... Es klingt hart, aber deswegen um nichts weniger wahr, daß, so wie unzählige Menschen zu den höchsten Funktionen des Geistes ursprünglich untüchtig sind,

ebenso unzählige nie imstande, mit der Freiheit und Erhebung des Geistes selbst über das Gesetz zu handeln, welches nur wenigen Auserlesenen zukommen kann. Dies eben, daß freie Handlungen sogar durch eine unbekannte Notwendigkeit ursprünglich schon unmöglich gemacht sind, ist es, was die Menschen zwingt, bald die Gunst oder Mißgunst der Natur, bald das Verhältnis des Schicksals anzuklagen oder zu erheben.

Naturgesetzlichkeit als Notwendigkeit: Etwas, wofür die Bedingungen in der Natur überhaupt nicht gegeben werden können, muß schlechthin unmöglich sein.

Willensfreiheit: Reflektiere ich also bloß auf die objektive Tätigkeit als solche, so ist im Ich bloße Naturnotwendigkeit als solche, reflektiere ich bloß auf die subjektive, so ist in ihm nur ein absolutes Wollen, welches seiner Natur nach kein anderes Objekt hat als das Selbstbestimmen an sich; reflektiere ich endlich auf die über beide gehobene, zugleich die subjektive und objektive beginnende Tätigkeit, so ist im Ich Willkür, und mit derselben Freiheit des Willens.

Wesen der Naturgeschichte: Wenn man von einer Naturgeschichte im eigentlichen Sinn des Wortes sprechen wollte, so müßte man sich die Natur vorstellen, als ob sie, in ihren Produktionen scheinbar frei, die ganze Mannigfaltigkeit derselben durch stetige Abweichungen von „Einem“ ursprünglichen Original allmählich hervorgebracht hätte, welches alsdann eine Geschichte, nicht der Naturobjekte (welches eigentlich Naturbeschreibung ist), sondern der hervorbringenden Natur selbst wäre.

Das Freiheitsproblem: Es ist also eine Voraussetzung, die selbst zum Behuf der Freiheit notwendig ist, daß der Mensch zwar, was das Handeln selbst betrifft, frei, was aber das endliche Resultat seiner Handlungen betrifft, abhängig sei von einer Notwendigkeit, die über ihm ist, und die selbst im Spiel seiner Freiheit die Hand hat.

Sinn der Geschichte: Die Geschichte als Ganzes ist eine fortgehende, allmählich sich enttällende Offenbarung des Absoluten (s. Hegel). Also man kann in der Geschichte die einzelne Stelle bezeichnen, wo die Spur der Vorsehung oder Gott selbst gleichsam sichtbar ist.

Definition des Kunstschaffens: Die postulierte Anschauung soll zusammenfassen, was in der Erscheinung der Freiheit und was in der Anschauung des Naturproduktes getrennt existiert, nämlich: Identität des Bewußten und Bewußtlosen im Ich und Bewußtsein dieser Identität.

DIE FRÜHROMANTISCHE DICHTUNG

NOVALIS

1772—1801

Hymnen an die Nacht

Nun weiß ich, wann der letzte Morgen sein wird: wenn das Licht nicht mehr die Nacht und die Liebe scheucht, wenn der Schlummer ewig und nur ein unerschöpflicher Traum sein wird. Himmlische Müdigkeit fühl' ich in mir. — Weit und ermüdend war mir die Wallfahrt zum Heiligen Grabe, drückend das Kreuz. Die kristallene Woge, die, gemeinen Sinnen unvernehmlich, in des Hügels dunklem Schoße quillt, an dessen Fuß die irdische Flut sich bricht, wer die gekostet hat, wer oben stand auf dem Grenzgebirge der Welt und hinübersah in das neue Land, in der Nacht Wohnsitz; wahrlich, der kehrt nicht in das Treiben der Welt zurück, in das Land, wo das Licht in ewiger Unruh' hauset.

Oben baut er sich Hütten — Hütten des Friedens, sehnt sich und liebt, schaut hinüber, bis die willkommenste aller Stunden ihn hinunter in den Brunnen der Quelle zieht. Das Irdische schwimmt obenauf, wird von Stürmen zurückgeführt, aber was heilig durch der Liebe Berührung ward, rinnt aufgelöst in verborgenen Gängen auf das jenseitige Gebiet, wo es, wie Düfte, sich mit entschlummerten Lieben mischt. Noch weckst du, munteres Licht, den Müden zur Arbeit, flößest fröhliches Leben mir ein: aber du lockst mich von der Erinnerung moosigem Denkmal nicht. Gern will ich die fleißigen Hände rühren, überall umschauen, wo du mich braudst, rühmen deines Glanzes volle Pracht; unverdrossen verfolgen deines künstlichen Werkes schönen Zusammenhang: gern betrachten deiner gewaltigen, leuchtenden Uhr sinnvollen Gang; ergründen der Kräfte Ebenmaß und die Regeln des Wunderspiels unzähliger Räume und ihrer Zeiten. Aber getreu der Nacht bleibt mein geheimes Herz, und der schaffenden Liebe, ihrer Tochter. Kannst du mir zeigen ein ewig treues Herz? Hat deine Sonne freundliche Augen, die mich erkennen? Fassen deine Sterne meine verlangende Hand? Geben sie mir wieder den zärtlichen Druck und das kosende Wort? Hast du mit Farben und leichtem Umriß sie geziert? Oder war sie es, die deinem Schmuck höhere, liebere Bedeutung gab? Welche Wollust, welchen Genuß bietet dein Leben, die aufwögen des Todes Entzückungen? Trägt nicht alles, was uns begeistert, die Farbe der Nacht? Sie trägt dich mütterlich, und ihr verdankst du all deine Herrlichkeit. Du verflögest in dir selbst, in endlosen Raum vergingest du, wenn sie dich nicht hielte, dich nicht bände, daß du warm würdest, und flammend die Welt zeugtest. Wahrlich, ich war, ehe du warst: die Mutter schickte mit meinen Geschwistern mich, zu bewohnen deine Welt, sie zu heiligen mit Liebe, daß sie ein ewig angeschautes Denkmal werde; zu bepflanzen sie mit unverwelklichen Blumen. Noch reiften sie nicht, die göttlichen Gedanken; noch sind der Spuren unserer Offenbarung wenig. Einst zeigt deine Uhr das Ende der Zeit, wenn du wirst wie unsereiner, und voll Sehnsucht und Inbrunst auslöschest und stirbst. In mir fühl' ich deiner Geschäftigkeit Ende, himmlische Freiheit, selige Rückkehr. In wilden Schmerzen erkenn' ich deine Entfernung von unserer Heimat, deinen Widerstand gegen den alten herrlichen Himmel. Deine Wut und dein Toben ist vergebens. Unverbrennlich steht das Kreuz, eine Siegesfahne unseres Geschlechts.

Aus den „Hymnen an die Nacht“

Abwärts wend' ich mich
Zu der heiligen, unaussprechlichen
Geheimnisvollen Nacht —
Fernab liegt die Welt,
Tiefe Wehmut
Weht in den Saiten der Brust.
Fernen der Erinnerung,
Wünsche der Jugend,
Der Kindheit Träume,
Des ganzen langen Lebens
Kurze Freuden
Und vergebliche Hoffnungen
Kommen in grauen Kleidern
Wie Abendnebel
Nach der Sonne
Untergang. —
Fernab liegt die Welt
Mit ihren bunten Genüssen.
In andern Räumen
Schlug das Licht auf
Die luftigen Gezelte.
Soll es nie wiederkommen
Zu seinen treuen Kindern,
Seinen Gärten,
In sein herrliches Haus?
Doch was quillt
So kühl und erquicklich,
So ahndungsvoll
Unterm Herzen
Und verschlückt
Der Wehmut weiche Luft?
Hast auch du
Ein menschliches Herz,
Dunkle Nacht?
Unter deinem Mantel,
Das mir unsichtbar kräftig
An die Seele geht?
Du scheinst mir furchtbar —
Köstlicher Balsam
Träuft aus deiner Hand,
Aus dem Bündel Mohn.
In süßer Trunkenheit
Entfaltest du die schweren Flügel des Gemüts
Und schenkest uns Freuden,
Dunkel und unaussprechlich,
Heimlich wie du selbst bist.
Du kommst, Geliebte —

Die Nacht ist da —
Entzückt ist meine Seele —
Vorüber ist der irdische Tag,
Und du bist wieder mein,
Ich schaue dir ins tiefe dunkle Auge,
Sehe nichts als Lieb und Seligkeit.
Wir sinken auf der Nacht Altar
Aufs weiche Lager. —
Die Hülle fällt
Und angezündet von dem warmen Druck
Entglüht des süßen Opfers
Reine Glut.

Muß immer der Morgen wiederkommen?
Endet nie des Irdischen Gewalt?
Unselige Geschäftigkeit verzehrt
Den himmlischen Anflug der Nacht. —
Wird nie der Liebe geheimes Opfer
Ewig brennen!
Zugemessen ward
Dem Lichte seine Zeit
Und dem Wachen —
Aber reizlos ist der Nacht Herrschaft,
Ewig ist die Dauer des Schlafes.
Heiliger Schlaf!
Beglücke zu selten nicht
Der Nacht Geweihte —
In diesem irdischen Tagewerk.
Nur die Toren erkennen dich
Und wissen von keinem Schlafe
Als den Schatten,
Den du mitleidig auf uns wirfst
In jener Dämmerung
Der wahrhaften Nacht.
Sie fühlen dich nicht
In der goldenen Flut der Trauben,
In des Mandelbaums
Wunderöl
Und dem braunen Saft des Mohns.
Sie wissen nicht,
Daß aus alten Geschichten
Du himmelöffnend entgegentrittst
Und den Schlüssel trägst
Zu den Wohnungen der Seligen,
Unendlicher Geheimnisse
Schweigender Bote.

(1798)

GEDICHTE

Der sterbende Genius

Willkommen, Lieber, nun und nicht wieder ruft
Dich meine Stimme, nah ist der Abschied mir.
Gefunden hab' ich, was ich suchte,
Und der Bezauberung Bande schmelzen.
Schon lodert mächtig jene geheime Glut —
Mein altes Wesen — tief in dem irdischen

Gebilde: du sollst Opferpriester
Sein und das Lied der Zurückkehr singen.
Nimm diese Zweige, decke mit ihnen mich,
Nach Osten singe dann das erhabne Lied,
Bis auf die Sonne geht und zündet
Und mir die Tore der Urwelt öffnet.

Hinüber

Hinüber wall' ich
Und jede Pein
Wird einst ein Stachel
Der Wollust sein.
Noch wenig Zeiten,
So bin ich los,
Und liege trunken
Der Liebe im Schoß.
Unendliches Leben
Wogt mächtig in mir;
Ich schaue von oben
Herunter nach dir.
An jenem Hügel
Verlischt dein Glanz.

Ein Schatten bringet
Den kühlenden Kranz.
Oh, sauge, Geliebter,
Gewaltig mich an,
Daß ich entschlummern
Und lieben kann.
Ich fühle des Todes
Verjüngende Flut,
Zu Balsam und Äther
Verwandelt mein Blut.
Ich lebe bei Tage
Voll Glauben und Mut,
Und sterbe die Nächte
In heiliger Glut.

Bergmanns Lied

Der ist der Herr der Erde,
der ihre Tiefen mißt,
und jeglicher Beschwerde
in ihrem Schoß vergißt.

Wer ihrer Felsen Glieder
geheimen Bau versteht,
und unverdrossen nieder
zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbündet
und inniglich vertraut
und wird von ihr entzündet,
als wär' sie seine Braut.

Er sieht ihr alle Tage
mit neuer Liebe zu
und scheut nicht Fleiß noch Plage,
sie läßt ihm keine Ruh.

Die mächtigen Geschichten
der längst verflossenen Zeit,
ist, sie ihm zu berichten
mit Freundlichkeit bereit.

Der Vorwelt heil'ge Lüfte
umwehn sein Angesicht,
und in die Nacht der Klüfte
strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
ein wohlbekanntes Land,
und gern kommt sie entgegen
den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
hilfreich den Berg hinauf,
und alle Felsenschlösser
tun ihre Schätz' ihm auf.

Er führt des Goldes Ströme
in seines Königs Haus
und schmückt die Diademe
mit edlen Steinen aus.

Zwar reicht er treu dem König
den glückbegabten Arm,
doch frägt er nach ihm wenig,
und bleibt mit Freuden arm.

Sie mögen sich erwürgen
am Fuß um Gut und Geld;
er bleibt auf den Gebirgen
der frohe Herr der Welt.

Klingsors Weinlied

Auf grünen Bergen wird geboren
Der Gott, der uns den Himmel bringt;
Die Sonne hat ihn sich erkoren,
Daß sie mit Flammen ihn durchdringt.

Er wird im Lenz mit Lust empfangen,
der zarte Schoß quillt sacht empor,
Und wenn des Herbstes Früchte prangen,
Springt auch das goldne Kind hervor.

Sie legen ihn in enge Wiegen
Ins unterirdische Geschoß;
Er träumt von Festen und von Siegen
und baut sich manches luft'ge Schloß.

Es nahe keiner seiner Kammer,
Wenn er sich ungeduldig drängt
Und jedes Band und jede Klammer
Mit jugendlichen Kräften sprengt.

Denn unsichtbare Wächter stellen,
Solang er träumt, sich um ihn her;
Und wer betritt die heil'gen Schwellen,
Den trifft ihr luftumwundner Speer.

Er gab ihm, seine Treu zu ehren,
Ein Recht auf jeden hübschen Mund,
Und daß es keine darf ihm wehren,
Macht Gott durch ihn es allen kund.

Sowie die Schwingen sich entfalten,
Läßt er die lichten Augen sehn,
Läßt seine Priester mit ihm schalten
Und kommt heraus, wenn sie ihn flehn.

Aus seiner Wiege dunklem Schoße
Erscheint er im Kristallgewand;
Verschwiegener Eintracht volle Rose
Trägt er bedeutend in der Hand.

Und überall um ihn versammeln
Sich seine Jünger hocherfreut,
Und tausend frohe Zungen stammeln
Ihm ihre heiße Dankbarkeit.

Er spritzt in ungezählten Strahlen
Sein innres Leben in die Welt,
Die Liebe nippt aus seinen Schalen
Und bleibt ihm ewig zugesellt.

Er nahm als Geist der goldenen Zeiten
Von jehor sich des Dichters an,
Der immer seine Lieblichkeiten
In trunkenen Liedern aufgetan.

Ich sehe dich in tausend Bildern

Ich sehe dich in tausend Bildern,
Maria, lieblich ausgedrückt,
Doch keins von allen kann dich schildern,
Wie meine Seele dich erblickt.

Ich weiß nur, daß der Welt Getümmel
Seitdem mir wie ein Traum verweht,
Und ein unnennbar süßer Himmel
Mir ewig im Gemüte steht.

Geistliche Lieder

Wenn ich ihn nur habe,
Wenn er mein nur ist,
Wenn mein Herz bis hin zum Grabe
Seine Treue nie vergißt;
Weiße ich nichts vom Leide,
Fühle nichts als Andacht, Lieb und Freude.

Wenn ich ihn nur habe,
Laß ich alles gern,
Folg' an meinem Wanderstabe
Treugesintt nur meinem Herrn;
Lasse still die andern
Breite, lichte, volle Straßen wandern.

Wenn ich ihn nur habe,
Schlaf ich fröhlich ein,
Ewig wird zu süßer Labe
Seines Herzens Flut mir sein,
Die mit sanftem Zwingen
Alles wird erweichen und durchdringen.

Wenn ich ihn nur habe,
Hab' ich auch die Welt;
Selig wie ein Himmelsknabe,
Der der Jungfrau Schleier hält.
Hingesenkt im Schauen
Kann mir vor dem Irdischen nicht grauen.

Wenn ich ihn nur habe,
Ist mein Vaterland;
Und es fällt mir jede Gabe
Wie ein Erbteil in die Hand;
Längstvermißte Brüder
Find' ich nun in seinen Jüngern wieder.

Wenn alle untreu werden,
So bleib ich dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei.
Für mich umfang dich Leiden,
Vergingst für mich in Schmerz;
Drum geb' ich dir mit Freuden
Auf ewig dieses Herz.

Oft muß ich bitter weinen,
Daß du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergißt.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast du so viel getan,
Und doch bist du verküllgen,
Und keiner denkt daran.

Du stehst voll treuer Liebe
Noch immer jedem bei;
Und wenn dir keiner bliebe,
So bleibst du dennoch treu;
Die treuste Liebe sieget,
Am Ende fühlt man sie,
Weint bitterlich und schmieget
Sich kindlich an dein Knie.

Ich habe dich empfunden,
Oh! lasse nicht von mir;
Laß innig mich verbunden
Auf ewig sein mit dir.
Einst schauen meine Brüder
Auch wieder himmelwärts
Und sinken liebend nieder
Und fallen dir ans Herz.

Distichon

Welten bauen genügt nicht dem tiefer langenden Sinne,
Aber ein liebendes Herz sättigt den strebenden Geist.

Das Lied der Toten

Lobt doch unsre stillen Feste,
Unsre Gärten, unsre Zimmer,
Das bequeme Hausgeräte,
Unser Hab und Gut.
Täglich kommen neue Gäste,
Diese früh, die andern späte,
Auf den weiten Herden immer
Lodert neue Lebensglut.
Tausend zierliche Gefäße,
Einst betaut mit tausend Tränen,
Goldne Ringe, Sporen, Schwerter,
Sind in unserm Schatz;
Viel Kleinodien und Juwelen
Wissen wir in dunkeln Höhlen,
Keiner kann den Reichtum zählen,
Zählt er auch ohn' Unterlaß.
Kinder der Vergangenheiten,
Heiden aus den grauen Zeiten,
Der Gestirne Riesengeister
Wunderlich gesellt,
Hölde Frauen, ernste Meister,
Kinder und verliebte Greise
Sitzen hier in einem Kreise,
Wohnen in der alten Welt.
Keiner wird sich je beschweren,
Keiner wünschen, fort zu gehen,
Wer an unsren vollen Tischen
Einmal fröhlich saß.
Klagen sind nicht mehr zu hören,
Keine Wunden mehr zu sehen,
Keine Tränen abzuwischen,
Ewig läuft das Stundenglas.
Tiefgerührt von heil'ger Güte
Und versenkt in sel'ges Schauen
Steht der Himmel im Gemüte,
Wolkenloses Blau.
Lange fliegende Gewande
Tragen uns durch Frühlingsauen,
Und es weht in diesem Lande
Nie ein Lüftchen kalt und rauh.
Süßer Reiz der Mitternächte,
Stiller Kreis geheimer Mächte,
Wollust rätselhafter Spiele,
Wir nur kennen euch.
Wir nur sind am hohen Ziele,
Bald in Strom uns zu ergießen,
Dann in Tropfen zu zerfließen
Und zu nippen auch zugleich.
Uns ward erst die Liebe Leben,
Innig wie die Elemente
Mischen wir des Daseins Fluten
Brausend Herz mit Herz;

Lüstern scheiden sich die Fluten,
Denn der Kampf der Elemente
Ist der Liebe höchstes Leben,
Und des Herzens eignes Herz.
Leiser Wünsche süßes Plaudern
Hören wir allein und schauen
Immerdar in sel'ge Augen,
Schmecken nichts als Mund und Kuß.
Alles, was wir nur berühren,
Wird zu heißen Balsamfrüchten,
Wird zu weichen, zarten Brüsten,
Opfer kühner Lust.
Immer wächst und blüht Verlangen,
Am Geliebten festzuhangen,
Eins mit ihm zu sein.
Seinem Durste nicht zu wehren,
Voneinander sich zu nähren,
Voneinander nur allein.
So in Lieb' und hoher Wollust
Sind wir immerdar versunken,
Seit der wilde, trübe Funken
Jener Welt erlosch.
Seit der Hügel sich geschlossen,
Und der Scheiterhaufen sprühte,
Und dem schauernden Gemüte
Nun das Erdgesicht zerfloß.
Zauber der Erinnerungen,
Heil'ger Wehmut süße Schauer
Haben innig uns durchklungen,
Kühlen unsre Glut.
Wunden gibt's, die ewig schmerzen,
Eine göttlich tiefe Trauer
Wohnt in unser aller Herzen,
Löst uns auf in eine Flut.
Und in dieser Flut ergießen
Wir uns auf geheime Weise
In den Ozean des Lebens,
Tief in Gott hinein;
Und aus seinem Herzen fließen
Wir zurück zu unserm Kreise,
Und der Geist des höchsten Strebens
Taucht in unsre Wirbel ein.
Schüttelt eure goldenen Ketten
Mit Smaragden und Rubin'en,
Und die blanken, saubern Spangen,
Blitz und Klang zugleich.
Aus des feuchten Abgrunds Betten,
Aus den Gräbern und Ruinen,
Himmelsrosen auf den Wangen,
Schwebt ins bunte Fabelreich.
Könnten doch die Menschen wissen,
Unsre künftigen Genossen,

Daß bei allen ihren Freuden
Wir geschäftig sind.
Jauchzend würden sie verscheiden,
Gern das bleiche Dasein missen —
Oh! die Zeit ist bald verflossen,
Kommt, Geliebte, doch geschwind!
Helft uns doch den Erdgeist binden,

Lernt den Sinn des Todes fassen
Und das Wort des Lebens finden;
Einmal kehrt euch um.
Deine Macht muß bald verschwinden,
Dein erborgtes Licht verblassen,
Werden dich in kurzem binden,
Erdgeist, deine Zeit ist um.

(1799)

Sehnsucht nach dem Tode

Hinunter in der Erde Schoß,
Weg aus des Lichtes Reichen!
Der Schmerzen Wut und wilder Stoß
Ist froher Abfahrt Zeichen.
Wir kommen in dem engen Kahn
Geschwind am Himmelsufer an.
Gelobt sei uns die ew'ge Nacht,
Gelobt der ew'ge Schlummer!
Wohl hat der Tag uns warm gemacht,
Und welk der lange Kummer.
Die Lust der Fremde ging uns aus,
Zum Vater wollen wir nach Haus.
Was hält noch unsre Rückkehr auf,
Die Liebsten ruhn schon lange.
Ihr Grab schließt unsren Lebenslauf,

Nun wird uns weh und bange.
Zu suchen haben wir nichts mehr,
Das Herz ist satt, die Welt ist leer.
Unendlich und geheimnisvoll
Durchströmt uns süßer Schauer;
Mir deucht, aus tiefen Fernen scholl
Ein Echo unsrer Trauer.
Die Lieben sehnen sich wohl auch,
Sie sandten uns der Sehnsucht Hauch
Hinunter zu der süßen Braut,
Zu Jesus, dem Geliebten!
Getrost! Die Abenddämmerung graut
Den Liebenden, Betrübten.
Ein Traum bricht unsre Banden los
Und sinkt uns in des Vaters Schoß.

FRIEDRICH HÖLDERLIN

1770—1843

Die Heimat

Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;
Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,
So käm' auch ich zur Heimat, hätt' ich
Güter so viele, wie Leid, geerntet.

Ihr teuern Ufer, die mich erzogen einst,
Stillt ihr der Liebe Leiden, versprecht ihr mir,
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bach, wo ich der Wellen Spiel,
Am Strome, wo ich gleitende Schiffe sah,
Dort bin ich bald; euch traute Berge,
Die mich behüteten einst, der Heimat

Verehrte sichre Grenzen, der Mutter Haus,
Und liebender Geschwister Umarmungen,
Begrüß ich bald, und ihr umschließt mich,
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr treu gebliebenen! Aber ich weiß, ich weiß,
Der Liebe Leid, dies heilet so bald mir nicht,
Dies singt kein Wiegengesang, den tröstend
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter, schenken heiliges Leid uns auch,
Drum bleibe dies, ein Sohn der Erde,
Schein ich; zu lieben gemacht, zu leiden.

Abbitte

Heilig Wesen! gestört hab ich die goldene
Götterruhe dir oft, und der geheimeren,
Tieferen Schmerzen des Lebens
Hast du manche gelernt von mir.

O vergiß es, vergib! gleich dem Gewölke dort
Vor dem friedlichen Mond, geh ich dahin und du
Ruhst und glänzest in deiner
Schöne wieder, du süßes Licht!

1796

An die Parzen

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
Und Einen Herbst zu reifem Gesange mir,
Daß williger mein Herz, vom süßen
Spiele gesättigt, dann mir sterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
Doch ist mir einst das Heil'ge, das am
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
Mich nicht hinabgeleitet; einmal
Lebt ich, wie Götter und mehr bedarfs nicht.

Um 1798

Menschenbeifall

Ist nicht heilig mein Herz, schöneren Lebens voll,
Seit ich liebe? Warum achtet' ihr mich mehr,
Da ich stolzer und wilder,
Wortereicher und leerer war?

Ach! der Menge gefällt, was auf den Marktplatz taugt!
Und es ehret der Knecht nur den Gewaltsamen;
An das Göttliche glauben
Die allein, die es selber sind.

Des Morgens

Vom Tau erglänzt der Rasen; beweglicher
Eilt schon die wache Quelle; die Birke neigt
Ihr schlankes Haupt; und im Geblätter
Rauscht es und schimmert; und um die grauen
Gewölk streiten rötliche Flammen dort,
Verkündende, sie wellen geräuschlos auf;
Wie Fluten am Gestade wogen
Höher und höher die Wandelbaren.
Komm nun, o komm, und eile mir nicht zu schnell,
Du goldener Tag, zum Gipfel des Himmels fort!

Denn offener fliegt, Vertrauter, dir mein
Auge, du Freudiger! zu, solang du
In deiner Schöne du jugendlich blickst und noch
Zu herrlich nicht, zu stolz mir geworden bist;
Du möchtest immer eilen; könnt' ich,
Göttlicher Wanderer, mit dir! Doch lächelst
Des frohen Übermütigen du, daß er
Dir gleichen möchte; segne mir lieber denn
Mein sterblich Tun, und heitre wieder,
Gütiger! heute den stillen Pfad mir!

Um 1799

Brot und Wein

Ringsum ruht die Stadt; still wird die erleuchtete Gasse,
Und, mit Fackeln geschmückt, rauschen die Wagen hinweg.
Satt gehn heim von Freuden des Tags zu ruhen die Menschen,
Und Gewinn und Verlust wäget ein sinniges Haupt
Wohlzufrieden zu Haus; leer steht von Trauben und Blumen,
Und von Werken der Hand ruht der geschäftige Markt.
Aber das Saitenspiel tönt von fern aus Gärten; vielleicht, daß
Dort ein Liebendes spielt oder ein einsamer Mann
Ferner Freunde gedenkt und der Jugendzeit; und die Brunnen
Immerquillend und frisch rauschen in duftendem Bett.
Still in dämmriger Luft ertönen geläutete Glocken,
Und der Stunden gedenk, rufet ein Wächter die Zahl.
Jetzt auch kommt ein Wehn und reckt die Gipfel des Hains auf,
Sieh! und das Schattenbild unserer Erde, der Mond,
Kommet geheim nun auch; die Schwärmerische, die Nacht kommt,
Voll mit Sternen und wohl wenig bekümmert um uns,
Glänzt die Erstaunende dort, die Fremdlingin unter den Menschen,
Über Gebirgshöhn traurig und prächtig herauf.

Um 1800

Hälfte des Lebens

Mit gelben Birnen hänget
Und voll mit wilden Rosen
Das Land in den See:
Ihr holden Schwäne,
Und trunken von Küssen
Tunkt ihr das Haupt
Ins heilig nüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm ich, wenn
Es Winter ist, die Blumen, und wo
Den Sonnenschein
Und Schatten der Erde?
Die Mauern stehn
Sprachlos und kalt, im Winde
Klirren die Fahnen.

1801

Hyperions Schicksalslied

Ihr wandelt droben im Licht
Auf weichem Boden, selige Genien!
Glänzende Götterlüfte
Röhren euch leicht
Wie die Finger der Künstlerin
Heilige Saiten.

Schicksallos, wie der schlafende
Säugling, atmen die Himmlischen;
Keusch bewahrt
In bescheidener Knospe
Blühet ewig
Ihnen der Geist.

Und die seligen Augen
Blicken in stiller
Ewiger Klarheit.

Doch uns ist gegeben,
Auf keiner Stätte zu ruhn,
Es schwinden, es fallen
Die leidenden Menschen
Blindlings von einer
Stunde zur andern,
Wie Wasser von Klippe
Zu Klippe geworfen,
Jahrelang ins Ungewisse hinab.

Um 1798

63

Padmos

Nah ist
Und schwer zu fassen der Gott.
Wo aber Gefahr ist, wächst
Das Rettende auch.
Im Finstern wohnen
Die Adler, und furchtlos gehn
Die Söhne der Alpen über den Abgrund weg
Auf leichtgebaute Brücken.

Drum, da gehäuft sind rings
Die Gipfel der Zeit, und die Liebsten
Nah wohnen, ermattend auf
Getrenntesten Bergen,
So gib unschuldig Wasser,
O Fittiche gib uns, treuesten Sinns
Hinüberzugehen und wiederzukehren.

1802

Aus der Zeit der Umnachtung

Der Winter

Wenn bleicher Schnee verschönert die Gefilde
Und hoher Glanz auf weiter Ebne blinkt,
So reizt der Sommer fern, und milde
Naht sich der Frühling oft, indes die Stunde sinkt.

Die prächtige Erscheinung ist, die Luft ist feiner,
Der Wald ist hell, es geht der Menschen keiner
Auf Straßen, die zu sehr entlegen sind, die Stille macht
Erhabenheit, wie dennoch alles lachet.

Der Frühling scheinet nicht mit Blüten schimmer
Den Menschen so gefallend, aber Sterne
Sind an dem Himmel hell, man sieht gerne
Den Himmel fern, der ändert fast sich immer.

Die Ströme sind wie Ebnen, wie Gebilde,
Sind auch zerstreut erscheinender, die Milde
Des Lebens dauert fort, der Städte Breite
Erscheint besonders gut auf ungemes'ner Weite.

*

Den Menschen ist der Sinn ins Innere gegeben,
Daß sie als anerkannt das bess're wählen.
Es gilt als Ziel, es ist das wahre Leben,
Nachdem sich Geistigen des Lebens Jahre zählen.

Scardanelli, 21. Jan. 1841

*

Des Geistes Werden ist den Menschen nicht verborgen,
Und wie das Leben ist, daß Menschen sich gefunden,
Es ist des Lebens Tag, es ist des Lebens Morgen,
Wie Reichtum sind des Geistes frohe Stunden.

Wie die Natur sich dazu herrlich findet,
Ist, daß der Mensch nach solcher Freude schauet,
Wie er dem Tage sich, dem Leben sich vertrauet,
Wie er mit sich den Bund des Geistes bindet.

Hölderlin, 10. Juli 1841

Hyperion an Bellarmin

Bellarmin! ich hatt' es nie so ganz erfahren jenes alte, feste Schicksalswort, daß eine neue Seligkeit dem Herzen aufgeht, wenn es aushält und die Mitternacht des Grams durchduldet, und daß, wie Nachtigallgesang im Dunkeln, göttlich erst in tiefem Leid das Lebenslied der Welt uns tönt. Denn, wie mit Genien, lebt' ich jetzt mit den blühenden Bäumen, und die klaren Bäche, die darunter flossen, säuselten, wie Götterstimmen, mir den Kummer aus dem Busen. Und so geschah mir überall, du Lieber! — wenn ich im Grase ruht', und zartes Leben mich umgrünte, wenn ich hinauf, wo wild die Rose um den Steinpfad wuchs, den warmen Hügel ging, auch wenn ich des Stromes Gestade, die luftigen, umschifft und alle die Inseln, die er zärtlich hegt.

Und wenn ich oft des Morgens, wie die Kranken zum Heilquell, auf den Gipfel des Gebirges stieg, durch die schlafenden Blumen, aber vom süßen Schlummer gesättigt, neben mir die lieben Vögel aus dem Busche flogen, im Zwielicht taumelnd und begierig nach dem Tag, und die regere Luft nun schon die Gebete der Täler, die Stimmen der Herde und die Töne der Morgenglocken herauftrug, und jetzt das hohe Licht, das göttlich heitre, den gewohnten Pfad daher kam, die Erde bezaubernd mit unsterblichem Leben, daß ihr Herz erwärmt' und all ihre Kinder wieder sich fühlten — oh, wie der Mond, der noch am Himmel blieb, die Lust des Tages zu teilen, so stand ich Einsamer dann auch über den Ebnen und weinte Liebestränen zu den Ufern hinab und den glänzenden Gewässern und konnte lange das Auge nicht wenden.

Oder des Abends, wenn ich fern ins Tal hinein geriet, zur Wiege des Quells, wo rings die dunkeln Eichhöhn mich umrauschten, mich, wie einen Heiligsterbenden, in ihren Frieden die Natur begrub, wenn nun die Erd' ein Schatten war, und unsichtbares Leben durch die Zweige säuselte, durch die Gipfel, und über den Gipfeln still die Abendwolke stand, ein glänzend Gebirg, wovon herab zu mir des Himmels Strahlen wie die Wasserbäche flossen, um den durstigen Wanderer zu tränken. —

O Sonne, o ihr Lüfte, rief ich dann, bei euch allein noch lebt mein Herz, wie unter Brüdern!

So gab ich mehr und mehr der seligen Natur mich hin und fast zu endlos. Wär' ich so gerne doch zum Kinde geworden, um ihr näher zu sein, hätt' ich so gern doch weniger gewußt, und wäre geworden, wie der reine Lichtstrahl, um ihr näher zu sein! o einen Augenblick in ihrem Frieden, ihrer Schöne mich zu fühlen, wieviel mehr galt es vor mir, als Jahre voll Gedanken, als alle Versuche der alles versuchenden Menschen! Wie Eis zerschmolz, was ich gelernt, was ich getan im Leben, und alle Entwürfe der Jugend verhallten in mir; und o ihr Lieben, die ihr ferne seid, ihr Toten und ihr Lebenden, wie innig eines waren wir! Einst saß ich fern im Feld, an einem Brunnen, im Schatten efeugrüner Felsen und überhängender Blütenbüschle. Es war der schönste Mittag, den ich kenne. Süße Lüfte wehten, und in morgendlicher Frische glänzte noch das Land, und still in seinem heimatlichen Äther lächelte das Licht. Die Menschen waren weggegangen, am häuslichen Tische von der Arbeit zu ruhn; allein war meine Liebe mit dem Frühling, und ein unbegreiflich Sehnen war in mir. Diotima, rief ich, wo bist du, o wo bist du? Und mir war, als hört' ich Diotimas Stimme, die mich einst erheitert in den Tagen der Freude. —

Bei den Meinen, rief sie, bin ich, bei den Deinen, die der irre Menschengeist mißkennt!

Ein sanfter Schrecken ergriff mich und mein Denken entschlummerte in mir.

Oh, liebes Wort aus heil'gem Munde, rief ich, da ich wieder erwacht war, liebes Rätsel, fass' ich dich?

Und einmal sah ich noch in die kalte Nacht der Menschen zurück und schauert' und weinte vor Freuden, daß ich so selig war, und Worte sprach ich, wie mir dünkt, aber sie waren wie des Feuers Rauschen, wenn es auffliegt und die Asche hinter sich läßt —

„O du, so dacht' ich, mit deinen Göttern, Natur! ich hab' ihn ausgeträumt von Menschendingen den Traum und sage, nur du lebst, und was die Friedenslosen erzwungen, erdacht, es schmilzt, wie Perlen von Wachs, hinweg von deinen Flammen!

Wie lang ist's, daß sie dich entbehren? o wie lang ist's, daß ihre Menge dich schilt, gemein nennt dich und deine Götter, die Lebendigen, die Seligstilen!

Es fallen die Menschen wie faule Früchte von dir, o laß sie untergehn, so kehren sie zu deiner Wurzel wieder; und ich, o Baum des Lebens, daß ich wieder grüne mit dir und deine Gipfel umatme mit all deinen knospenden Zweigen! friedlich und innig, denn alle wuchsen wir aus dem goldenen Samkorn herauf!

Ihr Quellen der Erd'! ihr Blumen! und ihr Wälder und ihr Adler und du brüderliches Licht! wie alt und neu ist unsere Liebe! — Frei sind wir, gleichen uns nicht ängstig von außen; wie sollte nicht wechseln die Weise des Lebens? Wir lieben den Äther doch all und innigst im Innersten gleichen wir uns.

Auch wir, wir sind nicht geschieden, Diotima, und die Tränen um dich verstehen es nicht. Lebendige Töne sind wir, stimmen zusammen in deinem Wohllaut, Natur! Wer reißt den? Wer mag die Liebenden scheiden? —

O Seele, Seele! Schönheit der Welt! du unzerstörbare! du entzückende! mit deiner ewigen Jugend! du bist; was ist denn der Tod und alles Wehe der Menschen? — Ach! viel der leeren Worte haben die Wunderlichen gemacht. Geschieht doch alles aus Lust, und endet doch alles mit Frieden.

Wie der Zwist der Liebenden sind die Dissonanzen der Welt. Versöhnung ist mitten im Streit und alles Getrennte findet sich wieder.

Es scheiden und kehren im Herzen die Adern und einiges, ewiges, glühendes Leben ist alles.“

Aus „Hyperion“

AUS NACHTWACHEN VON BONAVENTURA

FRIEDRICH GOTTLÖB WETZEL

1779—1819

Prolog des Hanswurstes in der Tragödie „Der Mensch“

Ich trete als Vorredner des Menschen auf. Ein respektives zahlreiches Publikum wird es leichter übersehen, daß ich meiner Hantierung nach ein Narr bin, wenn ich für mich anführe, daß nach Doktor Darwin eigentlich der Affe, der doch ohnstreitig noch läppischer ist als ein bloßer Narr, der Vorredner und Prologist des ganzen Menschengeschlechtes ist, und daß meine und ihre Gedanken und Gefühle sich nur bloß mit der Zeit etwas verfeinert und kultiviert haben, obgleich sie ihrem Ursprunge gemäß doch immer nur Gedanken und Gefühle bleiben, wie sie in dem Kopfe und Herzen eines Affen entstehen konnten. Doktor Darwin, den ich hier als meinen Stellvertreter und Anwalt aufführe, behauptet nämlich, daß der Mensch als Mensch einer Affenart am Mittelländischen Meere sein Dasein verdanke, und daß diese bloß dadurch, daß sie sich ihres Daumenmuskels so bedienen lernte, daß Daumen und Fingerspitzen sich berührten, sich allmählich ein verfeinertes Gefühl verschaffte, von diesem in den folgenden Generationen zu Begriffen überging und sich zuletzt zu verständigen Menschen einkleidete, wie wir sie jetzt noch täglich in Hof- und anderen Uniformen einherschreiten sehen.

Das Ganze hat sehr viel für sich! finden wir doch nach Jahrtausenden noch hin und wieder auffallende Annäherungen und Verwandtschaften in dieser Rücksicht, ja ich glaube bemerkt zu haben, daß manche respektive und geschätzte Personen sich ihres Daumenmuskels noch jetzt nicht gehörig bedienen lernten, wie z. B. manche Schriftsteller und Leute, die die Feder führen wollen; sollte ich darin nicht irren, so spricht das sehr für Darwin. Auf der anderen Seite finden wir auch manche Gefühle und Geschicklichkeiten in dem Affen, die uns offenbar bei dem salto mortale zum Menschen entfallen sind, so liebt z. B. eine Affenmutter noch heutigestags ihre Kinder mehr als manche Fürstenmutter; das einzige, was dies widerlegen könnte, wäre noch, wenn man anführen wollte, daß diese sie eben aus übergroßer Liebe vernachlässigte, um das zu bezwecken, was jene nur etwas schneller durch das Erdrücken ihrer Jungen erreicht.

Genug, ich bin mit Doktor Darwin einverstanden und tue den philanthropischen Vorschlag, daß wir unsere jüngeren Brüder, die Affen in allen Weltteilen, höher schätzen lernen und sie, die jetzt nur unsere Parodisten sind, durch eine gründliche Anweisung, den Daumen und die Fingerspitzen zusammenzubringen, so daß sie mindestens eine Schreibfeder führen können, zu uns heraufziehen mögen. Ist es doch besser, mit dem ersten Doktor Darwin die Affen für unsere Vorfahren anzunehmen, als so lange zu zögern, bis ein zweiter gar andere wilde Tiere zu unsern Aszendenten macht, welches er vielleicht durch ebenso gute Wahrscheinlichkeitsgründe belegen könnte, da die meisten Menschen, wenn man ihnen das Unterteil des Gesichts und den Mund, mit dem sie die gleißenden Worte verschwenden, verdeckt, in ihren Physiognomien eine auffallende Geschlechtsähnlichkeit besonders mit Raubvögeln, als z. B. Geiern, Falken usw. erhalten, ja da auch der alte Adel seine Stammbäume eher zu den Raubtieren als Affen hinauf-

führen kann, welches, außer ihrer Vorliebe zur Räuberei im Mittelalter, auch noch aus ihren Wappen erhellet, in denen sie meistenteils Löwen, Tiger, Adler und andere dergleichen wilde Tiere führen. —

Das Gesagte mag hinlänglich sein, um meine Person und Maske vor der jetzt aufzuführenden Tragödie „Der Mensch“ zu rechtfertigen. Ich verspreche einem respektiven Publikum zum voraus, daß ich spaßhaft sein will bis zum Totlachen, der Dichter mag es noch so ernsthaft und tragisch anlegen. — Was soll es auch überhaupt mit dem Ernste, der Mensch ist eine spaßhafte Bestie von Haus aus, und er agiert bloß auf einer größeren Bühne als die Akteure der kleineren in diese große, wie in Hamlet eingeschachtelten; mag er's noch so wichtig nehmen wollen, hinter den Kulissen muß er doch Krone, Zepter und Theaterdolch ablegen und als abgetretener Komödiant in sein dunkles Kämmerchen schleichen, bis es dem Direktor gefällt, eine neue Komödie anzusagen. Wollte er sein Ich in puris naturalibus oder auch nur im Nachtkleide und mit der Schlafmütze zeigen, beim Teufel, jedermann würde vor der Seichtigkeit und Nichtsnutzigkeit davonlaufen; so behängt er's aber mit bunten Theaterlappen und nimmt die Masken der Freude und Liebe vor das Gesicht, um interessant zu scheinen und durch das innen angebrachte Sprachrohr die Stimme zu erhöhen; dann schaut zuletzt das Ich auf die Lappen herab und bildet sich ein, sie machten's aus, ja, es gibt wohl gar andere, noch schlechter gekleidete Ihs, die den zusammengeflickten Popanz bewundern und lobpreisen; denn beim Lichte besehen ist doch die zweite Mandandane auch nur eine künstliche, zusammengenähzte, die eine gorge de Paris vorgesteckt hat, um ein Herz zu fingieren, und eine täuschender gearbeitete Larve vor den Totenkopf hält.

Der Totenkopf fehlt nie hinter der liebäugelnden Larve, und das Leben ist nur das Schellenkleid, das das Nichts umgehängt hat, um damit zu klingeln und es zuletzt grimmig zu zerreißen und von sich zu schleudern. Es ist alles Nichts und würgt sich selbst auf und schlingt sich gierig hinunter, und eben dieses Selbstverschlingen ist die türkische Spiegelfechterei, als gäbe es etwas, da doch, wenn das Würgen einmal innehalten wollte, eben das Nichts recht deutlich zur Erscheinung käme, daß sie davor erschrecken müßten; Toren verstehen unter diesem Innehalten die Ewigkeit, es ist aber das eigentliche Nichts und der absolute Tod, da das Leben im Gegenteile nur durch ein fortlaufendes Sterben geht.

Wollte man dergleichen ernst nehmen, so möchte es leicht zum Tollhouse führen, ich aber nehme es bloß als Hanswurst und führe dadurch den Prolog bis zur Tragödie hin, in der es der Dichter freilich höher genommen und sogar einen Gott und eine Unsterblichkeit in sie hineinfunden hat, um seinen Menschen bedeutender zu machen. Ich hoffe indes das alte Schicksal, unter dem bei den Griechen selbst die Götter standen, darin abzugeben, und die handelnden Personen recht toll ineinander zu verwirren, daß sie gar nicht klug aus sich werden, und der Mensch sich zuletzt für Gott selbst halten oder zum mindesten, wie die Idealisten und die Weltgeschichte, an einer solchen Maske formen soll.

Ich habe mich jetzt so ziemlich angekündigt und kann das Trauerspiel nun allenfalls selbst auftreten lassen mit seinen drei Einheiten, der *Zeit* — auf die ich streng halten werde, damit der Mensch sich gar nicht etwa in die Ewigkeit verirrt —, des *Orts* — der immer im Raume bleiben soll — und der *H andlung* — die ich soviel als möglich beschränken werde, damit der *Odipus*, der Mensch, nur bis zur Blindheit, nicht aber in einer zweiten Handlung zur Verklärung fortschreite.

Gegen die Maskeneinführung habe ich mich nicht gesperrt, denn je mehr Masken über einander, um desto mehr Spaß, sie eine nach der andern abzuziehen, bis zur vorletzten, der hippokratischen, und der letzten verfestigten, die nicht mehr lacht und weint — dem Schädel ohne Schopf und Zopf, mit dem der Tragikomiker am Ende abläuft. — Auch gegen die Verse habe ich nichts einwenden wollen, sie sind nur eine komische Lüge, wie der Kothurn eine komischere Aufgeblasenheit. Prologus tritt ab. —



Zeichnung von E. T. A. Hoffmann zum Capriccio
„Prinzessin Brambilla“

DIE POLEMIK IN DER ROMANTIK

AUGUST WILHELM VON SCHLEGEL

1767—1845

XENIEN

Schillers Lob der Frauen

Ehret die Frauen! Sie stricken die Strümpfe,
Wollig und warm, zu durchwaten die Sümpfe,
Flicken zerrissene Pantalons aus;
Kochen dem Mann die kräftigen Suppen,
Putzen den Kindern die niedlichen Puppen,
Halten mit mäßigem Wochengeld Haus.
Doch der Mann, der tölpelhafte,
Findt' am Zarten nicht Geschmack,
Zum gegornten Gerstensaft
Raucht er immerfort Tabak.
Brummt wie Bären an der Kette,
Knufft die Kinder spat und fruh;
Und dem Weibchen, nachts im Bette,
Kehrt er gleich den Rücken zu.

Hirtenbrief an die Kölner

Das Karneval kommt.
Wozu es doch frommt,
Ihr Tausendsassa's?
Zum plattesten Spaß;
Zum Fressen und Saufen,
Nach Huren zu laufen. —

Ihr knidkrigen Kerle!
Gebt Geld für den Dom:
Der ist ja Kölns Perle,
Sonst schreib' ich nach Rom,
Ich müßte hier streuen
Die Perle den Säuen.

An die Dichter der Xenien

„Was einer einbrockt, das muß er auch essen.“
Hattet den rostigen Spruch ihr vergessen,
Als ihr die Xenien botet zum Schmaus?
Kommt euch, bei reiferer männlicher Tugend,

Auf dem Theater zu Hof und zu Haus,
Stella, Clavigo, Cabale, Fiesco,
Räuber, gemalt in dem krudesten Fresko,
Brüteten Iffland und Kotzebue aus.

An Ludwig Tieck

Freund, sei stolz! Der Erhab'ne, der Genius spendet ein Lob dir!
Goethe bezeugt, du seist wirklich ein leidlicher Mensch.

Der bleibende Gegensatz

(Auf Veranlassung des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller)

Sie dachten die Naturen auszuwechseln,
 Und wechselten nur fruchtlos manchen Brief.
 Originales will der eine künstlich drechseln,
 Der andere spinnewebt spekulativ.
 Kaum kennt man noch den Zauber der Geister,
 Wenn er beim Grübler dort in dumpfer Kammer haust.
 Doch jeder bleibt er selbst: der Famulus, der Meister,
 Der blasse Wagner und der kräft'ge Faust.

Familien-Leben

Gar schön grüßt Goethe Schillers liebe Frau,
 Die Gute grüßt; sie grüßt und hört nicht auf zu grüßen,
 Dreihundertsechzigmal! Ich zählt' es ganz genau:
 Vier Bogen füllt es an, der Käufer muß es büßen.

Dichterischer Briefwechsel (Morgenbillett)

Damit mein Freund bequem in's Schauspiel rutsche,
 So steht ihm heut zu Diensten meine Kutsche.

Antwort.

Ich zweifle, daß ich heut in's Schauspiel geh;
 Mein liebes Fritzchen hat die Diarröhö.

Das Lied von der Glocke (A propos de cloches)

Wenn jemand schwatzt die Kreuz und Quer,
 Was ihm in Sinn kommt ungefähr,
 Sagt man in Frankreich wohl zum Spotte:
 „Il bavarde à propos de bottes.“
 Bei uns wird wohl das Sprichwort sein:

„Dem fällt bei Glocken Vieles ein.“
 Der Dichter weiß ins Glockengießen
 Das Los der Menschheit einzuschließen:
 Er bricht die schönen Reden, traun!
 Vom Glockenturm und nicht vom Zaun.

Trost bei einer schwierigen Unternehmung

Nur wenig Englisch weiß ich zwar,
 Und Shakespeare ist mir gar nicht klar:
 Doch hilft der treue Eschenburg
 Wohl bei dem Macbeth mir hindurch.

Ohn' alles Griechisch hab' ich ja
 Verdeutscht die Iphigenia;
 Lateinisch wußt' ich auch nicht viel,
 Und zwängt' in Stanzen den Virgil.

Unter Müllners Bildnis

Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Übel größtes aber ist „die Schuld“.

Der Orgelspieler und der Bälgetreter

Wie wünsch' ich, daß mein Freund
Stets in der Hofgunst schwelge,
Der große Meister Tieck im Lese-Orgelspiel.
Wenn er den Shakespeare liest,
Tret' ich dazu die Bälge:
Der Beifall gilt mir mit, wiewohl nicht eben viel.

Variationen auf den Refrain des Hexengesanges im „Macbeth“

Double, Double, Toil and Trouble!
Fire-burn and Cauldron bubble!

Spart am Werk nicht Fleiß noch Mühe,
Feuer sprühe, Kessel glühe!
Graf Baudissin

ÜBERSETZUNGEN

Lodre, brodle, daß sich's modle,
Lodre, Lohe, Kessel brodle!
Bürger und die Vosse

Rüstig, Rüstig! Nimmer müde!

Feuer brenne! Kessel siede!

Ortlepp

Rüstig, rüstig! Nimmer müde!
Feuer brenne, Kessel siede!
Eschenburg und Schiller

Glühe, sprühe, Hexenbrühe,

Feuer brenn' und Kessel glühe!

Hilsenberg

Doppelt, doppelt, Werk und Müh'
Brenne, Feu'r und Kessel brüh'!
Benda

Brudle, brudle, daß es strudle,
Feuer brenne, Kessel sprudle.

K. Simrock

Brudle, brudle, daß es sprudle!
Feuer brenne, Kessel brudle!
Kaufmann

Mischt ihr alle, mischt am Schwalle!
Feuer brenn' und Kessel walle!

A. W. von Schlegel handschriftlich

*

CHOR DER ÜBERSETZER:

Dudle, dudle, dein Gesudle,
Sprudle, Reim und Jambe strudle!

Dunkel, Dunkel, bei'm Gemunkel,
Schwefelsblau des Herd's Gefunkel.

Spitzle, spitzle, dein Geschnitzle!
Feder kritz'l, und Dinte spritzle!

Sud und Brodem dampf am Boden,
Oben schwebt des Dichters Odem.

Hoble, hoble! Raspel rasple!
Feder schnurr' und Winde hasple!

In den Kesseln ihn zu fesseln,
Schrütt die Glut mit Dorn und Nesseln

STIMMEN AUS DER LUFT:

Zaubersprüche, Brandgerüche,
Künden fern die Hexenküche.

Doppelt, doppelt, strohgestoppelt!
Vers gezählt und Reim gekoppelt!

Unken, Unken schrei'n wie trunken:
Tanzt im Sumpf, Irrlichter-Funken!

Bedeutsamer Name (Schleiermacher)

Der nackten Wahrheit Schleier machen
Ist kluger Theologen Amt,
Und Schleiermacher sind bei so bewendten Sachen
Die Meister der Dogmatik insgesamt.

Wechsel der Dynastie in den Philosophen-Schulen

Erst stand im höchsten Rang das Ich,
Litt Du und Er kaum neben sich,
Und jedes Nicht-Ich schien ihm nichtig;
Das Ich macht alle Dinge richtig.
So schlug es manchen Purzelbaum
Im metaphysisch leeren Raum.
Nachdem es lang von sich gesprochen,
Ward ihm zuletzt der Hals gebrochen.
Der unbarmherzige Begriff
Erdrosselt' es mit hartem Griff.
Der lehrt: was wirklich, sei vernünftig;
Das macht ihn bei Philistern zünftig —;
Wer sagt uns, welcher neue Kniff
Vom Thron wird stoßen den Begriff?

(Auf Hegel)

ÜBERTRAGUNGEN AUS ROMANISCHEN DICHTERN

AUGUST WILHELM VON SCHLEGEL

1767—1845

GEDICHTE

Camoens:

Als ihn eine Dame, Dos Anjos (von den Engeln) mit Namen Teufel genannt hatte.

Weil Ihr mit so üblen Namen
Mich, Sennora, habt empfohlen,
Mög' Euch dann der Teufel holen.
Wer hat je gehört, gelesen,
Daß, wer in der Hölle lebte,
Auf mit den Gedanken strebte
Und im Himmel trieb sein Wesen?
Aber, da Ihr mir erlesen
Solchen Namen, unverhohlen,
Mög' Euch dieser Teufel holen!
Wohl, Sennora, nenn ich mich
Ganz verloren, ohne Zweifel;
Doch den Engeln will der Teufel
Nicht so herzlich wohl wie ich —
Nimmer also paßt es sich,
Oder wollt Ihr's wiederholen,

Sei es nur, um Euch zu holen.
Habt Ihr bang ein Kreuz geschlagen
Vor dem Engel, nicht des Lichts,
Gegen diesen hilft es nichts,
Den Ihr selbst daran geschlagen.
Wenn ich, um mein Glück zu wagen,
Mich als Teufel hergestohlen,
Hütet Euch vor meinem Molen.
Weil Ihr denn so weit gegangen,
Bitt ich mit gefalteten Händen
Meinen Gott, es so zu wenden,
Dieser Teufel mög' Euch fangen.
Und dies ist kein stolz Verlangen:
Weil Ihr mir dies Amt befohlen,
Nehm ich's an, um Euch zu holen.

Camoens, Die Schifferin

Dort zu der Galeere,
Mutter, geh ich hin,
Mit dem Schifferjungen
Werd' ich Schifferin.

So hat mir bezwungen
Jener Schalk den Sinn:
Für den Schifferjungen
Werd' ich Schifferin.

Aus Tasso: Madrigale

2

In deinen süßen Küssem,
Ist Honig wohl der Bienen,
Doch ihr grausamer Stich ist auch in ihnen,
Und Süßigkeit und Wunde
Trug ich von deinem Munde.

4

Wenn du, mein Stern, betrachtest
Das schöne Sterngewimmel,
Wollt' ich, ich wär der Himmel,
Dieweil du bei mir wachtest,

In deinem Blick versunken
Mit deinen süßen Funken,
Und ich mit tausend Augen
All deine tausend Reize könnte saugen.

Aus Guarini: Madrigale

10

Ein Bogen ist mein Leben,
Der Pfeil die Tat, die Sehne mein Gedanke,
Ich bin der Schütz, Ruhm ist des Zielen Schranke
Was mir an Kraft und Mut zum Lose fiel,
Sei aufgewandt, und, treff' ich nicht das Ziel,
So hab' ich unverschuldet
Nur widrig Glück erduldet,
Den Bogen wag' ich, sicher zielt die Hand,
Vom Fittig bis zum Eisen wird gespannt.

12

„Ja“, sprachst du, und ich sandte
Dies wundersüße „Ja“ hinab zum Herzen,
Das alsobald entbrannte
Im schönsten Feuer der verliebten Schmerzen,
Wie dieser Zunder nur es konnt' erregen,
Nun es dich reut, wird Reu auch hier gefühlet,
Ein Ja hat mich entflammt, ein Nein gekühlet.

Aus Cervantes: Lieder des Cardenio (Don Quichotte)

Was kann lindern meine Not?
Nur der Tod.
Und was schafft der Liebe Glut?
Wankelmut.
Was macht ihrer Ulbel frei?
Raserei.
So seh ich, nicht weise sei,
Meine Neigung wollen heilen,
Da nur Hilfe kann erteilen:
Tod, Wankelmut, Raserei.

FRÜHROMANTISCHE MALEREI

CASPAR DAVID FRIEDRICH

1777—1840

Aphorismen

Friedrichs Rechtfertigung seines „Kreuz im Gebirge“ gegen C. von Rumohr

... Kurz, F. ist ein abgesagter Feind des sogenannten Kontrastes. Sich durch Widersprüche aussprechen zu wollen, findet er verrückt. (So nennen die groben platten Menschen den Kontrast.) Jedes wahrhafte Kunstwerk muß nach seiner Meinung einen bestimmten Sinn aussprechen, das Gemüt des Besuchers entweder zur Freude oder zur Trauer, zur Schwermut oder zum Frohsinn bewegen, aber nicht alle Empfindungen wie mit einem Quirl durcheinander gerührt in sich vereinigen wollen. Eins muß sich durchs Ganze führen, und jeder einzelne Teil desselben muß das Gepräge des Ganzen haben; und nicht wie viele Menschen sich hinter schmeichelnden Worten mit heimtückischer Bosheit verstecken.

Kontrast, sprecht ihr, das ist die Regel aller Regeln,
Das Grundgesetz der Kunst doch nur für euch, die
ihr Kontrast vom Geist, nur Körper seid! Da paßt's!

Wo Herz und Gemüt im Menschen erkaltet ist, da kann die Kunst nie heimisch sein, dem H. v. R. erscheint deshalb die landschaftliche Natur leblos, weil er gefühllos gegen die Natur ist.

1809

Ihr nennt mich Menschenfeind,
weil ich Gesellschaft meide,
ihr irrt euch,
ich liebe sie.
Doch, um die Menschen nicht zu hassen
Muß ich den Umgang unterlassen.

Ihr lobt mich oft mit lauten Zungen,
wie wunderschön ist dies gelungen,
wie tief und herrlich durchgedacht.
Oft schwieg ich still. Oft hatt ich auch gelacht.
Doch wenn ich das, was ich bin, voller Seel empfunden,
Was frei voll Geist dem Pinsel mir entschwunden,
Gezeigt, und ihr seid kalt geblieben,
Konnt's in der Seele mich betrüben.

Denn wie nur ein reiner, ungetrübter Spiegel ein reines Bild wiedergeben kann, so kann auch nur aus einer reinen Seele ein wahrhaftes Kunstwerk hervorgehen.

Groß ist dies Bild, und dennoch wünscht man es immer noch größer, denn die Erhabenheit der Auffassung des Gegenstandes ist groß empfunden und fordert immer noch größere Ausdehnung im Raum, es ist daher immer ein Lob für ein Bild, wenn man es größer wünscht.

Viele Bilder habe ich heute gesehen, der größte Teil schmeckt nach Fabrik, viele nach Akademie, nur ein kleiner Teil ist allenfalls eigene Schöpfung zu nennen.

Nach einer Manier zu erlernen muß man nicht trachten, diese kommt leider nur zu früh von selbst, ohne daß man sich erst Mühe darum zu geben braucht.

Was unsere Vorfahren in kindlicher Einfalt taten, das dürfen wir bei besserer Erkenntnis nicht mehr tun. Wenn große Leute wie die Kinder in die Stube scheißen wollen, um damit ihre Unschuld oder Schuldlosigkeit beweisen zu wollen, möchte wohl nicht gut aufgenommen und geglaubt werden.

Nicht unterwiesen zu sein, ist für geistig begabte Menschen ein Glück. Das viele Lehren und Unterweisen ertötet nur zu leicht, wie schon gesagt, das Geistige im Menschen und erhebt etwa die Erbärmlichkeit zum Mittelmäßigen empor. Der Schade ist größer als der etwaige Gewinn.

Dieser Maler lebt einzig von Diebstahl.

Die Natur gab nicht einem alles, aber jedem etwas. In jedem einzelnen Gegenstand aber liegt eine Unendlichkeit der Auffassung und Vielseitigkeit der Darstellung.

Der Maler soll nicht bloß malen, was er vor sich sieht, sondern auch, was er in sich sieht. Sieht er aber nichts in sich, so unterlasse er auch zu malen, was er vor sich sieht...

Zum Schluß möchte ich die Frage aufwerfen: Macht der Mensch die Zeit oder die Zeit den Menschen? Bei Betrachtung einer Reihenfolge von älteren und neueren Kunstwerken scheint mir die Frage sehr nahe zu liegen, wie jederzeit ihre Grenze gesteckt ist und über das Ziel der Zeit hinaus auch der genialste Mensch nicht kommen kann; oder, wo es einmal gelungen, die Grenze zu überschreiten, von der Mitwelt durchaus nicht anerkannt oder wohl gar für verrückt erklärt wurde, die spätere Nachkommenschaft erkannte es erst.

Aus „Aphorismen“

*

Heilig sollst du halten jede reine Regung deines Gemütes, heilig achten jede fromme Ahnung; denn sie ist Kunst in uns. In begeisternder Stunde wird sie zur anschaulichen Form; und diese Form ist dein Bild!

Vielen wurde wenig, wenigen viel zuteil, jedem offenbart sich der Geist der Natur anders; darum darf auch keiner dem anderen seine Lehren und Regeln als untrügliches Gesetz aufladen. Einer ist Maßstab für alle; jeder nur Maßstab für sich und für die mehr oder weniger ihm verwandten Gemüter... Die Kunst ist unendlich, endlich aller Künstler Wissen und Können.

Nebensache hin, Nebensache her! Nichts ist Nebensache in einem Bilde, alles gehört unumgänglich zum Ganzen, darf also nichts vernachlässigt werden. Wer dem Hauptteil seines Bildes nur dadurch einen Wert zu geben weiß, daß er andere, untergeordnete Teile in der Behandlung vernachlässigt, mit dessen Wert ist es schlecht bestellt. Alles muß und kann mit Sorgfalt ausgeführt werden, ohne daß jeder Teil sogleich zu sehen sich aufdrängt. Die wahrhafte Unterordnung liegt nicht in der Vernachlässigung der Nebensachen zur Hauptsache, sondern in der Anordnung der Dinge und Verteilung von Schatten und Licht.

Aus „Über Kunst und Kunstgeist“

*

Dies Bild ist schön gemacht, doch nicht durchdacht; es ist erfunden, aber nicht empfunden.

Dies hier ist tief empfunden, doch weniger durchdacht, und schlechter noch gemacht.

Dies Bild ist wohl empfunden und reiflich auch durchdacht, doch weniger gut gemacht.

Den Herren Kunstrichtern genügt auch eine deutsche Sonne, Mond und Himmel und unsere Felsen, Bäume und Sträucher, unsere Ebenen, Seen und Flüsse nicht mehr. Italienisch muß alles sein, um Anspruch auf Größe und Schönheit machen zu können.

Wie groß ist die Zahl derer, so sich Künstler nennen ohne zu ahnen, daß noch etwas ganz anderes dazu gehöre, als bloße Geschicklichkeit der Hände, daß die Kunst aus dem Inneren des Menschen hervorgehen muß, ja von seinem sittlich-religiösen Wert abhängt, ist manchem ein töricht Ding.

Mache was du willst, Anerkennung werden deine Leistungen nie mehr finden, und in dem Grade, als man früher deine Arbeiten vielleicht übertrieben gelobt, wird man jetzt alles tadeln und verachten, denn du hast diese Ehrenmänner beleidigt und laut und unumwunden für Schufte erkannt. Die wenngleich nach ihrer Moral leichtsinnige Bubenstücke verüben, doch um alles in der Welt willen nicht als Schurken erscheinen wollen. Aber dieser, dein Freimut, wird dir den Hals brechen, und nimmer und nie wird man es dir verzeihen. Armer Teufel, du dauerst mich! Denn sei versichert, wo du gehst und wo du stehst und wo du sitzest und wo du liegst, und was du tust und was du treibst, man umschleicht dich von ferne (selbst dein Schreibtisch und Briefe sind diesen Leuten nicht verschlossen), und siehe, es geht kein Wort über deine Zunge, so diese Gauner nicht zu verdrehen wissen, zu deinem Nachteil und ihrem Vorteile. Dein Bild hier würde gewiß unter anderen Umständen Anerkennung finden, und daß es hier überhaupt noch aufgenommen ist, hat gewiß noch seinen besonderen Grund, wohinter man die eigene Schuld verstecken will und damit zu täuschen glaubt.

XX galt (Friedrich meint sich) für einen Künstler, als er noch keiner war, jetzt da er es ist, gilt er es nicht mehr. Früher galt er bei anderen, jetzt gilt er sich selbst etwas. Viele ziehen das erste, wenige das zweite vor.

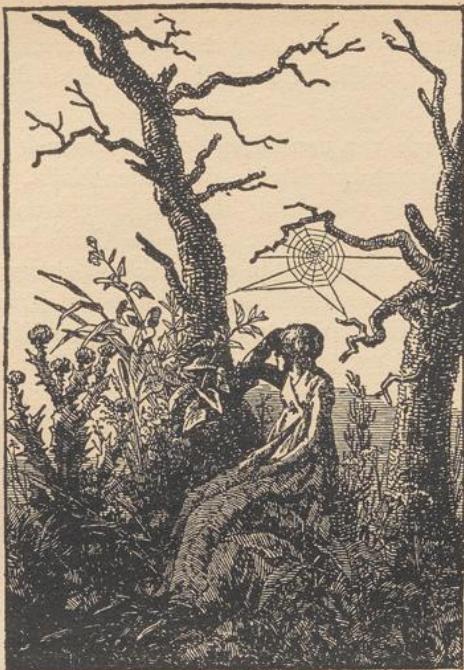
Auf den ersten Blick stellt sich dieses Bild, die Trümmer eines verfallenen Klosters („Ruine von Eldena?“), als eine Erinnerung einer düsteren Vergangenheit dar. Die Gegenwart erhellt die Vorzeit. In dem anbrechenden Tag erkennt man noch die weichende Nacht. Das Auge wird im Bilde geleitet, vom Lichte in die Dämmerung, von der Dämmerung weiter in die Dunkelheit, von der Dunkelheit noch weiter in die Finsternis . . .

... Ich muß allein bleiben und wissen, daß ich allein bin, um die Natur vollständig zu schauen und zu fühlen, ich muß mich dem hingeben, was mich umgibt, mich vereinigen mit meinen Wolken und Felsen, um das zu sein, was ich bin. Die Einsamkeit brauche ich für das Gespräch mit der Natur.

Zum Dichter Joukowski

Goethe sagt, ich habe keine Lebensart. Nun, so habe ich doch wenigstens eine Art zu leben.

Aus „Äußerung der Betrachtung einer Sammlung von Gemälden“



Melancholie
Holzschnitt von Caspar David Friedrich

PHILIPP OTTO RUNGE

1777—1810

Aphorismen

Man sollte für diese Kunst, die ich meine, und die doch wohl die eigentliche ist, fürs erste nicht so sehr darauf sehen, wie einer etwas sagt, sondern, daß er auch wirklich etwas sagt und zu sagen hätte, sonst wird die Suppe besser als der Fisch und die soll denn doch die Sache nicht sein, man hält aber zur Zeit viel auf Soßen.

1801

Wer die Kunst rein und von Herzen liebt, kann gewiß kein schlechter Mensch sein, da sie, wie Dr. Luther sagt, nächst der Religion das beste ist, das der menschliche Geist haben kann.

1801

Wir sind keine Griechen mehr, können das Ganze schon nicht mehr so fühlen, wenn wir ihre vollendeten Kunstwerke sehen, viel weniger selbst solche hervorbringen und warum uns bemühen, etwas Mittelmäßiges zu liefern?

Februar 1802

Wir sehen in den Kunstwerken aller Zeiten es am deutlichsten, wie das Menschengeschlecht sich verändert hat, wie niemals dieselbe Zeit wiedergekommen ist, die einmal da war; wie können

wir denn auf den unseligen Einfall kommen, die alte Kunst wieder zurückrufen zu wollen? ... Ist denn in dieser neuen Kunst — — der Landschafterei, wenn man so will — nicht auch ein höchster Punkt zu erreichen? der vielleicht noch schöner wird als die vorigen? — —

Februar 1802

Wenn der Himmel über mir von unzähligen Sternen wimmelt, der Wind saust durch den weiten Raum, die Woge bricht sich brausend in der weiten Nacht, über dem Walde rötet sich der Äther und die Sonne erleuchtet die Welt; das Tal dampft und ich werfe mich im Grase unter funkeln den Tautropfen hin, jedes Blatt und jeder Grashalm wimmelt von Leben, die Erde lebt und regt sich unter mir, alles tönt in einen Akkord zusammen, da jauchzet die Seele laut auf und flieht umher in dem unermeßlichen Raum um mich, es ist kein unten und kein oben mehr, keine Zeit, kein Anfang und kein Ende, ich höre und fühle den lebendigen Odem Gottes, der die Welt hält und trägt, in dem alles lebt und wirkt: hier ist das Höchste, was wir ahnen — Gott!

Wie wir die Farben des Himmels und der Erde betrachten, die Veränderungen der Farben bei Affekten und Empfindungen an den Menschen, in der Wirkung, wie sie bei großen Naturscheinungen vorkommen, und in der Harmonie selbst insofern gewisse Farben symbolisch geworden sind, so geben wir jedem Gegenstande der Komposition harmonisch mit der ersten, tiefsten Empfindung und den Symbolen und Gegenständen für sich jedem seine Farbe, und das ist die Farbengabe.

Diese verringern oder erhöhen wir in Hinsicht ihrer Reinheit, je nachdem ein jeder Gegenstand näher oder ferner erscheinen soll oder nachdem der Luftraum zwischen dem Gegenstande und dem Auge größer oder kleiner ist: das ist die Haltung.

Wir beobachten sowohl die Konsistenz eines jeden Gegenstandes in seiner Farbe von innen, als auch die Wirkung desselben oder schwächeren Lichts auf denselben, so wie den Schatten, auch die Wirkung der beleuchteten Gegenstände auf ihn: das ist das Kolorit.

Wir suchen durch die Reflexe und die Wirkungen von einem Gegenstande auf den anderen und die Farben desselben Übergänge zu finden, beobachten die Farben gleichstimmig mit der Wirkung der Luft und der Tageszeit, die stattfindet, suchen diesen Ton, den letzten Anklang der Empfindung von Grund aus zu beobachten und das ist der Ton — und das Ende.

... Die innere brennende Sehnsucht ist der Quell, woraus alle meine Kraft, alles, was ich hervorbringe, entsteht; ohne diese Sehnsucht bin ich nichts, als ein unbesaitetes Instrument.

21. Juli 1802

... Gleichwohl bin ich fest überzeugt, daß der Mensch nicht dazu gemacht ist, bloß sich in Ideale ganz hineinzudenken und nur darin zu leben, vielmehr daß er selbst für sein Innerstes einer körperlichen Existenz und Arbeit bedarf, weil niemand es aushält, in beständiger Anspannung zu leben und der, welcher es tut, sich in der Sinneslust immer einmal wieder ersättigen muß. Daher sind die Ausschweifungen der größten Männer erklärbar und liegen tief in den Menschen begründet.

13. Januar 1803

Die Musik ist doch immer das, was wir Harmonie und Ruhe in allen drei anderen Künsten nennen. So muß in einer schönen Dichtung durch Worte Musik sein, wie auch Musik sein muß in einem schönen Bilde und in einem schönen Gebäude oder in irgendwelchen Ideen, die durch Linien ausgedrückt sind.

6. April 1803



1 Philipp Otto Runge, *Die Lichtlilie zum großen Morgen (zweite Fassung)*, 1809
Köln, Wallraf-Richartz-Museum

1



2 Philipp Otto Runge, *Wir Drei* (Ausschnitt: Selbstbildnis mit seiner Frau). 1804. Hamburg, Kunsthalle



3 Johann Friedrich Overbeck, *Selbstbildnis mit Familie*. Rom, Privatbesitz Prof. Ludwig Seitz

1*



4 Philipp Otto Runge, *Der Morgen* (erste Fassung). 1808. Hamburg, Kunsthalle



5 Philipp Otto Runge, *Die Eltern des Künstlers*. 1806. Hamburg, Kunsthalle



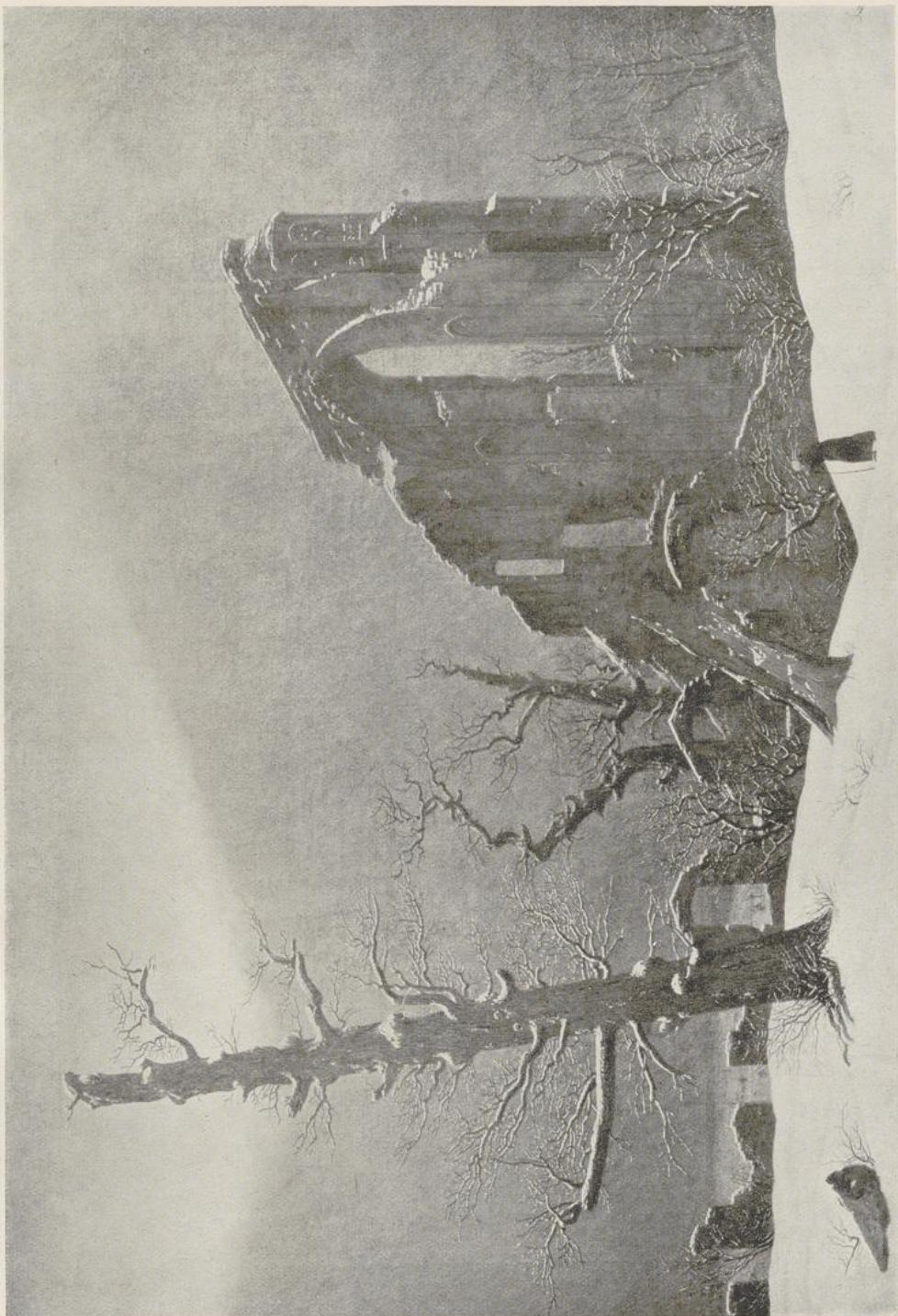
6 Carl Gustav Carus, Mondnacht im Schilf. Verbrannt im Glaspalast München



7 Philipp Otto Runge, *Mutter und Kind an der Quelle*, 1804. Hamburg, Kunsthalle (1931 verbrannt)



8 Caspar David Friedrich, *Mönch am Meer*. 1810. Berlin, Schloßmuseum



9 Caspar David Friedrich, Winterlandschaft mit Ruine des Klosters Eldena. München, Neue Pinakothek

10 Caspar David Friedrich, Nebel wallen im Tal (Elblandschaft). Berlin, Nationalgalerie





11 Caspar David Friedrich, *Die Landschaft mit dem Regenbogen*. Um 1814. Weimar, Staatl. Kunstsammlungen



12 Caspar David Friedrich, *Das Kreuz im Gebirge*. Um 1808/09. Berlin, Nationalgalerie



13 Caspar David Friedrich, *Sturzacker*, 1820—1830. Hamburg, Kunsthalle



14 Caspar David Friedrich, Kreidefelsen auf Rügen. Winterthur, Sammlung Oskar Reinhart



15 Caspar David Friedrich, *Hafen von Greifswald*. Berlin, Schloßmuseum



16 Caspar David Friedrich, *Einsamer Baum*. Berlin, Nationalgalerie

Ich wollte, es wäre nicht nötig, daß ich die Kunst treibe, denn wir sollten über die Kunst hinaus, und man wird sie in der Ewigkeit nicht kennen.

10. Juli 1803

Und so wird nur derjenige, welchem die schönsten Kunstwerke vergangener Zeit als potenzierte Naturprodukte erscheinen, die Kunst wirklich neu begründen können; denn indem nun die Gestaltung umfassender und tiefer eingreift in das Wesen aller Erkenntnis und der Geist sich befreit fühlt von den konventionellen Banden der Anschauung, wird auch die Praktik sich freier und kühner bewegen.

1806 (?)

Wir sind in der Welt und müssen hindurch. Halt fest an der Liebe, denn wer beharrt bis ans Ende, der wird selig. Ich freue mich doch aufs Leben, und mit Gottes Hilfe kommen wir wohl bis ans Ende. Warum sollte ich mich auch nicht freuen? Freut sich doch wohl gar ein Kriegsmann auf die Schlacht.

14. Dezember 1803

Was hülfe mir die Kunst und was das Leben ohne die Liebe.

12. September 1801

Ein frischer Mut ist immer das beste, und wenn wir eine Sache nur recht wollen, so will sie uns auch.

9. Juli 1808



Natur. Federzeichnung von Philipp Otto Runge, 1810.

Die Heiligen Drei Könige

Es blüht eine schöne Blume
in einem weiten Land;
die ist so selig geschaffen,
und wenigen bekannt.
Ihr Duft erfüllt die Tale,
ihr Glanz erleuchtet den Wald;
und wenn ein Kräcker sie sieht,
gesundet er alsbald.

Erglänzt am Morgen die Sonne,
da wähnt' ich, ich sollte sie sehn.
Sie sank in Abendwolken
ich sehnte mich, mitzugehn

Sanft war der Mond erschienen,
in stillem Glanz der Raum,
da klangen der Nachtigall Töne —
doch alles war nur ein Traum.

Drei Könige kamen gezogen,
zu einem Heiligtum.
Der Stern stand über dem Hause,
drin lag die süße Blum'. —
Wenn sich zweien Augen wenden
gleich wie zwei Sternelein,
ach! wünsch ich: möcht' im Herzen
dies edle Blümlein sein.

Aus „Aufzeichnungen und Briefe“ 1807

ZEITSPIEGEL

HENRIK STEFFENS

1773 – 1845

Reise nach Jena (1798)

Als ich nun den lange gehegten Wunsch erfüllt sah, als Europa vor mir lag, und zugleich die entfernte Aussicht, wie meine Landsleute, auch die übrigen europäischen Länder besuchen zu können, mir vorschwebte, war Deutschland dennoch das Nächste und Wichtigste, was mich ganz in Anspruch nahm. Sorgenfrei, heiter und voller Hoffnung, war ich in dem Falle, meine Schritte lenken zu können, wohin ich wollte. Zwar hatte ich als Naturforscher oder vielmehr als Mineralog das Reisestipendium erhalten, aber ein tieferes wissenschaftliches Interesse erfüllte mich ganz. Die Spekulation war mir nicht, was man ein Fachstudium zu nennen pflegt: ich wollte nicht fremde, nur eigene Befriedigung durch dieses Studium suchen. Ich hatte eine bestimmte Ahnung von einer neuen Zeit, die anfing, ich sah in allen Richtungen alle Autoritäten schwanken, und ich begriff wohl, wie einerseits Goethe und andererseits die Philosophie die neue gärende Zeit in allen Richtungen bewegte; auch war ich mir bewußt, daß ich dieser zugehörte. Manches hatte ich betrieben, fast in allen Fächern hatte ich nach Klarheit geforscht. Was Spinoza mir geworden war, habe ich schon erwähnt, den Schatz, der alle Reichtümer der Zukunft in sich schloß, bewahrte er; daß dieser aber nur durch die Tätigkeit des sich selbst bestimmenden Bewußtseins einen frischen Keim lebendiger Entwicklung in innere Tätigkeit versetzen konnte, hatte mich zwar Fichte gelehrt, Schelling aber sollte mich auf den Standpunkt versetzen, auf welchem meine ganze Vergangenheit von meiner frühesten Kindheit an, eine innere Bedeutung zu erhalten versprach. Es war ein wunderreiches, erwartungsvolles Dasein; ich traute es mir zu, das Schwerste und Tiefste zu fassen, und in den Punkt der inneren Vereinigung aller sich widerstrebenden Momente des Daseins hineinzudringen. Aber so heftig mich auch diese reiche Zukunft bewegte, so verhinderte sie mich doch nicht, was die Gegenwart mir freundlich bot, frisch und unbefangen zu genießen.

Man hat nicht leicht eine Vorstellung davon, wie sehr der Nordländer in seinem entfernteren Lande von den geistigen Gärungen, die Europa in Bewegung setzen, imponiert wird. Die fernen Töne klingen ihm so wunderbar, ein jeder Name, der herauftaucht, wird von einem verklärenden Nimbus umgeben; die kleinlichen, widerwärtigen Streitigkeiten verschwimmen in dem größeren Ganzen, welches ihm vorschwebt, und dieses erscheint ihm großartig, ja als ein heiliges, welches unbekannte Schätze einschließt, die ihm durch geweihte Priester dargereicht werden. Kaum mag ein begeisterter Deutscher erwartungsvoller Italien oder in neueren Zeiten Griechenland und den Orient besuchen, als ich in meiner damaligen Stimmung Deutschland. Was jene suchen, ist eine erstorbene Vergangenheit, die ihnen fremd bleibt, und entfernt ist, selbst wenn sie in ihrer Mitte leben. — Ich suchte eine frische Zukunft, an welcher ich teilnehmen, mit welcher ich leben wollte; sie sollte mein ganzes Dasein in sich aufnehmen und in Tätigkeit setzen. Sie sollte jede Kraft aufrufen und für mich, wie für die Welt, eine neue Zeit entwickelnd vorbereiten.

*

Über Schelling

Indessen war A. W. Schlegel mit seiner geistreichen Frau angekommen, ebenso Schelling, der in dem großen öffentlichen Hörsaal sich durch eine Probevorlesung habilitieren sollte. Schelling war von Leipzig gekommen, und eben, wie ich hörte, von einer bedeutenden Krankheit genesen. Professoren und Studenten waren in dem großen Hörsaal versammelt.

Schelling betrat das Katheder, er hatte ein jugendliches Ansehen, er war zwei Jahre jünger als ich, und nun der erste von den bedeutenden Männern, deren Bekanntschaft ich sehnlichstvoll zu machen suchte; er hatte in der Art, wie er erschien, etwas sehr Bestimmtes, ja Trotziges, breite Backenknochen, die Schläfen traten stark auseinander, die Stirn war hoch, das Gesicht energisch zusammengefaßt, die Nase etwas aufwärts geworfen, in den großen klaren Augen lag eine geistig gebietende Macht. Als er zu sprechen anfing, schien er nur wenige Augenblicke gefangen. Der Gegenstand seiner Rede war derjenige, der damals seine ganze Seele erfüllte. Er sprach von der Idee einer Naturphilosophie, von der Notwendigkeit, die Natur aus ihrer Einheit zu fassen, von dem Licht, welches sich über alle Gegenstände werfen würde, wenn man sie aus dem Standpunkt der Einheit, der Vernunft zu betrachten wagte. Er riß mich ganz hin, und ich eilte den Tag darauf, ihn zu besuchen. Der Galvanismus beschäftigte damals alle Naturforscher; der große Moment, in welchem Elektrizität und chemischer Prozeß in einer höheren Einheit verbunden, sich wechselseitig zu erklären schienen, trat eben mächtig hervor. Auch mich hatte dieser Moment mit großer Gewalt ergriffen. Schelling nahm mich nicht bloß freundlich, sondern mit Freude auf. Ich war der erste Naturforscher von Fach, der sich unbedingt und mit Begeisterung an ihn anschloß. Unter diesen hatte er bis jetzt fast nur Gegner gefunden, und zwar solche, die ihn gar nicht zu verstehen schienen.

Das mündliche Gespräch ist unbeschreiblich reich. Ich kannte seine Schriften, ich teilte, wenn auch nicht in allem, seine Ansichten, ich erwartete, wie er selber, von seiner Unternehmung einen großartigen Umschwung, nicht der Naturwissenschaft allein. Ich konnte den Besuch nicht verlängern, der junge Dozent war mit seinen Vorträgen beschäftigt. Aber die wenigen Augenblicke waren so reich gewesen, daß sie sich für mich in der Erinnerung zu Stunden ausdehnten. Es war durch die Übereinstimmung mit Schelling eine Zuversicht entstanden, die, ich will es bekennen, fast an Übermut grenzte. Zwar war er jünger als ich, aber unterstützt durch eine mächtige Natur, erzogen unter den günstigsten Verhältnissen hatte er frühzeitig einen großen Ruf erworben und stand mutig und drohend dem ganzen Heer einer ohnmächtig werdenden Zeit gegenüber, deren Heerführer selbst zwar polternd und schimpfend, aber dennoch furchtsam und scheu sich zurückzuziehen anfingen. —

Über Fichte

Ich ging von Schelling zu Fichte, der eben seine Vorlesungen über die Bestimmung des Menschen eröffnete. Dieser kurze, stämmige Mann mit seinen schneidenden gebietenden Zügen imponierte mir, ich kann es nicht leugnen, als ich ihn das erstmal sah. Seine Sprache selbst hatte eine schneidende Schärfe; schon bekannt mit den Schwächen seiner Zuhörer, suchte er auf jede Weise sich verständlich zu machen. Er gab sich alle mögliche Mühe, das, was er sagte,

zu beweisen; aber dennoch schien seine Rede gebietend zu sein, als wollte er durch einen Befehl, dem man unbedingten Gehorsam leisten müsse, einen jeden Zweifel entfernen. — „Meine Herren“, sprach er, „fassen Sie sich zusammen, gehen Sie in sich ein, es ist hier von keinem Äußeren die Rede, sondern lediglich von uns selbst.“ — Die Zuhörer schienen, so aufgefordert, wirklich in sich zu gehen. Einige veränderten die Stellung und richteten sich auf, andere sanken in sich zusammen und schlugen die Augen nieder, offenbar aber erwarteten alle mit großer Spannung, was nun dieser Aufforderung folgen solle. — „Meine Herren“, fuhr darauf Fichte fort, „denken Sie die Wand“ — ich sah es, die Zuhörer dachten wirklich die Wand, und es schien ihnen allen zu gelingen. — „Haben Sie die Wand gedacht?“ — fragte Fichte. „Nun, meine Herren, so denken Sie denjenigen, der die Wand gedacht hat.“ — Es war seltsam, wie jetzt offenbar eine Verwirrung und Verlegenheit zu entstehen schien. Viele der Zuhörer schienen in der Tat denjenigen, der die Wand gedacht hatte, nirgends entdecken zu können, und ich begriff nun, wie es wohl geschehen könnte, daß junge Männer, die über den ersten Versuch zur Spekulation auf eine so bedenkliche Weise stolperten, bei ihren ferneren Bemühungen in eine sehr gefährliche Gemütsstimmung geraten konnten. Fichtes Vortrag war vortrefflich, bestimmt, klar, und ich wurde ganz von dem Gegenstand hingerissen und mußte gestehen, daß ich nie eine ähnliche Vorlesung gehört hatte. —

Über Fr. Schlegel

Es gab nicht leicht einen Menschen, der so anregend durch seine Persönlichkeit zu wirken vermochte, wie Fr. Schlegel. Er faßte einen jeden Gegenstand, der ihm mitgeteilt wurde, auf eine tiefe und bedeutende Weise auf. So konnte er zwar auch mit Leichtigkeit auf meine naturphilosophischen Ideen eingehen, aber alle seine Schriften beweisen, daß er von einer lebendigen Naturansicht nicht produktiv auszugehen vermochte. Sein Witz war unerschöpflich und treffend. Auch gehörte er zu denen, die den Witz zu schätzen wissen. In dieser Rücksicht war ihm Chamfort sogar bedeutend. Mit Schlegel fühlte ich mich ohne lange gequält durch den bestimmten Zyklus von Anekdoten, die in der Gesellschaft zu zirkulieren pflegen . . .

Fr. Schlegel konnte sich an einem jeden neuen bedeutenden Witz höchst freuen, ja, wenn dieser ihn selbst auch noch so verletzend traf. Der flache Witz war ihm im höchsten Grade zuwider, und er sagte, daß man den Umfang und die Tiefe einer geistigen Persönlichkeit am sichersten beurteilen könne aus der Art des Witzes, die ihn zu ergötzen pflegte. Als einen solchen, der den historischen Schatz echter Witze vermehrte, nannte er unter anderem Kant in seiner Anthropologie. Und in der Tat, nicht bloß in dieser Schrift, in der ganzen Methode seiner Philosophie ist der Witz vorherrschend. Man weiß, welche überwiegende Rolle der Sprachwitz, der synonyme, in seinen scharfsinnigsten Unterscheidungen spielt. Der Witz ist seiner Bedeutung nach durchaus poetisch. Daß die Poesie durch meine Freunde (um einen bekannten und oft wiederholten Ausdruck von Fr. Schlegel zu benutzen) bis zur Religion getrieben, ja an die Stelle derselben gesetzt wurde, war mir nur zu einleuchtend. Daher die absolute Vornehmheit der Ironie. Die ernste Position einer absoluten Idealität, die schlechthin gegebene Realität des Idealen, wie Schelling sie aussprach, stand diesem unsteten Geist ernsthaft und drohend gegenüber.

Über Goethe

In einer so reichen Zeit erschien Goethe erst recht in seiner tiefen Bedeutung. Der Dichter war allem, was sich entwickelte, zugleich verwandt. Wenn Wolf in Halle eine neue freie Bahn in der Behandlung alter Schriftsteller brach und eine tiefere Kritik begründete: wenn er an das alte Epos der Griechen die Hand legte und den wunderbaren, grauen Homer zerteilte: so schien der neue Dichter, der ein ganzes poetisches Leben aus der Tiefe hervorzog, mit der wärmsten Teilnahme sich an diese Untersuchungen anzuschließen. Wenn Gries sich mit den italienischen Dichtern, wenn A. W. Schlegel und Tieck sich mit Shakespeare und mit den spanischen Dichtern, besonders Cervantes und Calderon beschäftigten, so unterstützten, so erweiterten sie nur Studien des allumfassenden Dichters. Wenn die Letztgenannten den tiefen Geist germanischer und skandinavischer Vorzeit immer anregender aufschlossen, so war Goethe derjenige, der diese Zeit zuerst in ihrer Eigentümlichkeit aufgefaßt hatte, und er verfolgte mit der Teilnahme eines verwandten Geistes den erweiterten Weg, der immer neue Schätze, die sie aus einer ferner liegenden Vergangenheit hervorhoben, darbot. Aber auch Forschungen, deren Bedeutungen den geschichtlich aufgeregten Geistern verborgen waren, beschäftigten ihn schon früher. Er gehörte, wie der Dichterwelt, so den Geistern zu, die sich der Naturwissenschaft widmen. Aber was alle diese Forschungen gemeinschaftlich umschlang, ja ihnen eine gemeinschaftliche Bedeutung mitteilte, die tiefe Quelle, aus welcher sie hervorsprangen, die geistige Freiheit, mit welcher sie sich äußerten, die geistige Einheit, die selbst bei der Differenz der Prinzipien in ihnen mächtig war, die Philosophie nämlich, zog ihn an; er vermochte es nicht, ihre Gewalt abzuweisen, wenn sie ihm auch, ihrem eigentlichen Inhalt nach, fremd blieb. Der Geist, durch Schelling zuerst erwacht, ergriff selbst diejenigen, die ihn abweisen zu müssen vermeinten, und in allen Wissenschaften fing eine andere Sprache an, einen neuen Sinn zu bezeichnen, der, wenn auch verborgen, in der scheinbar auseinanderliegenden Vereinzelung der Gegenstände, die getrennt sich fremdartig schienen, dennoch auf eine zukünftige großartige Vereinigung hindeutete. So unendlich reich war diese Zeit, daß in ihr eine allseitig bewegte Gegenwart alle bedeutenden Momente der Vergangenheit umfaßte, indem sie zugleich mit der großartigsten Zukunft geschwängert war; hoffnungsvoller erschien keine je in der Geschichte. Und ich, allseitig angeregt, fand mich von dem geistigen Reichtum des Daseins tief ergriffen und in die mannigfaltigste, lebendigste Tätigkeit versetzt.

Über Novalis

In Jena lernte ich nun auch Novalis kennen. Ich hatte viel von ihm sprechen hören. Es war kaum ein Mensch, nach dessen persönlicher Bekanntschaft ich mich wärmer sehnte. Ich traf ihn zuerst bei Fr. Schlegel, in dessen Armen er ein paar Jahre danach verschied. Sein Äußeres erinnerte dem ersten Eindruck nach an jene frommen Christen, die sich auf eine schlichte Weise darstellen. Sein Anzug selbst schien diesen ersten Eindruck zu unterstützen, denn dieser war höchst einfach und ließ keine Vermutung seiner adligen Herkunft aufkommen. Er war lang, schlank, und eine hektische Konstitution sprach sich nur zu deutlich aus. Sein Gesicht schwebt mir vor als dunkel gefärbt und brünett. Seine feinen Lippen, zuweilen ironisch lächelnd, für gewöhnlich ernst, zeigten die größte Milde und Freundlichkeit; aber vor allem lag in seinen tiefen Augen eine ätherische Glut. Er war ganz Dichter. Das ganze Dasein löste sich für ihn

in eine tiefe Mythe auf. Gestalten waren ihm beweglich wie die Worte, und die sinnliche Wirklichkeit blickte aus der mythischen Welt, in welcher er lebte, bald dunkler, bald klarer hervor. Man kann ihn nicht einen Mystiker im gewöhnlichen Sinne nennen, denn diese suchen hinter der Sinnlichkeit, von welcher sie sich gefangen fühlen, ein tieferes Geheimnis, in welchem ihre Freiheit und geistige Wirklichkeit verborgen liegt. Ihm war diese geheime Stätte die ursprüngliche klare Heimat; von dieser aus blickte er in die sinnliche Welt, in ihre Verhältnisse hinein. Die ursprüngliche Mythe, die zu seinem Wesen gehörte, schloß ihm selbst das Verständnis der Philosophen, aller Wissenschaften, der Künste und der bedeutendsten geistigen Persönlichkeiten auf. Daher war die wunderbare Anmut seiner Sprache, die Melodie seines Spiels nichts Erlerntes, sondern ihm eben das Natürliche; daher bewegte er sich mit gleicher Leichtigkeit in der Wissenschaft, wie in der Poesie, und die tiefsten, ja schärfsten Gedanken konnten ihre Verwandtschaft mit dem Märchen ebensowenig verleugnen, wie das bunte, scheinbar willkürliche Märchen seine, wenn auch verborgene spekulative Absichtlichkeit. Die Lehrlinge zu Sais und Heinrich von Ofterdingen mußten einen tieferen Eindruck hervorbringen und schienen, seinem ätherischen Geiste ähnlich, das Geheimnis, welches die Philosophie durch strenge Methode zu entdecken suchte, ursprünglich zu besitzen. Daher durfte er sich über alle Gegenstände zwanglos äußern, und wenn er selbst behauptete, der Philosoph solle zwar eine Methode besitzen, aber erst dann lehren, wenn er sie beherrschte und aus ihr heraus, nicht durch sie darzustellen vermöchte, so spricht er sein eigenes Wesen in der Tat am klarsten und deutlichsten aus ...

Ich habe später Menschen kennengelernt, die ganz von ihm beherrscht wurden: Männer, die sich durchaus einem praktischen Leben weihen, empirische Naturforscher aller Art, die das geistige Geheimnis des Daseins hochhielten und den verborgenen Schatz in seinen Schriften aufgehoben glaubten. Wie wundersame, vielversprechende Orakelsprüche klangen ihnen die dichterisch religiösen Gedanken von Novalis, und sie fanden in seinen Äußerungen eine Stärkung, fast wie der fromme Christ in der Bibel.

In der Tat war Novalis im tiefsten Sinne Christ und religiös. Es ist bekannt, daß Lieder von ihm herrühren, die zu den herrlichsten gehören, welche die christliche Kirche kennt. Seine Neigung zum Katholizismus war, wie bekannt, sehr ausgesprochen, ja keiner hat vielleicht mehr als er die Jugend zur katholischen Religion hingelockt. Später erschien in seinen gesamten Schriften eine Verteidigung der Jesuiten, und dennoch möchte ich behaupten, daß er die innere sittliche Freiheit, das geheime Band einer höheren Entstehung derselben, welches die gereinigte Gesinnung mit Gott verknüpft, dem Begriff der Gnade und der Gerechtigkeit durch den Glauben, das eigentlichste Lebenselement der protestantischen Kirche, rein bewahrte. Denn die ganze mythisch-katholische Welt war ihm eine zur sittlich-geistigen Religion gesteigerte, nur innerlich sich bewegende und sich gestaltende Poesie. Aber die betäubende Gewalt der Dichtung überwältigte die sekundären Geister, und sie gingen unter in der bunten Welt, die er mit Sicherheit beherrschte.

Aus „Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik“

DIE HEIDELBERGER ROMANTIK

CLEMENS BRENTANO

1778—1842

GEDICHTE

Schweig Herz, kein Schrei!

Schweig Herz, kein Schrei!
Denn alles geht vorbei!
Doch daß ich auferstand
Und wie ein Irrstern ewig sie umrunde,
Ein Geist, den sie gebannt,
Das hat Bestand.

Ja, alles geht vorbei,
Nur dieses Wunderband,
Aus meines Herzen tiefstem Grunde
Zu ihrem Geist gespannt,
Das hat Bestand.

Ja, alles geht vorbei.
Doch sie, die mich erkannt,
Den Harrenden, wildfremd an Ort und Stunde,
Ging nicht vorbei, sie stand,
Reicht mir die Hand.

Ja, alles geht vorbei.
Doch diese liebe Hand,
Die ich in tiefer, freudenheller Stunde
An meinem Herzen fand,
Die hat Bestand.

Nachklänge Beethovenscher Musik

Gott! dein Himmel faßt mich in den Haaren,
Deine Erde reißt mich in die Hölle,
Herr! wo soll ich doch mein Herz bewahren,
Daß ich deine Schwelle sicher stelle?
Also fleh ich durch die Nacht, da fließen
Meine Klagen hin wie Feuerbronnen,
Die mit glühnden Meeren mich umschließen;

Doch inmitten hab ich Grund gewonnen,
Rage hoch, gleich rätselvollen Riesen,
Memmons Bild: des Morgens erste Sonnen
Fragend ihrem Strahl zur Stirn mir schießen,
Und den Traum, den Mitternacht gesponnen,
Üb ich tönend, um den Tag zu grüßen.

Der Spinnerin Lied

Es sang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl süßer Schall,
Da wir zusammen waren.

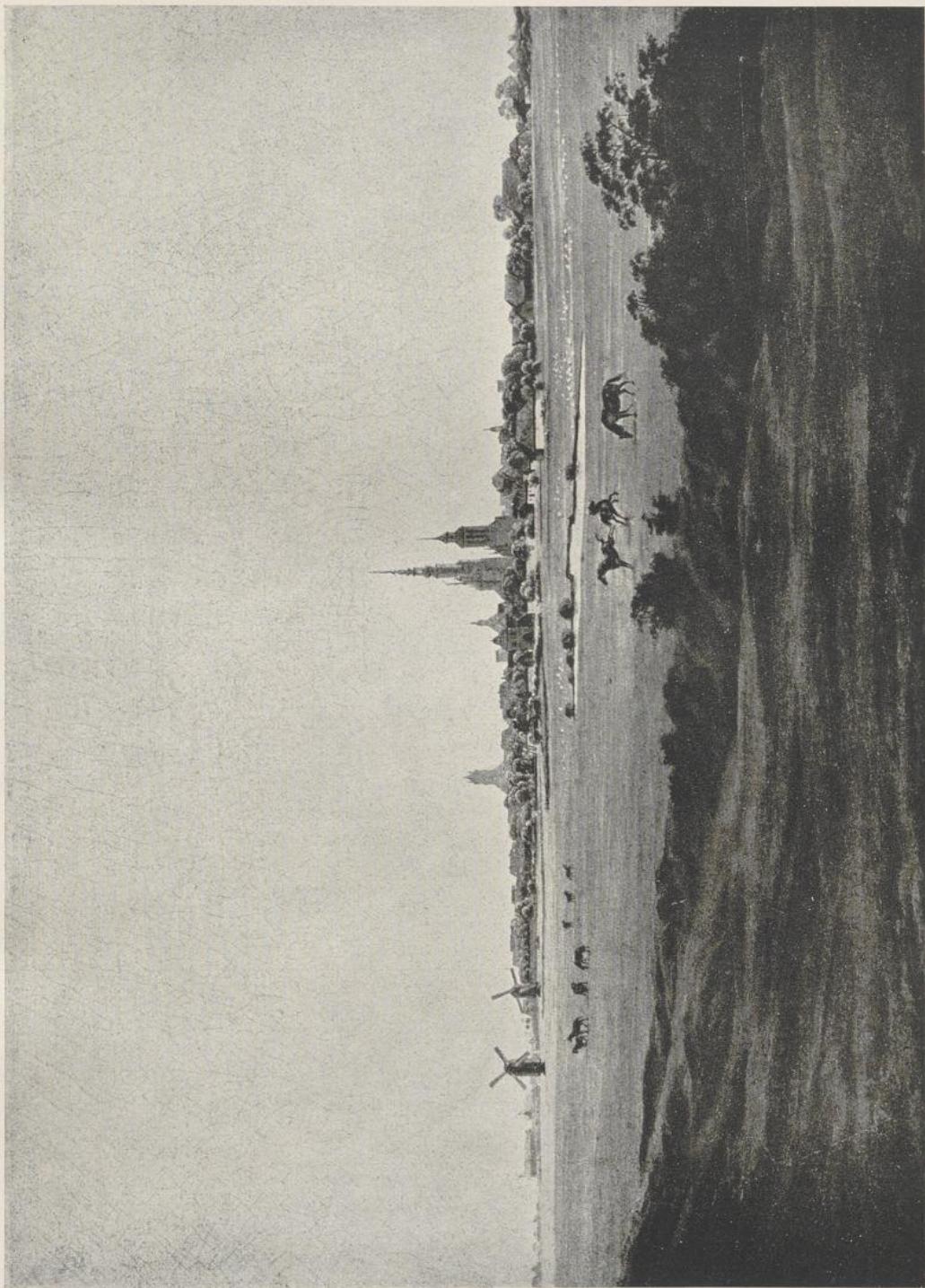
Ich sing und kann nicht weinen
Und spinne so allein
Den Faden klar und rein,
Solang der Mond wird scheinen.

Da wir zusammen waren,
Da sang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

Sooft der Mond mag scheinen,
Gedenk ich dein allein,
Mein Herz ist klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt stets die Nachtigall,
Ich denk bei ihrem Schall,
Wie wir zusammen waren.

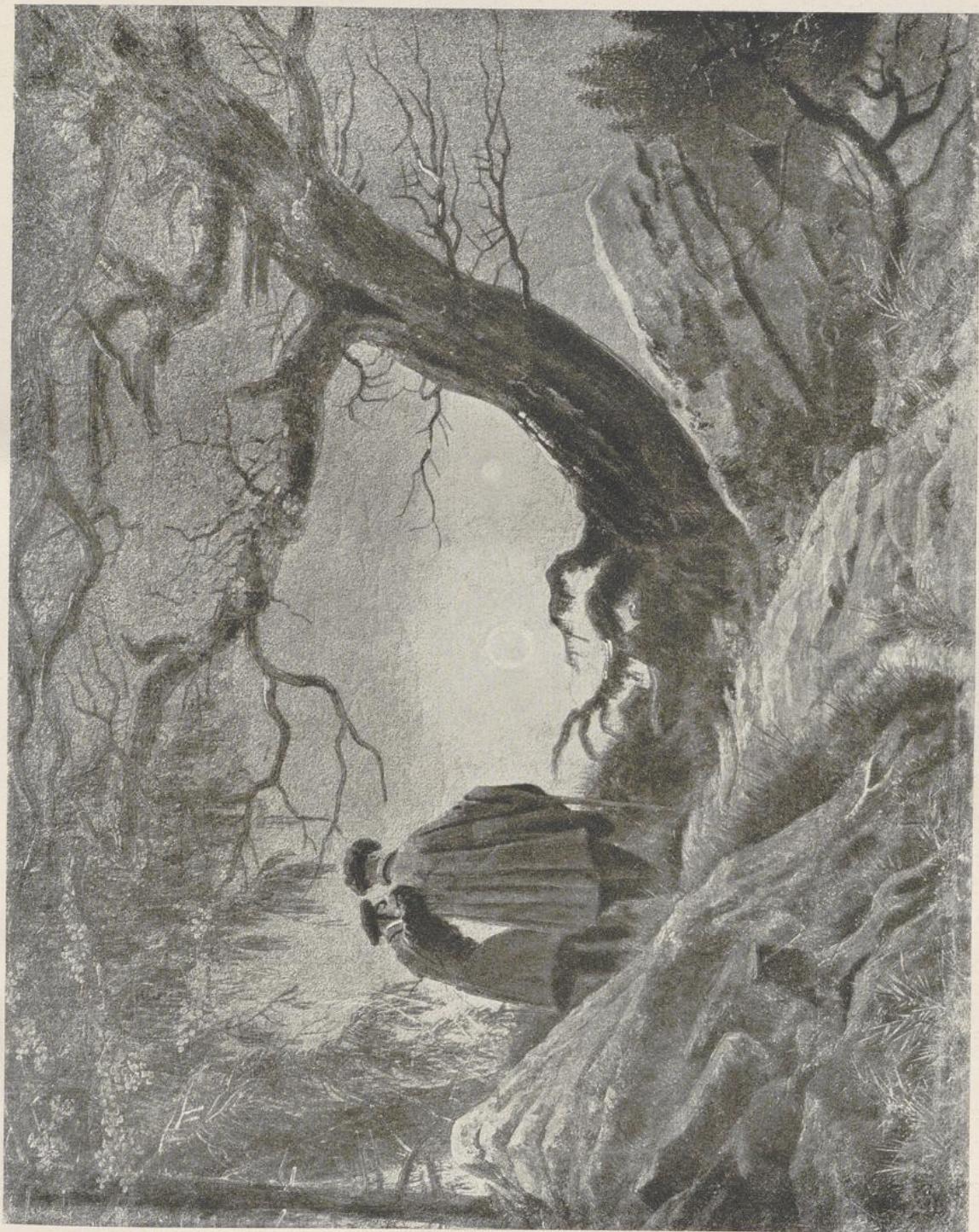
Gott wolle uns vereinen,
Hier spinn ich so allein,
Der Mond scheint klar und rein,
Ich sing und möchte weinen!



17 Caspar David Friedrich, Wiesen bei Greifswald, 1820—1830. Hamburg, Kunsthalle

18 Caspar David Friedrich, *Mondaufgang am Meer*, 1810, Berlin, Nationalgalerie

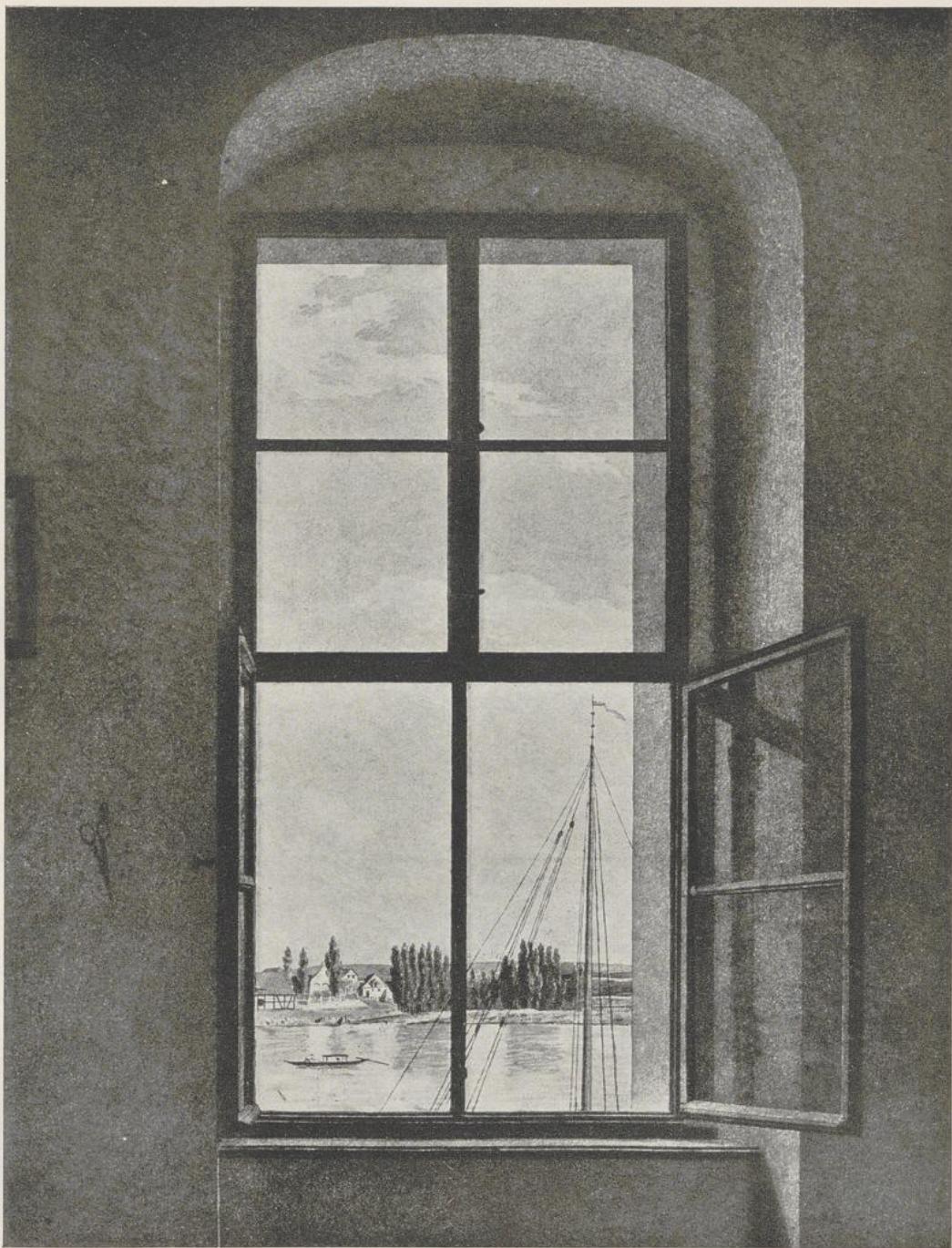




19 Caspar David Friedrich, *Zwei Männer in Betrachtung des Mondes*. Um 1820. Dresden, Staatl. Gemäldegalerie



20 Caspar David Friedrich, *Frau am Fenster*. Um 1818. Berlin, Nationalgalerie



21 Caspar David Friedrich, *Blick aus dem Fenster*. Wien, Galerie des 19. Jahrhunderts



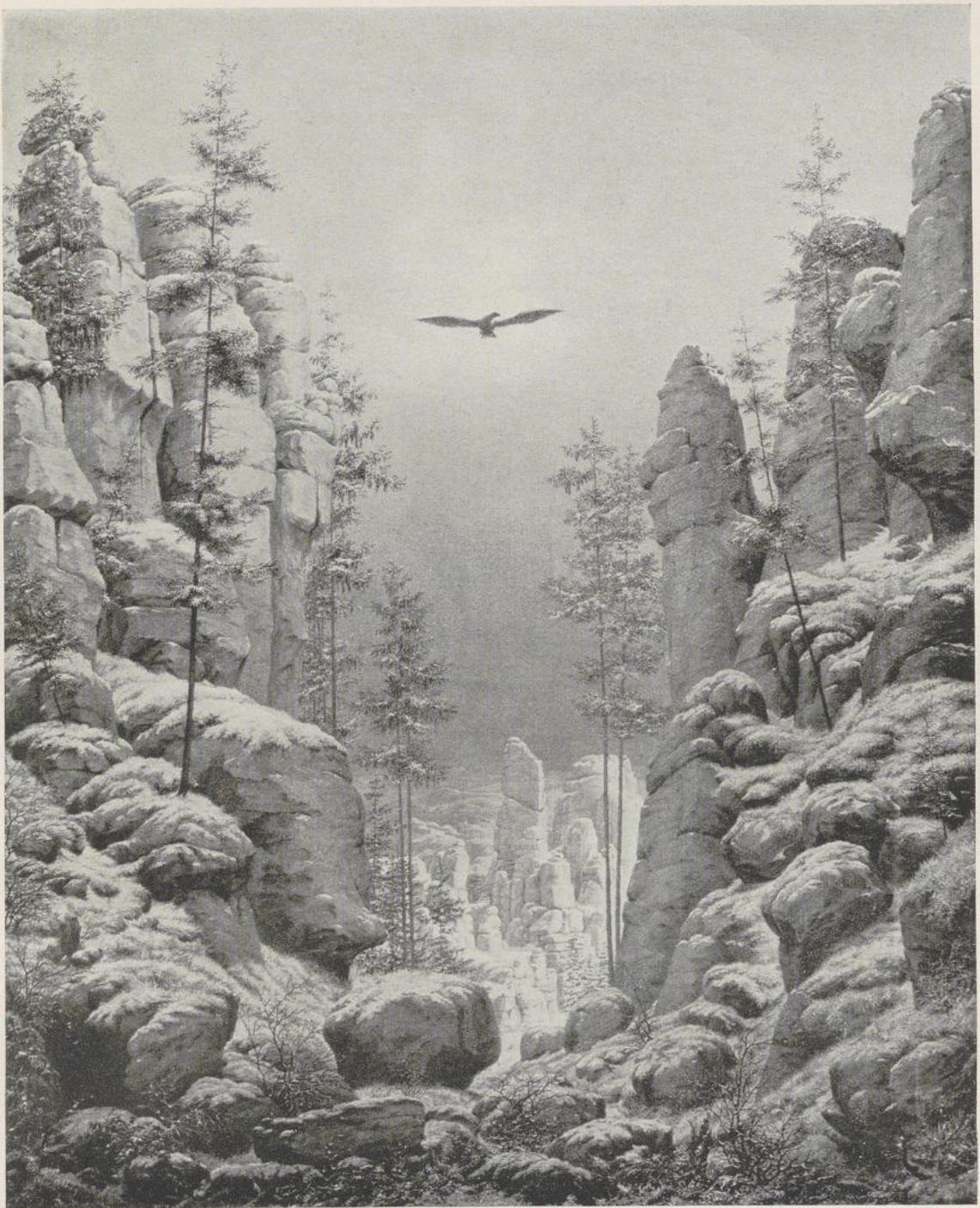
22 Caspar David Friedrich, *Der Tetschener Altar*, 1808, Dresden, Staatl. Gemäldegalerie



23 Carl Gustav Carus, Friedhof auf dem Oybin im Winter. Leipzig, Museum der Bildenden Künste



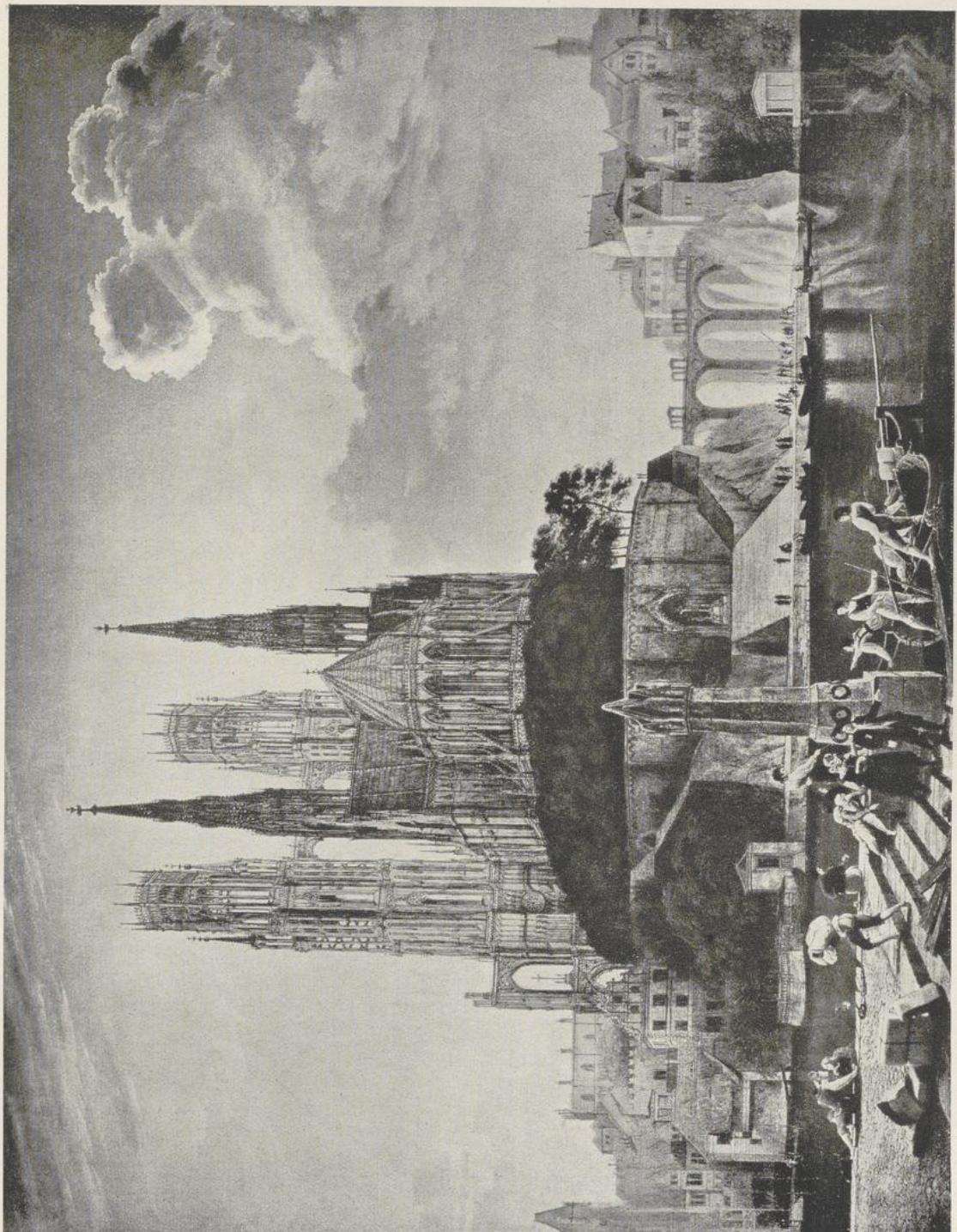
24 Ernst Ferdinand Oehme, Dom im Winter. Dresden, Staatl. Gemäldegalerie



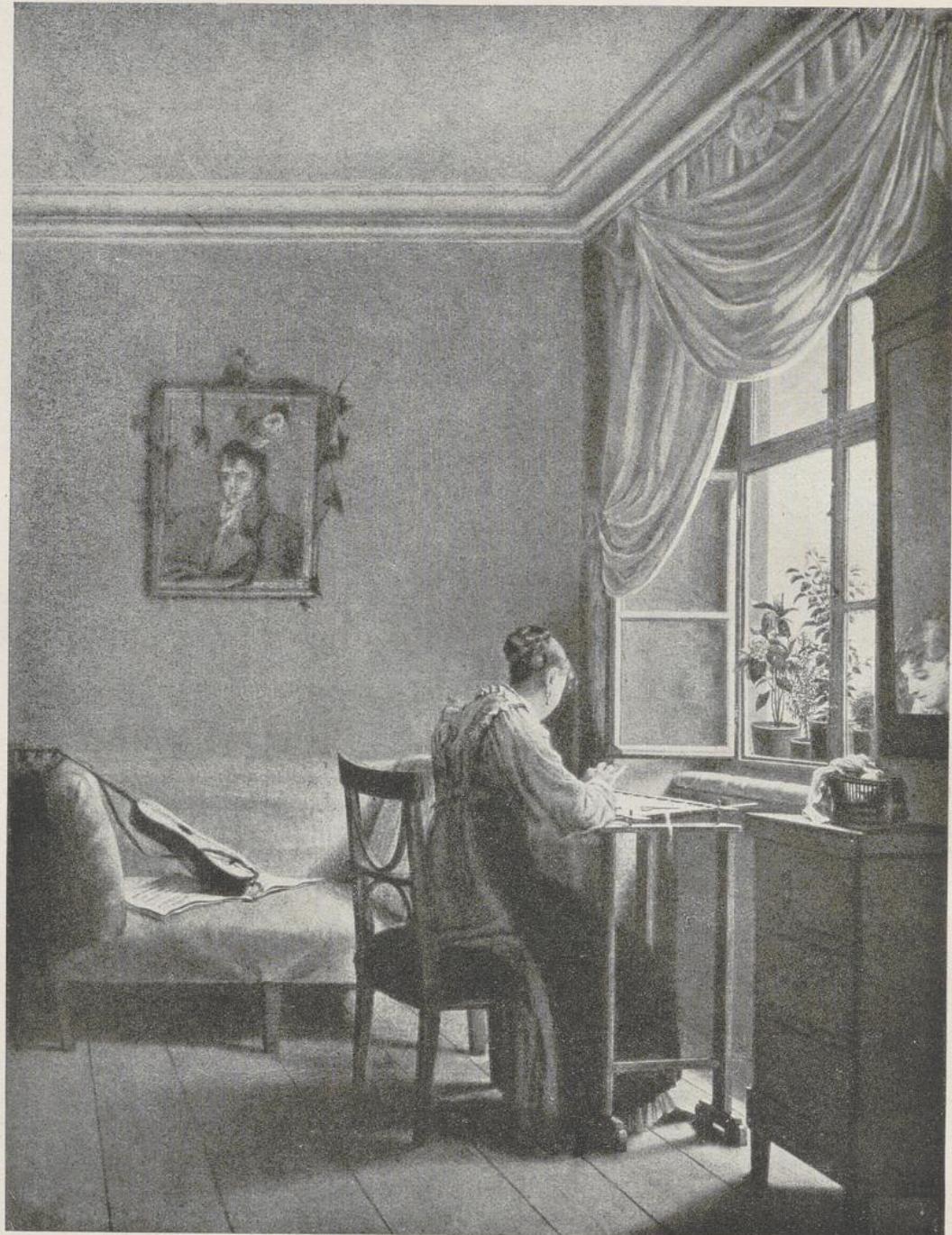
25 Joh. Christian Gottlieb Giese, Romantische Gebirgslandschaft. Breslau, Schlesisches Museum der Bildenden Künste



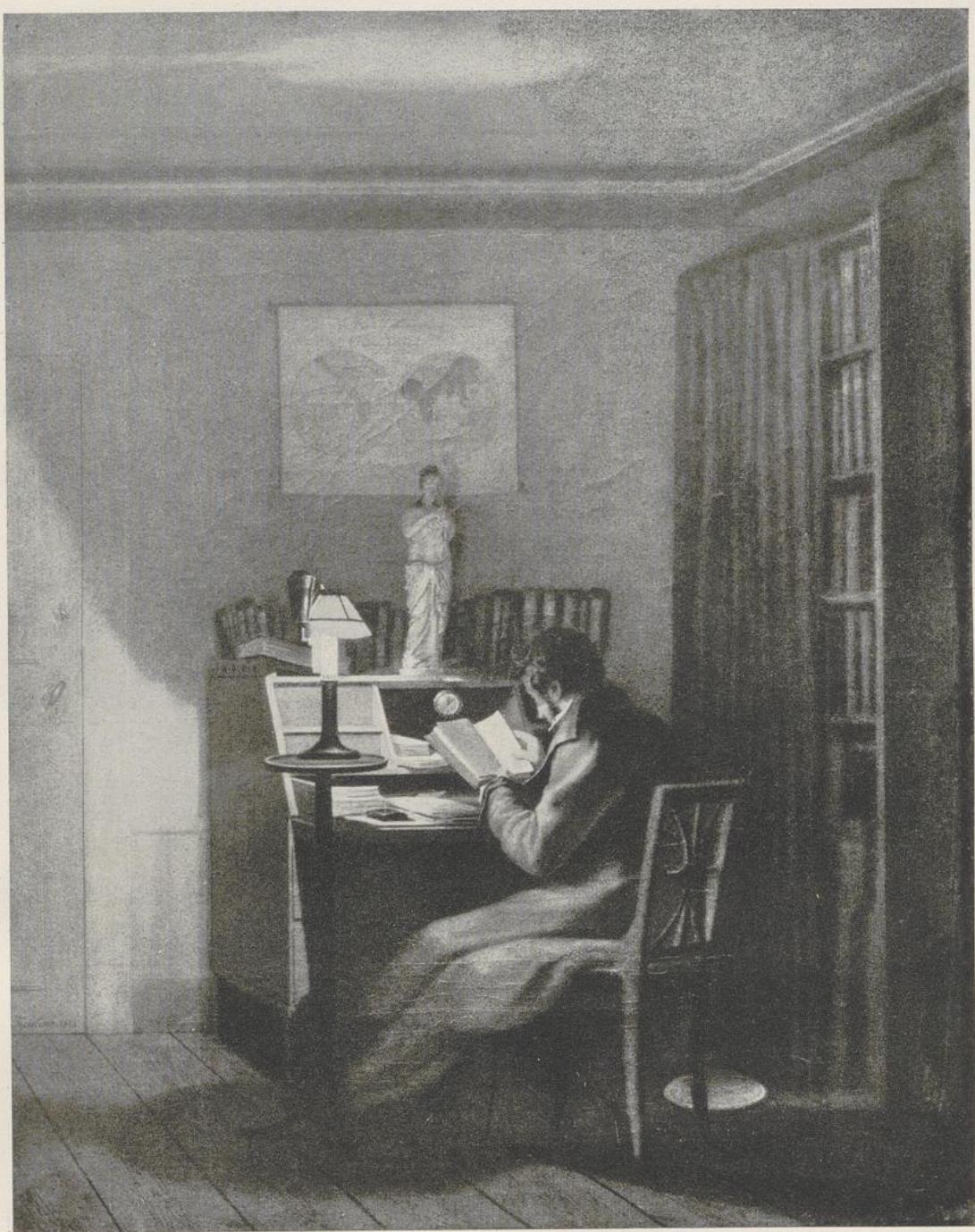
26 Karl Friedrich Schinkel, Gotischer Dom, 1811. Berlin, Nationalgalerie



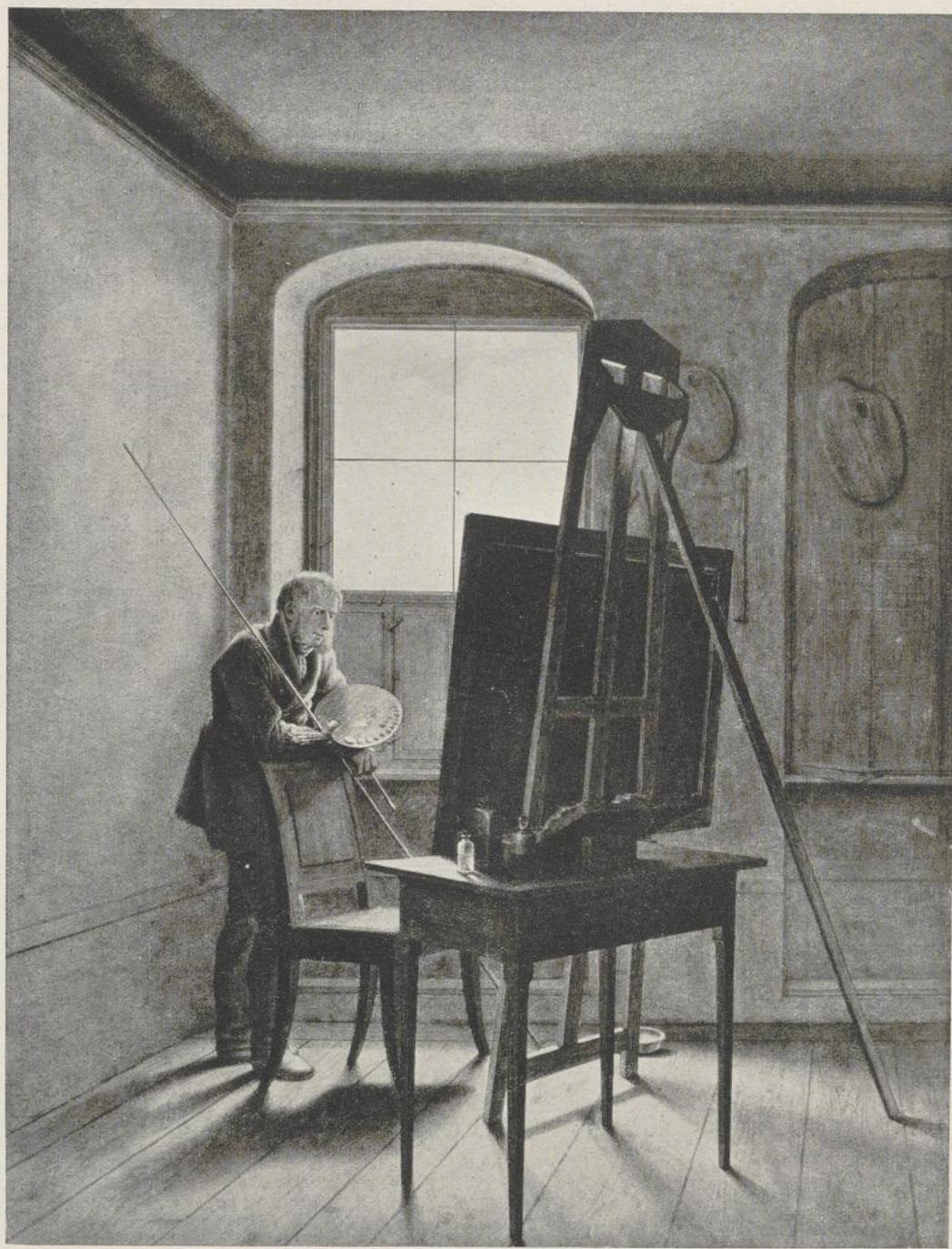
27 Karl Friedrich Schinkel, *Mittelalterliche Stadt an einem Fluss*, Berlin, Nationalgalerie



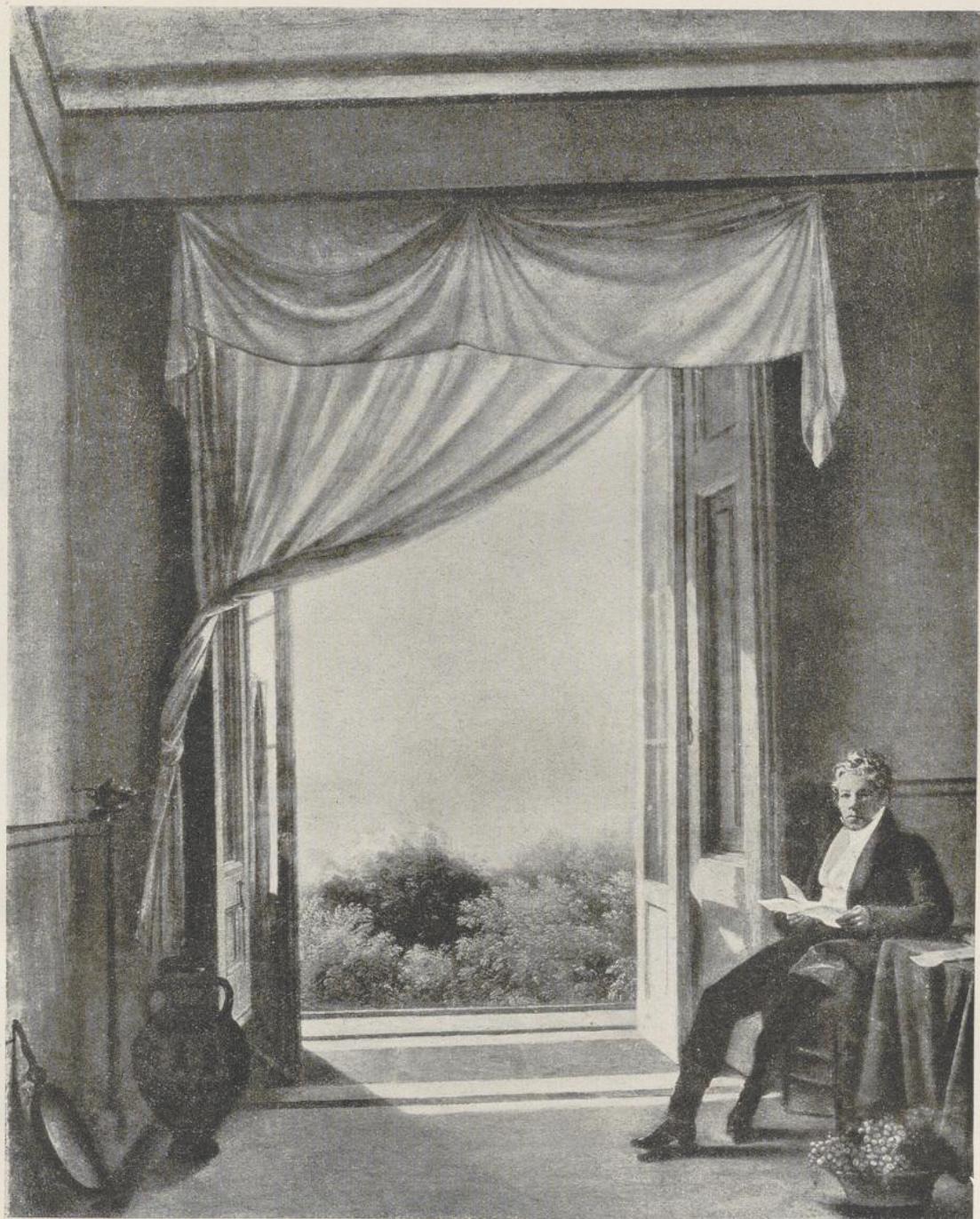
28 Georg Friedrich Kersting, *Die Stickerin am Fenster*, 1812. Weimar, Staatl. Kunstsammlungen



29 Georg Friedrich Kersting, *Der elegante Leser*. 1812. Weimar, Staatl. Kunstsammlungen



30 Georg Friedrich Kersting, Caspar David Friedrich in seiner Werkstatt. Um 1818/19. Berlin, Nationalgalerie



31 Franz Ludwig Catel, Innenraum mit Bildnis Schinkels. Berlin, Nationalgalerie



32 Joseph Anton Koch, *Landschaft mit Regenbogen*. 1810. Karlsruhe, Staatl. Kunsthalle

O lieb Mädel, wie schlecht bist du

Die Welt war mir zuwider
Die Berge lagen auf mir,
Der Himmel war mir zunieder,
Ich sehnte mich nach dir, nach dir.
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Ich trieb wohl durch die Gassen
Zwei lange Jahre mich;
An den Ecken mußt ich passen
Und harren nur auf dich, auf dich,
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Und alle Liebeswunden,
Die brechen auf in mir,
Als ich dich endlich gefunden,
Ich lebte und starb in dir.
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Ich hab vor deiner Türe
Die hellgestirnte Nacht,
Daß dich mein Lieben röhre,
Oft liebeskrank durchwacht.
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Ich ging nicht zu dem Feste,
Trank nicht den edlen Wein,
Ertrug den Spott der Gäste,
Um nur bei dir, bei dir zu sein.
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Bin zitternd zu dir gekommen,
Als wärst du ein Jungfräulein,
Hab dich in Arm genommen,
Als wärst du mein allein, allein.
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Wie schlecht du sonst gewesen,
Vergaß ich liebend in mir,
Und all dein elendes Wesen
Vergab ich herzlich dir, ach dir.
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Bergab bin ich gegangen
Mit dir zu jeder Stund,
Hab fest an dir gehangen
Und ging mit dir zugrund.
O lieb Mädel, wie schlecht bist du!

Als mir Dein Lied erklang

Dein Lied erklang! ich habe es gehört,
Wie durch Rosen es zum Monde zog;
Den Schmetterling, der bunt im Frühling flog,
Hast du zur frommen Biene dir bekehret.
Zur Rose ist mein Drang,
Seit mir dein Lied erklang.

Dein Lied erklang! die Nachtigallen klagen
Ach meiner Ruhe süßes Schwanenlied;
Dem Mond, der lauschend von dem Himmel sieht,
Den Sternen und den Rosen muß ichs klagen,
Wohin sie sich nun schwang,
Der dieses Lied erklang.

Dein Lied erklang! es war kein Ton vergebens,
Der ganze Frühling, der von Liebe haucht,
Hat, als du sangest, nieder sich getaucht
Im sehnuchtsvollen Stroms meines Lebens,
Im Sonnenuntergang,
Als mir dein Lied erklang!

Was reif in diesen Zeilen steht

Was reif in diesen Zeilen steht,
Was lächelnd winkt und sinnend fleht,
Das soll kein Kind betrüben;
Die Einfalt hat es ausgesät,
Die Schwermut hat hindurch geweht,

Die Sehnsucht hats getrieben.
Und ist das Feld einst abgemäht,
Die Armut durch die Stopeln geht,
Sucht Ähren, die geblieben;
Sucht Lieb, die für sie untergeht,

Sucht Lieb, die mit ihr aufersteht,
Sucht Lieb, die sie kann lieben.
Und hat sie, einsam und verschmäht,
Die Nacht durch, dankend in Gebet,
Die Körner ausgerieben,

Liest sie, als früh der Hahn gekräht,
Was Lieb erhielt, was Leid verweht,
Ans Feldkreuz angeschrieben:
„O Stern und Blume, Geist und Kleid,
Lieb, Leid und Zeit und Ewigkeit“!

ACHIM VON ARNIM

1781—1831

Reiterlied

Flüchtig Dasein auf den Rossen,
Kühnes Buhlen mit dem Winde —
Schaut: die Erde, fortgestoßen,
Rollet unter uns geschwinde.

Brausend strecken sich die Rosse
Schmal wie einer Jungfrau Leib,
Was auf Erden sich genossen,
Dies ist schnellster Zeitvertreib.

Grüne Äste, überstreifend,
Treiben fort die lästigen Fliegen,
Durch die grünen Wiesen schweifend
Gleiten wir in Wolkenzügen.

Unser Hufschlag schallet doppelt
An des Waldes grüner Wand,
Und die Sonne scheinet doppelt
Bebend an der Erde Rand.

In den Zügen: welch Geschrei,
In den Mähnen: welch ein Hauch,
Aber uns kommt eine Weihe,
Eine Träne in das Aug.

Wir vergessen schon der Stunden,
Wo wir zwischen Mauern wohnen,
Sind vom Abendglanz gebunden
Freier Lieb zur Nacht zu fronen.

Lange drückte schweigend Bangen
Meines Herzens tiefen Grund,
Seht mein Roß ist durchgegangen,
Füllt mit Jubel sich mein Mund.

Weggeworfen sind die Bügel,
Schwebend hält mich Gleichgewicht,
Freies Roß, zerreiß die Zügel,
Jage nach dem Sonnenlicht!

Morgendliches Entzücken

Mir ist zu licht zum Schlafen,
Der Tag bricht in die Nacht,
Die Seele ruht im Hafen,
Ich bin so froh erwacht!

Ich hauchte meine Seele
Im ersten Kusse aus,
Was ist's, daß ich mich quäle,
Ob sie auch fand ein Haus!

Sie hat es wohl gefunden
Auf ihren Lippen schön,
O welche selige Stunden,
Wie ist mir so geschehn!

Was soll ich nun noch sehen?
Ach alles ist in ihr;
Was fühlen, was erleben?
Es ward ja alles mir!

Ich habe was zu sinnen,
Ich hab, was mich beglückt;
In allen meinen Sinnen
Bin ich von ihr entzückt.

DAS DEUTSCHE VOLKSLIED

ACHIM VON ARNIM UND CLEMENS BRENTANO

Aus „Des Knaben Wunderhorn“

Müllers Abschied

Da droben auf jenem Berge
Da steht ein goldnes Haus,
Da schauen alle Frühmorgen
Drei Jungfrauen heraus.

Die eine, die heißt Elisabeth,
Die andre Barbara mein;
Die dritte, die will ich nicht nennen,
Die sollt' mein Eigen sein.

Da unten in jenem Tale
Da treibt das Wasser ein Rad,
Da treibet nichts als Liebe
Vom Abend bis wieder an Tag;

Das Rad, das ist gebrochen,
Die Liebe, die hat ein End',
Und wenn zwei Liebende scheiden,
Sie reichen einander die Händ.

Ach Scheiden, ach, ach!
Wer hat doch das Scheiden erdacht?
Das hat mein Jung-Herzelein
So frühzeitig traurig gemacht.

Dies Liedlein, ach, ach!
Hat wohl ein Müller erdacht,
Den hat des Ritters Töchterlein
Vom Lieben zum Scheiden gebracht

Wenn ich ein Vöglein wär

Wenn ich ein Vöglein wär!
Und auch zwei Flüglein hätt
Flög ich zu dir;
Weil's aber nicht kann sein,
Bleib ich allhier.

Bin ich gleich weit von hier,
Bin ich doch im Schlaf bei dir.
Und red mit dir;
Wenn ich erwachen tu,
Bin ich allein.

Herr Olof

Herr Olof reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitleut.

Ein Hemd von Seide, so weiß und fein,
Meine Mutter bleicht's mit Mondenschein.“

Da tanzen die Elfen auf grünem Land,
Erlkönigs Tochter ihm reicht die Hand.

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag;
Früh morgen ist mein Hochzeitstag.“

„Willkommen, Herr Olof, was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz mit mir!“

„Hör an, Herr Olof, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk ich dir.“

„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag;
Früh morgen ist mein Hochzeitstag.“

„Einen Haufen Goldes nähm' ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll.“

„Hör an, Herr Olof, tritt tanzen mit mir!
Zwei güldene Sporen schenk ich dir,

„Und willt Herr Olof nicht tanzen mit mir,
Soll Seuch' und Krankheit folgen dir!“

Sie tät einen Schlag ihm auf sein Herz;
Noch nimmer fühlt er solchen Schmerz.

Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd:
„Reit heim nun zu deinem Bräutlein wert!“

Und als er kam vor Hauses Tür,
Seine Mutter zitternd stand dafür.

„Hör an, mein Sohn, sag an mir gleich,
Wie ist dein Farbe blaß und bleich!“

„Und sollt sie nicht sein blaß und bleich?
Ich traf in Erlenkönigs Reich.“

Die Braut hob auf den Scharlach rot;
Da lag Herr Olof, und er war tot.

„Hör an, mein Sohn, so lieb und traut,
Was soll ich nun sagen deiner Braut?“

„Sag ihr, ich sei im Wald zur Stund,
Zu proben da mein Pferd und Hund!“

Früh morgen und als es Tag kaum war,
Da kam die Braut mit der Hochzeitsschar.

Sie schenkten Met, sie schenkten Wein:
„Wo ist Herr Olof, der Bräutigam mein?“

„Herr Olof, er ritt in den Wald zur Stund,
Er probt allda sein Pferd und Hund.“

Lenore

Es stehn die Stern am Himmel,
Es scheint der Mond so hell;
Die Toten reiten schnell.

Mach auf, mein Schatz, das Fenster,
Laß mich zu dir hinein!
Kann nicht lang bei dir sein.

Der Hahn der tät schon krähen,
Er singt uns an den Tag;
Nicht lang mehr bleiben mag.

Weit bin ich hergeritten;
Zweihundert Meilen weit
Muß ich noch reiten heut.

Herzallerliebste meine,
Komm, setz dich auf mein Pferd!
Der Weg ist reitenswert.

Dort drin im Ungarlande
Hab ich ein kleines Haus;
Da geht mein Weg hinaus.

Auf einer grünen Heide
Da ist mein Haus gebaut.
Für mich und meine Braut.

Laß mich nicht lang mehr warten!
Komm, Schatz, zu mir heraus,
Weil fortgeht unser Lauf!

Die Sternlein tun uns leuchten,
Es scheint der Mond so hell;
Die Toten reiten schnell. —

„Wo willst mich denn hinführen?
Ach Gott, was hast gedacht,
Wohl in der finstern Nacht?“

Mit dir kann ich nicht reiten;
Dein Bettlein ist nicht breit,
Der Weg ist auch zu weit.

Allein leg du dich nieder,
Herzallerliebster schlaf
Bis an den Jüngsten Tag!“

Laß rauschen, Lieb, laß rauschen

Ich hört ein Sichlein rauschen,
Wohl rauschen durch das Korn;
Ich hört ein Mägglein klagen,
Sie hätt ihr Lieb verlorn.

Laß rauschen, Lieb, laß rauschen!
Ich acht nicht, wie es geht;
Ich tät mein Lieb vertauschen
In Veilchen und im Klee.

Du hast ein Mägglein worben
In Veilchen und im Klee:
So steh ich hier alleine;
Tut meinem Herzen weh.

Ich hör ein Hirschlein rauschen,
Wohl rauschen durch den Wald;
Ich hör mein Lieb sich klagen:
Die Lieb verrauscht so bald.

Laß rauschen, Lieb, laß rauschen!
Ich weiß nicht, wie mir wird;
Die Bächlein immer rauschen,
Und keines sich verirrt.

Lebewohl

Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abschied nehmen;
O du allerschönste Zier,
Scheiden, das bringt Tränen!
Da ich dich so treu geliebt,
Über alle Maßen,
Soll ich dich verlassen.

Wenn zwei gute Freunde sind,
Die einander kennen,
Sonn und Mond bewegen sich,
Ehe sie sich trennen;
Noch viel größer ist der Schmerz,
Wenn ein treu geliebtes Herz
In die Fremde ziehet.

Dort auf jener grünen Au
Steht mein jung frisch Leben,
Soll ich denn mein Lebelang
In der Fremde schweben?
Hab ich dir was Leid's getan,
Bitt dich, wollt' vergessen,
Denn es geht zu Ende!

Küsset dir ein Lüftelein
Wangen oder Hände,
Denke, daß es Seufzer sein,
Die ich zu dir sende!
Tausend schick ich täglich aus,
Die da wehen um dein Haus
Wenn ich dein gedenke!

Das bucklichte Männlein

Will ich in mein Gärtlein gehn,
Will mein Zwiebeln gießen,
Steht ein bucklicht Männlein da,
Fängt als an zu niesen.

Will ich in mein Küchel gehn,
Will mein Süpplein kochen,
Steht ein bucklicht Männlein da,
Hat mein Töpflein brochen.

Will ich in mein Stüblein gehn,
Will mein Müslein essen,
Steht ein bucklicht Männlein da,
Hat's schon halber gessen.

Will ich auf mein Boden gehn,
Will mein Hölzlein holen,
Steht ein bucklicht Männlein da,
Hat mir's halber gstohlen.

Liebes Kindlein, ach ich bitt',
Bet für's bucklicht Männlein mit!

Will ich in mein Keller gehn,
Will mein Weinlein zapfen,
Steht ein bucklicht Männlein da,
Tut mir'n Krug wegschnappen.

Setz ich mich ans Rädelin hin,
Will mein Fädlein drehen,
Steht ein bucklicht Männlein da,
Läßt mir's Rad nicht gehen.

Geh ich in mein Kämmerlein,
Will mein Bettlein machen,
Steht ein bucklicht Männlein da,
Fängt als an zu lachen.

Wenn ich an mein Bänklein knei,
Will ein bißlein beten,
Steht ein bucklicht Männlein da,
Fängt als an zu reden.

Ammen uhr

Der Mond, der scheint,
Das Kindlein weint.
Die Glock schlägt zwölf;
Daß Gott doch allen Kranken helf!

Gott alles weiß,
Das Mäuslein beißt.
Die Glock schlägt ein;
Der Traum spielt auf den Kissen dein.

Das Nönnchen läut
Zur Mettenzeit.
Die Glock schlägt zwei;
Sie gehn ins Chor in einer Reih.

Der Wind der weht,
Der Hahn der kräht.
Die Glock schlägt drei;
Der Fuhrmann hebt sich von der Streu.

Tu Butter nein
Und Zucker fein!
Die Glock schlägt acht;
Geschwind dem Kind die Supp gebracht!

Der Gaul der scharrt,
Die Stalltür knarrt.
Die Glock schlägt vier;
Der Kutscher siebt den Hafer schier.

Die Schwalbe lacht,
Die Sonn erwacht.
Die Glock schlägt fünf;
Der Wandrer macht sich auf die Strümpf.

Das Huhn gagakt,
Die Ente quakt.
Die Glock schlägt sechs;
Steh auf, steh auf, du faule Hex!

Zum Bäcker lauf,
Ein Wecklein kauf!
Die Glock schlägt sieben;
Die Milch tu an das Feuer schieben!

Wiegenlied im Freien

Da oben auf dem Berge
Da rauschet der Wind,
Da sitzet Marie

Und wieget ihr Kind.
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand;
Dazu braucht sie kein Wiegenband.

Gute Nacht, mein Kind

Guten Abend, gute Nacht,
Mit Rosen bedacht,
Mit Näglein bestedkt
Schlupf unter die Deck!
Morgen früh, wenn's Gott will,
Wirst du wieder geweckt.

RELIGIOSE ROMANTISCHE LYRIK

LUISE HENSEL

1798—1876

An mein Herz

Mein Herz, was schlägst du gleich so bange,
Wenn dir der Vater Trübsal schickt?
Sei ruhig, Herz! es währt nicht lange,
Einst endet alles, was dich drückt.

Noch will in dir die Welt sich regen,
Die manches junge Herz betört.
Die mußt du in ein Grabtuch legen,
Vergessen all', was ihr gehört.

Bald lockt sie dich mit ihren Freuden,
Bald droht sie Leid und Kummer dir,
Sie will von deinem Gott dich scheiden
Und stellt dir ihre Götzen für.

Du darfst dich nicht mit ihr vereinen;
Laß ihre vollen Rosen stehn,
Und siehe, wie die Lilien scheinen
Und höre, wie die Palmen wehn.

So sei, mein Herz, o sei zufrieden,
Mit allem, was der Herr dir gibt,
Und denke, von der Welt geschieden,
Gott prüfet dich, weil er dich liebt.

Ja, Vater! ich will still ergeben
Mit meiner Bürde weitergehn,
Die Hände fromm zu dir erheben
Und nicht auf diese Erde sehn.

Abendgebet

(Am 3. Januar 1817 in der Krankheit)

Müde bin ich, geh' zur Ruh',
Schließe beide Auglein zu:
Vater, laß die Augen dein
Über meinem Bette sein.

Hab' ich unrecht heut' getan,
Sieh es, lieber Gott, nicht an,
Deine Gnad' und Jesu Blut
Macht ja allen Schaden gut.

Alle, die mir sind verwandt,
Gott, laß ruhn in deiner Hand.
Alle Menschen, groß und klein,
Sollen dir befohlen sein.

Krankem Herzen sende Ruh,
Nasse Augen schließe zu;
Laß den Mond am Himmel steh'n
Und die stille Welt beseh'n.

DER ARCHITEKT DER ROMANTIK

KARL FRIEDRICH SCHINKEL

1781—1841

Aus: „Deutschland“

Man nennt die Sprache die schönste aller Himmelsgaben, aber wäre das Leben weniger schön, wenn man durch Musik zueinander oder bildende Kunst spräche, und wäre das Menschen-geschlecht deshalb auf einer niederen Stufe? Hätte die Sprache das zweite sein können, wäre sie, aus jenen Künsten hervorgegangen, nicht vielleicht noch vollkommener geworden, so wie diese Künste es geworden, nachdem sie den Sprachproduktionen gefolgt sind?

Nur was die Phantasie anregt, soll in der Kunst aufgenommen werden. Das Hinwirken auf eine gemeine Täuschung ist ein der Kunst unwürdiges Bestreben. Hier ist zu erklären, warum eine Skizze oft soviel mehr und höher wirkt, als die Auswirkung, weil in letzterer vieles mit aufgenommen wird, was man füglich entbehren könnte, in der Skizze hingegen nur das Notwendigste, die Phantasie Anregende.

Überall ist man nur da lebendig, wo man Neues schafft.

Wesen der schönen Künste: Die höhere Herrschaft über die Natur, wodurch der Wider-strebende das majestätische Gepräge der Menschheit als Gattung, das der Ideen ausgedrückt wird, diese Herrschaft ist das eigentliche Wesen der schönen Künste. Sie ist das Werkzeug der Ewigkeit der Ideen.

Begriff des Architekten: Der Architekt ist seinem Begriff nach der Veredler aller menschlichen Verhältnisse. Er muß in seinem Wirkungskreis die gesamte schöne Kunst umfassen. Plastik, Malerei und die Kunst der Raumverhältnisse nach Bedingungen des sittlichen und ver-nunftgemäßen Lebens des Menschen schmelzen bei ihm in einer Kunst zusammen.

Baukunst als Symbol des Lebens: In der Baukunst muß wie in jeder Kunst Leben sichtbar werden, man muß die Handlungen des Gestaltens der Idee sehen, und wie die ganze bildliche Natur ihr zu Gebote steht und sich herandrängt um ihrem Willen zu genügen. Das Werk der Baukunst muß nicht dastehen als ein abgeschlossener Gegenstand, die echte wahre Imagination, die einmal in den Strom der in ihm ausgesprochenen Idee hineingeraten ist, muß ewig von diesem Werk aus weit fortgestalten und ins Unendliche hinausführen. Er muß dasselbe als den Punkt betrachten, von welchem aus ganz in der Ordnung eingegangen werden kann in die unendliche Kette des ganzen Universums. Ein Streben, ein Sprossen, ein Kristallisieren, ein Aufschließen; ein Drängen, ein Spalten, ein Fügen, ein Teilen, ein Schweben, ein Ziehen, ein Drücken, Biegen, Tragen, Setzen, Schwingen, Verbinden, Halten, ein Liegen und Ruhen, welches letzteres aber hier im Gegensatz mit den bewegenden Eigenschaften auch absichtlich sichtbarlich lagern und insofern auch als lebendiges Handeln gedacht werden muß. Dies sind die Leben andeutenden Erfordernisse der Architektur.

Der neue Stil: Jede Hauptzeit hat ihren Stil hinterlassen, warum wollen wir nicht ver suchen, ob sich nicht auch für die unsrige Zeit ein Stil finden läßt?



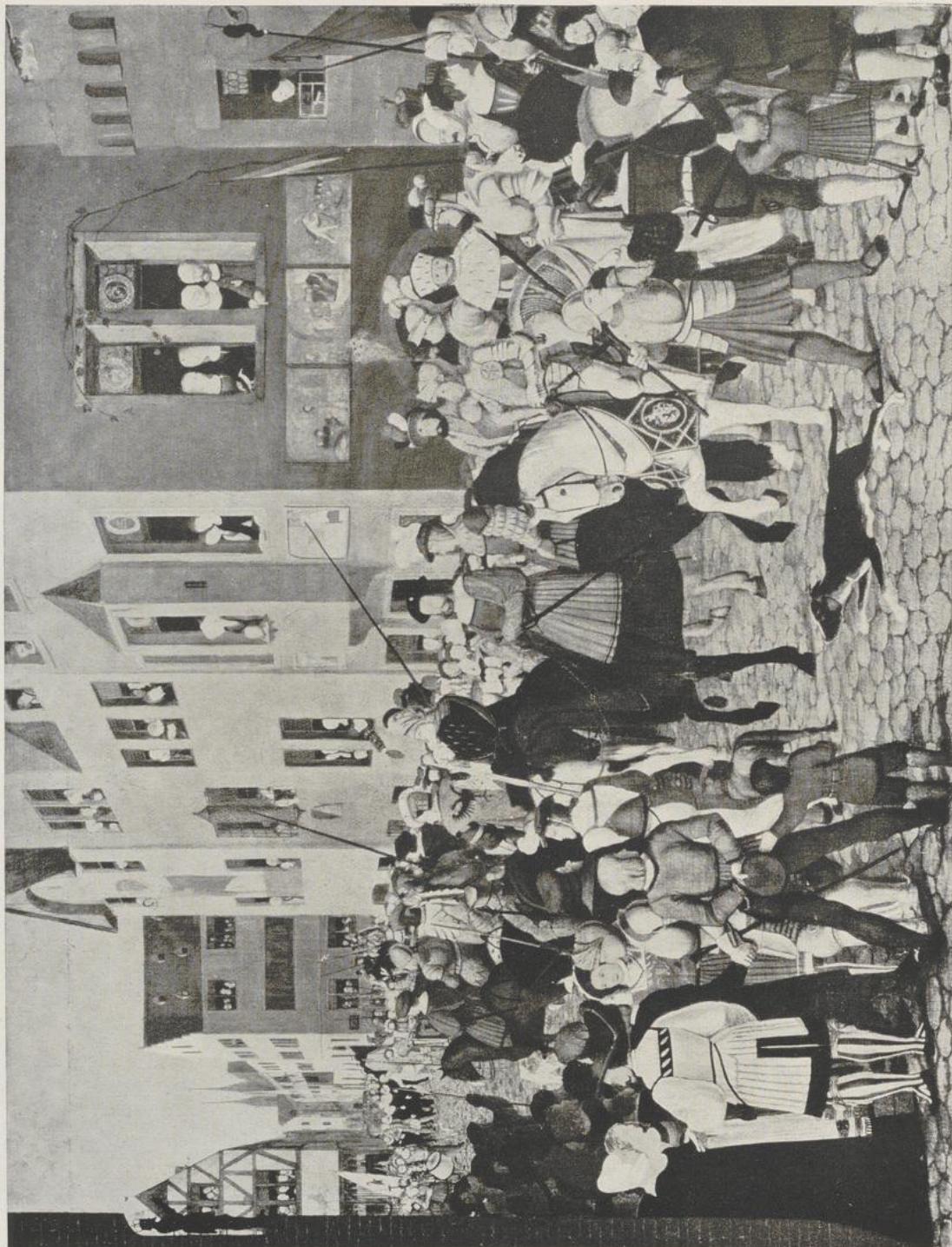
33 Joseph Anton Koch, Landschaft mit dem Hl. Benedikt. Dresden, Staatl. Gemäldegalerie



34 Joseph Anton Koch, *Berner Oberland. Innstruck*, Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum



35 Joseph Anton Koch, *Fingal kämpft mit dem Geist von Loda*, Berlin, Nationalgalerie

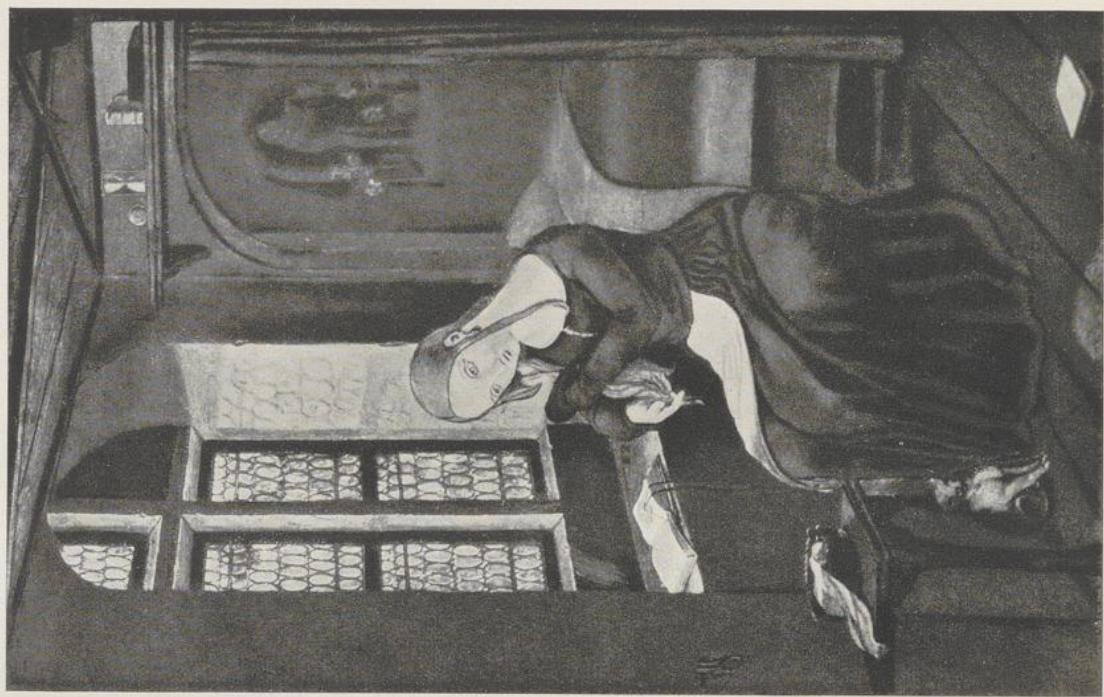


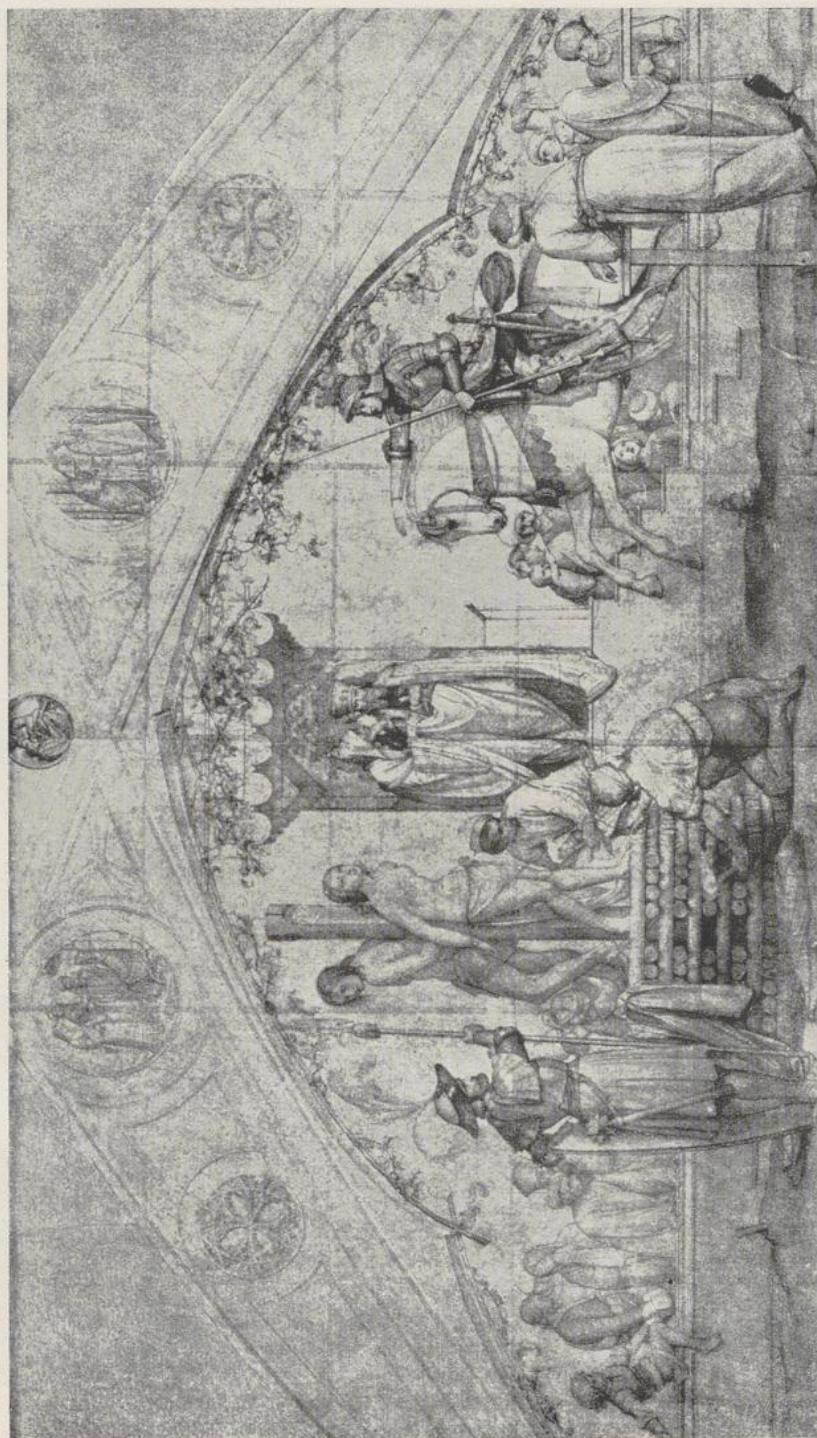
36 Franz Pforr, Einzug des Kaisers Rudolf von Habsburg in Basel im Jahre 1273. 1809 oder 1810. Frankfurt a.M., Städelisches Kunstinstitut



37 Johann Friedrich Overbeck, *Verkauf Josephs*, 1816. Berlin, Nationalgalerie

38 Franz Pforr, Allegorie auf Overbecks und Pforrs Schicksal (*Sulanith und Maria*). 1811. Berlin, Privatbesitz





39 Johann Friedrich Oerlich, Sofronia und Olindo auf dem Scheiterhaufen (Ausschnitt). Kreidezeichnung. Leipzig, Museum der Bildenden Künste



40 Johann Friedrich Overbeck, Heimsuchung der Maria. Karlsruhe, Staatl. Kunsthalle



41 Wilhelm von Schadow, *Heilige Familie*. München, Neue Pinakothek



42 Peter von Cornelius, Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen (Ausschnitt). 1816—1817.
Berlin, Nationalgalerie



43 Peter von Cornelius, *Die klugen und die törichten Jungfrauen (Ausschnitt)*. Düsseldorf, Städt. Kunstmuseum



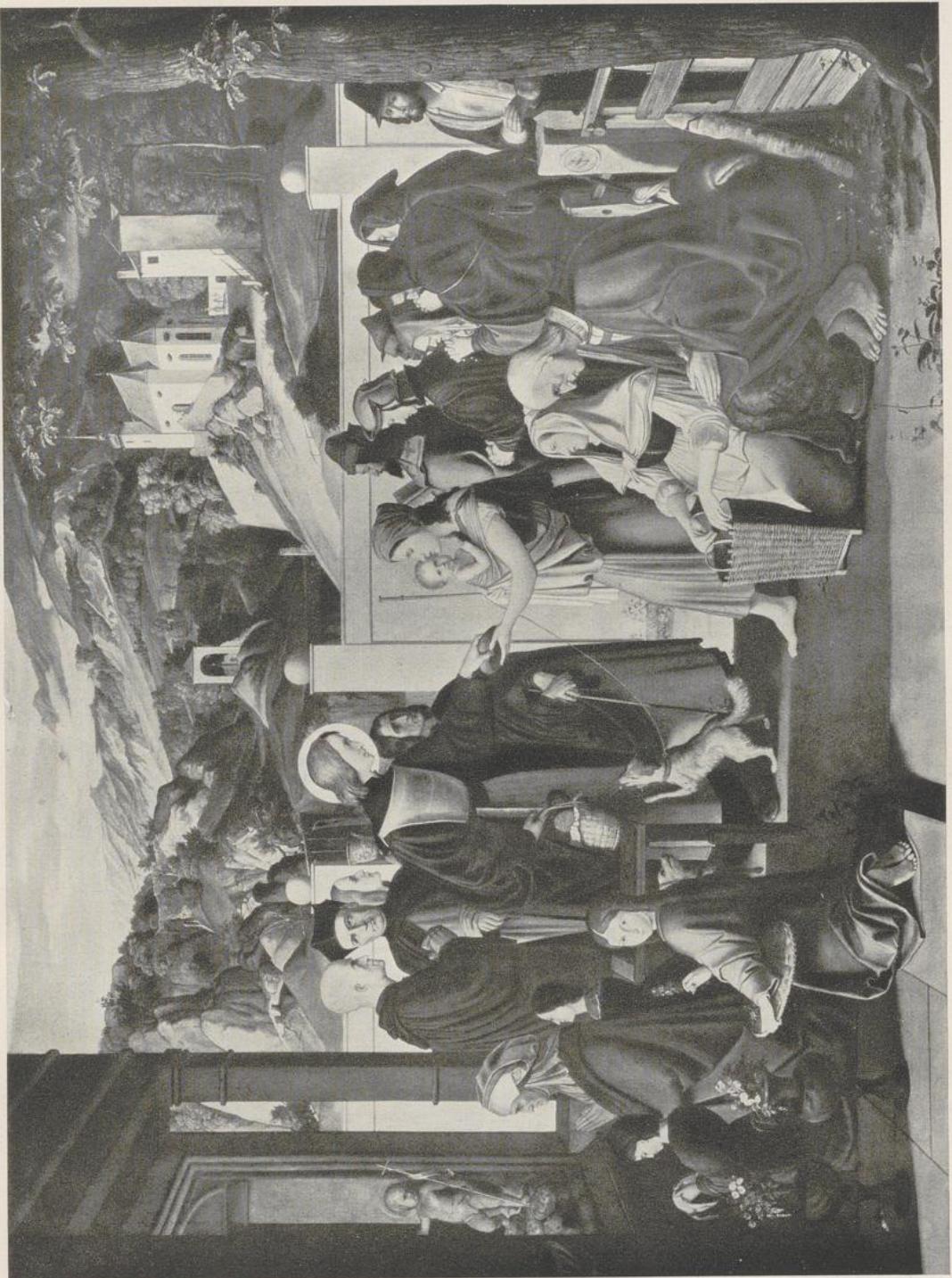
44 Peter von Cornelius, *Kriemhild an der Leiche Siegfrieds*. Frankfurt a. M., Städelisches Kunstinstitut



45 Peter von Cornelius, Titelblatt zu den Nibelungen (Ausschnitt). Frankfurt a. M., Städelsches Kunstinstitut



46 Johann Anton Ramboux, *Adam und Eva nach der Vertreibung aus dem Paradies*. 1818. Köln, Wallraf-Richartz-Museum



47 Julius Schnorr von Carolsfeld, *Der Hl. Rochus Almosen verteilend*. 1817. Leipzig, Museum der Bildenden Künste



48 Julius Schnorr von Carolsfeld, Bildnis der Frau Clara Bianca von Quandt. Berlin, Nationalgalerie

Warum wollen wir immer nur nach dem Stil einer anderen Zeit bauen? Ist das ein Verdienst, die Reinheit jedes Stils aufzufassen — so ist es noch ein größeres, einen reinen Stil im allgemeinen zu erdenken, der dem besten was in jedem anderen geleistet ist, nicht widerspricht.

Kunst und Religion: Die Kunst selbst ist Religion. Das Religiöse demnach ist ewig zugänglich der Kunst. Das religiöse Gebäude in der Architektur kann nur der Ausgangspunkt sein für die gesamte Bestimmung einer Architektur.

Gotisch-Griechisch: Das Gotische in der Architektur ist unbestimmend anregend, daher weiblich. Das griechische männlich . . . Die Verzierung des Gotischen dient einer freiwirkenden Idee, die der Antike einem Erfahrungsbegriff.

Künstler und Gelehrter: Ein Kunstwerk kann nicht aus Gedanken musivisch zusammengesetzt werden, es muß ein einziger Gedanke in seiner ganzen Mannigfaltigkeit sein . . .

Aus „Gedanken über Kunst“

Straßburg, den 20. Juli 1824. Bei einem heiteren, nicht heißen Tage hatten wir durch angenehmes fruchtbare Land eine schöne Reise. Wir entschlossen uns, da bei Eintritt in Frankreich das Visitieren aufs höchste unangenehm ist, nicht nach Straßburg gleich einzufahren, sondern nach Kehl, einem Städtchen diesseits des Rheins im Badenschen zu bleiben, dort einen leichten Wagen zu nehmen und bloß unsere Person hinüberzubringen.

Der Gedanke war sehr glücklich; wir fanden ein schönes Quartier in Kehl mit einem Salon und Balkon, der die Aussicht auf Straßburg hatte, welches eine halbe Stunde jenseits des Rheines liegt. Eine schöne alte Wirtin und zwei sehr schöne Wirtstöchter bedienten uns. Wir fuhren mit einer leichten Chaise über den Rhein. Diesseits sieht man badensche Soldaten, nach preußischer Art uniformiert, jenseits stehen Franzosen. Auf dem Wege schon tritt das Münstergebäude herrlich und erhaben aus der Masse der Stadt hervor. Der Turm ist so durchsichtig, daß das Ganze wie ein Zimmergerüst erscheint; kaum daß die verschiedenen hohen Massen aneinander verbunden sind. Unser Wagen fährt vor das Portal, und wir haben mit einemmal die ungeheure Masse vor uns, die weit einfacher, weit kühner, weit vollendetem emporsteigt, als der Domturm zu Köln. Dazu kommt das prächtigste Gestein eines sehr festen roten Sandsteins, durch das Alter schwärzlich geworden und mit goldgelbem Moos überzogen, glaubt man ein Werk aus Bronze vor sich zu sehen. Die Ecken und feinsten Ornamente und Säulen sind so scharf und rein erhalten, daß der Gedanke an ein Gußwerk in Bronze noch vermehrt wird. Alles Leistenwerk, welches am Kölner Dom basreliefartig auf den Mauermassen angebracht ist, ist hier frei hervorstehend und in den angenehmsten Verhältnissen angeglichen. Das Innere der Kirche macht sich schön durch vollständig gemalte Glasfenster. Ein junger Mensch aus der Bauhütte des Doms führte uns zuvörderst in die Werkstätten, wo die Details des Gebäudes gut gearbeitet werden, welche die Zeit zerstört hat. Nur in Beziehung der Skulpturen nimmt man sich manche Freiheit; sie sind größtenteils nicht wieder im Stil ausgeführt.

Nun stiegen wir auf den Turm bis zur Plattform, wo eine unvergleichliche Übersicht des Schwarzwaldes und der Vogesen ist und wo man den fertigen Turm so recht in der Nähe betrachten kann, ein Wunderwerk von kühner und schöner Ausführung. Kerrl fand alles so über seine Erwartung und fiel, ohne daß wir anderen daran dachten, über Hirts Ausspruch, daß dies alles nur Barbarei sei, so entsetzlich her, daß es eine Lust war. Durch die über 100 Fuß hohen Spiraltreppen in den ganz durchbrochenen Türmen gingen wir nun bis zur oberen Spitze in die Höhe. Kerrl überwand glücklich eine Anwandlung von Schwindel und führte alles so gut wie wir aus, der dicke Brandt stieg sogar höher in die kleinen Oktogone, welche die Spitze

bilden, aber die Treppen wurden zu schmal und ließen seinen Körper nicht mehr durch. Vor allem erstaunte ich wieder vor der Konstruktion der Spitze, deren schräg anstrebende Steinmassen fast gar kein Widerlager zu haben scheinen. Der Anblick im Innern dieser in eine Spitze sich vereinenden Steinmassen ist höchst überraschend. Da, wo diese Spitze anfängt, ist der Turm noch einmal zugewölbt.

Auf den Graten dieses künstlichen Gewölbes ruhen horizontal größte Steinplatten, auf diesen geht man oben unter der Spitze und über sieht den oberen Bau sehr schön. Auch das feinste, ganz freistehende Säulchen und Ornament gibt durch die Gediegenheit des Steins den Charakter des völligen Vertrauens auf seine Festigkeit. Wieviel anders ist dies am Kölner Dom, wo überall Gefahr droht, und man sich nirgends sicher fühlen darf!

Als wir wieder bis zur Plattform hinabgestiegen waren, die schon an 300 Fuß hoch über der Stadt liegt, stärkten wir uns mit schönem Bier, welches hier oben geschenkt wird. Dieser prächtige, erhabene Steinplatz ist überhaupt nicht bloß kirchlichen Zwecken gewidmet, er ist ein allgemeiner Vergnügungsort. Überall in den herausgebauten schönen Balkonen sind steinerne Tische und steinerne Bänke zu fröhlichen Gelagen mit eingebaut. Man gibt Abendfeste und Tanz und andere Lustbarkeiten hier oben, und immer freut man sich dabei des alten Erwin von Steinbach; so wird das Werk ein wahres Monument. Wenn man von der Plattform in den Turm tritt, so sieht man durch den ganzen hohlen Bau über 120 Fuß bis zu dem oben gedachten Gewölbe unter der Spitze in die Höhe. Hier unten ist der Ort, wo sich die mehrsten Menschen an die Mauern schreiben, und ihre Namen auf Täfelchen einhauen lassen. Man findet hier Fürsten, Gelehrte, Künstler und viele Unbekannte. Auch Goethe mit zwölf anderen Gelehrten ließ sich, zum Andenken ihres Zusammenfindens, bei diesem deutschen Monumente, auf eine Tafel einhauen. Dicht daneben stand auch, ebenfalls eingehauen, Herr Schlick aus Kopenhagen, statt Architekt hatte man Aihitist geschrieben. Wir begnügten uns, unsere Namen in das gewöhnlich vorgelegte Buch einzuschreiben. Von dem herrlichen Platz Abschied nehmend, stiegen wir hinab, gingen nochmals durch und um die Kirche und sahen dann noch eine ältere Kirche im byzantinischen Stile, in welcher ein großes marmornes Denkmal auf den Marchal de Saxe vom Bildhauer Pigalle zu sehen ist, welches die ganze Nische hinter dem Altar einnimmt. La France will den Tod abhalten, dem der Marchal kühn entgegengeht, Herkules trauert am Sarkophag, ein Adler flieht und ein Löwe hat einen anderen und einen Tiger überwunden. Alles zusammen, echt französisch gedacht und ausgeführt, stört sehr den einfachen Eindruck des byzantinischen Gebäudes. Bei dem heitersten Himmel geht es nun wieder zu unseren schönen Wirtinnen nach Kehl zurück.

ROMANTISCHE GEDANKEN ÜBER KUNST

CARL GUSTAV CARUS

1789—1869

Landschaftsromantik

Oktober, nach dem Vollmonde

Es war lange klares, helles Wetter gewesen, die Luft, früh meist mit Nebel erfüllt, hatte eine starke Elastizität, die immer späterhin alle Dünste zerteilte. Endlich gerannen eines Abends die Dünste in den höheren Regionen zu langen — Cirro-Stratus, die Erde war mit leisem Dunstschleier umhüllt, die Sonne neigte sich in die Umflorung des Horizonts hinab und die wunderbarsten Farben wurden sichtbar. Ich stand vor langen Lindenreihen am Elbufer. Lange aufgepflockte, wie Wellen hintereinander gelegte Federwolken, lagen horizontal über den Himmelsbogen bis gen Westen hinab. Ihre Silberstreifen waren vom Hochorange der sinkenden Sonne vergoldet, und herrlich stimmten diese Töne zu dem azurblauen des zwischen den Wolkenwellen sichtbar werdenden Himmels.

Mehr nach Norden und Osten verloren sich die Töne des atmosphärischen Schleiers, welcher den Horizont umhüllte, in zartes Rosenrot, und im zauberhaften Lichte reflektierte nun dieses Rosenrot auf die Schattenseiten aller Gegenstände. Es lag aber vor ihr gen Westen die schöne Reihe hochbejahrter Linden des Geheges, deren Laub schon in die Töne des Herbstes gebrochen war. Wie nun diese Umlaubung mit braunem Lokalton von einem rötlichen Schimmer überstrahlt wurde, wie dieses Spiel von Violett und Goldbraun herrlich zu dem Dreiklang der Himmelsfarben stand, und vorn wieder durch ein lebhaftes, aber beschattetes Grün der Wiesen gehoben wurde, und wie am Ende der Bäume unter den Stämmen die rötlich milden Töne der Ferne durchblickten! — Es war einer der herrlichsten Anblicke, welche diese Natur mir je gewährt hat!

Aus „Fragmente eines malerischen Tagebuchs“

Nach dem Lesen des Lear

Durch Sturm, Regen und Finsternis komme ich zurück von Tieck, wo der „Lear“ vorgelesen wurde.

Ein solches Lesen, wo das Stück recht mit einemmal wie ein aufgerolltes Palmenblatt sich ausbreitet, hat seine besonderen Vorzüge und zumal heute fand ich alles so zusammenstimmend; wenig Menschen, nicht zu helle Erleuchtung; draußen, wie im „Lear“ selbst, arges Regenwetter, vielfach niedergießend aus Dachrinnen und Traufen, deren Wasser vom Winde trübselig gegen das Fenster geworfen wurde, nur zuweilen vom dumpfen Rollen der Wagen übertönt.

So etwas half dann eine Zeitlang nach und nötigt, eben weil es die ganze Seele ergreift, nicht bloß zu einer gewissen Stimmung, sondern zugleich zu gewissen Betrachtungen. Man will auch das innere Wölbungsprinzip eines solchen ungeheuren Gebäudes erfahren, und das Bestreben, die eigentliche Entwicklungsgeschichte eines Werkes dieser Art zu ergründen, kann zu den weitesten Gedankengängen veranlassen.

Bedenke ich aber das Samenkorn, aus welchem der gewaltige Geist Shakespeare den in alle Zeiten hineinragenden Baum der Szenen dieses „Lear“ gezogen hat, so muß ich es mit dem Namen Übereilung belegen. Übereilung, dieser Feldruf jeder überschäumenden Leidenschaft, dieses Irrlicht des Willens, dieser Totschlag der Vernunft, sie ist es, deren Giftzahn sich gleich anfangs ins Fleisch des Stücks verbeißt und ihr Giftrettungslos weiter durch alle Adern sich ergießen läßt, bis es dann in Wahnsinn und Tod, und nichts als Tod enden muß.

Nirgends Klarheit, Überblick, Besonnenheit in diesen Menschen, im Guten wie im Bösen! Kent mit aller Bravheit nicht minder sich überstürzend als Gloster mit seinem übereilten Mißtrauen und Zorn und Lear selbst mit einer Reihe von Übereilungen, welche zurücksließen läßt auf tausend ähnliche frühere, und dadurch zugleich die Verzerrung des Charakters seiner älteren Kinder verständlich macht; denn was wirkt schmählicher auf Bildung des erwachenden Menschen als Vorbilder, die von steter leidenschaftlicher Hitze aus einer Übereilung zur andern getrieben werden! Und nun in alle diese Übereilungen wieder ebenso viele Blößen gegeben, wo dauernder böser Wille anderer sich einhaken und den kranken Körper noch unbarmherziger zerreißen muß!

O fluchwerter Wahnsinn toller Leidenschaftlichkeit, wie hell hat deine Verderblichkeit der Dichter erschaut, daß er gerade hier das ungeheuerste Werk aufgeführt hat, was irgend gedichtet worden! Es war mir wie wohltätig beruhigendes Öl, ausgegossen auf diese sich bäumenden Wogen, als mir die edlen Worte Jean Pauls einfieben: „Man hat so im öffentlichen wie im Privatleben nur dafür zu sorgen, daß man bei allen leidenschaftlichen Umgebungen ruhig bleibe und auf sich selbst ruhe als auf einem Berge zum Umschauen!“

Und ist es denn etwa nicht so? Seht euch um im Leben, in der Geschichte! Was führt denn eigentlich die Hölle herauf auf die Erde? Ist nicht das Vernichten der Besonnenheit, die Umstürzung der Vernunft durch den unvorhergesehenen Vulkanausbruch der Leidenschaft, welche den Menschen übereilt, der erste Springquell des Verderbens? Gebt doch dem Menschen Zeit, stellt ein Jahrzehnt zwischen ihn und ein durch Leidenschaft gefordertes Unternehmen, macht, daß er die ganze Urteilstatkraft brauchen könne, die ihm verliehen war, und er wird das Törichte seines Vorhabens allmählich erkennen, er wird es unterlassen. Die Sünde ist meistens ein nicht eben starker Streiter, der den Menschen nur übermannt, weil er ihn überrascht, ihm nicht Zeit läßt, seine Waffen zu gebrauchen, und am wenigsten dann, wenn er sie beiseite gelegt hat oder einrosten ließ; gebt den Menschen Zeit, sich in Verteidigungszustand zu versetzen, und der Feind ist schon halb geschlagen! Und doch muß es so sein; denn wie anderwärts bei Shakespeare geschrieben steht: Auch „Unternehmungen voll Mark und Nachdruck, von des Gedankens Blässe angekränkelt, verlieren so der Handlung Namen“. Daher dringt die Natur auf rasche Entscheidung. Der Mensch soll sich zusammennehmen lernen, und nur durch Besonnenheit, Gesammeltsein in jedem Punkt wird das Kunstwerk eines reinen, vernunftgemäßen Lebens erbaut werden.

Doch davon wäre viel zu sagen. Mir war es nur heute abend merkwürdig, wie durch das verschlungene Szenenwerk dieses Stücks mir diese Gedanken immer, wie Morgenlicht durch dunkles Rankengewebe vorschwebten, und wie sich nun gegen das Ende in einem großen, nur beiläufig ausgesprochenen Worte: „Reifsein ist alles!“ das Rätsel dieser Bewegungen aufklärte.

Es war mir eigentlich heute zum ersten Male die Bedeutung dieser Stelle recht hell aufgegangen, und doch gab es mir gleich wieder neuen Stoff zu Betrachtungen, wie der Genius des Dichters dergleichen große Worte nur so eben mit ausgeschüttet: Sie tönen, ihm selbst oft im höheren poetischen Wahnsinn entfallen, unter dem Chor verschiedenartiger Stimmen mit und

fliegen wie Sibyllinische Blätter dahin, von vielen unbeachtet, von einigen gehört, von wenigen verstanden und von niemand in ihrer ganzen Ausdehnung ergründet.

Diesen Aufsatz teilte ich einmal Tieck mit; er hatte solchen Gefallen daran, daß er ihn in seinen „Dramaturgischen Blättern“ bei der ehemaligen Dresdner Morgenzeitung mit abdrucken ließ.

Er fügte folgendes Nachwort hinzu: Ist in dieser Hinsicht nicht der „Hamlet“ der Gegensatz des „Lear“? Und ist dieses Schwanken, diese krankhafte, überreizte Unentschlossenheit, die die Tat nicht finden kann, weil sie zu geistreich, zu poetisch und grübelnd tiefsinzig über alles Tun hinwegsieht und ihn zu große Anstrengungen der Kräfte sie zum Vollbringen lahm macht, eben besser, edler und vernünftiger als jene Übereilung, die den verschiedenen Personen des „Lear“, die das ungeheure Elend hervorbringt? Diese beiden unsterblichen Werke ergänzen sich gewissermaßen; — und wie Hamlet sagt: „Rasch — und Dank der Raschheit —“ usw. (Akt 5) das lehre uns, daß eine höhere Weisheit unsere Absichten ausbildet, vollendet, wie wir unsere Pläne auch roh skizzieren mögen — so ist damit (ohne daß Hamlet es so versteht oder verstehen kann) der tiefste Sinn des „Hamlet“, „Lear“, „Macbeth“ und auch der „Griechischen Tragödie“ ausgesprochen. — Wie lehrreich ist es, einem verständigen Geiste wie im obigen Aufsatz zuzuhören, dem es leicht wird, gerade an eine Betrachtung, an ein Wort, das Höchste zu knüpfen, die nur allzu oft von der Menge alltäglich und trivial gescholten werden. Nicht das Ergrübelte, Ferne, Seltsame ist es, was Shakespeare charakterisiert, nicht dies erklärt ihn, sondern das Nächste, Einfachste, über das der Unbedachtsame oft stolpert, ohne es zu bemerken. Und ist es mit dem Sophokles anders? —

Briefe über Faust II

4. Februar 1835, Abend

Als Grundfrage des Werkes, wie es nun in seiner Vollendung vor uns liegt, betrachte ich aber: ist es menschlicher und poetischer Wahrheit gemäß, daß Faust höherer Gottinnigkeit und Seligkeit zuzureifen noch fähig sei, nachdem er dem Bösen sich verbunden und, bis in höheres Alter vom Zuge innerer Leidenschaftlichkeit getrieben, unter manchem Tüchtigen auch das Unrechte, ja das unbedingt Verwerfliche auf sich geladen? Keine Frage ist so gemacht, um die Grundfarbe des Antwortenden sogleich hervortreten zu lassen als diese, und ich erinnere mich, die wunderlichsten Diskussionen darüber gehört zu haben. Doch dies auf sich beruhend, will ich Ihnen jetzt treulich berichten, welcher Gedankenflug sich mir über diese Frage ergeben hat und wie ich darüber gleich anfangs, sowie das Werk mir vollendet entgegentrat, mich gestimmt fühlte.

Die Seele wird durch alle Metamorphosen und durch die wunderlichsten Ablenkungen hindurch zur höheren Beseligung gelangen, sobald sie nur Tatkraft, Elastizität und ein lebendiges, rastloses Streben sich erhält, um von nichts ihrer innerlich Unwürdigsten sich dergestalt fesseln zu lassen, daß sie im Trägen dabei verharrend und gleichsam darauf ruhend, ihre höhere Bedeutung vergißt und dem Zuge jenes ihr eingeborenen Magnetes entsagt, welcher gegen ihren Urquell, durch alle Lebensstürme und Ablenkungen hindurch sie fortwährend zu leiten, ja zu treiben bestimmt ist.

Nehmen wir nun eine Feuerseele gleich der des Faust, ihrer innersten Eigentümlichkeit nach von unbedingtem Streben gegen echtes Freisein in Läuterung von allem Ungemäßen gerichtet, denken wir aber in dieser Seele zugleich eine heftige Anziehung gegen das Drängen

der Erscheinungswelt und überdies sie in eines jener dissonierenden Verhältnisse des Lebens verwiesen, dessen Druck uns nur gerechtfertigt wird, wenn wir daran gedenken, daß ohne dissonierende Akkorde im einzelnen keine befriedigende Fortschreitung höherer Harmonie im ganzen möglich wäre, und es wird uns begreiflich, wie schmerzlich, krankhaft und stürmisch die Entwicklung einer solchen Seele durch tausendfältig bindende, lösende und wieder bindende Vorgänge zu endlicher Freiheit sich hindurchwinden müsse, wie ängstlich suchend die arme, oft durch tausendfältige zu Leiden sich wandelnde Freude, aufstreben müsse, um zu höherer, göttinniger Freiheit zu gelangen. Dante vergleicht in seinem „Convivio“ die Seele des durch das Irrsal des Lebens ihrer Bestimmung zustrebenden Menschen dem Wanderer, welchem das Finden seiner beseligenden Heimat verheißen ist, und welcher nun auf solchem Wege bald diesen, bald jenen von weitem gesehenen Ort für die Heimat hält, ihm ängstlich zueilt und mit schmerzlicher Täuschung belehrt zu immer weiterer Wanderung sich genötigt sieht. Gewiß, dieses Bild eignet sich nun auch besonders, um den inneren Zustand einer faustischen Natur zu bezeichnen, nur lassen Sie mich noch insbesondere hinzufügen, daß ich mich ausdrücklich dagegen erklären muß, wenn man jenes gegen das höchste Göttliche in einer solchen Seele lebende unaufhaltsame Anstreben fortwährend als ein sich seiner selbst klar Bewußtes denken möchte. Nein! wie die weit von ihrer Brutstätte im verschlossenen Raume hinweg geführte Brieftaube durch einen unbewußten magnetischen Zug gegen ihre Heimat getrieben wird, so daß Sturm und Wolken sie zwar vielleicht mitunter ablenken können, sie aber doch immer durch ihr innerstes bewußtloses Wissen jenen ihr gemäßigen Weg wiederfindet, so auch eine solche Seele, in welcher der Ewige jenen Zug gnädig entzündete, deren er sich, wie der Apostel sagt, „erbarmen wollte“; — auch sie findet, ohne zu wissen warum, an keinem anderen Orte Ruhe; das Ersehnteste, wenn es ihr im Innersten nicht gemäß ist, wird ihr zur Qual, und rastlos weitergetrieben kann oft eine einzige Erscheinungsform, ein einziges „Leben“, wie wir zu sagen pflegen, nicht ausreichen, um die Entwicklung zu ihrem endlichen Ziele zu leiten. Das eben ist es ja, wenn der Herr sagt:

Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient,
So werd' ich ihn bald in die Klarheit führen.

Und so muß ich's denn nun geradezu aussprechen: Goethes „Faust“ wäre ein gemeines, nie zu so hoher Bedeutung und vielfacher Bewunderung gekommenes Werk, hätte er nicht gerade die große Idee als Grundgedanken enthalten, die Menschenseele in ihrer inneren Göttlichkeit, wie sie mit bewußtlosem Zuge durch Tausende von Scheinwesen und Irrale hindurch ihrer höchsten, göttlichen Befriedigung entgegenstrebt oder entgegengezogen wird, zu lebensvoller, begeistigender Darstellung zu bringen, eine Aufgabe, die freilich so ungeheuer ist, daß ich weit davon entfernt bin, alles was in und an dem Werk Erscheinung seiner Form genannt werden kann, unbedingt zu billigen und zu bewundern; es ist Außerordentliches geleistet, es ist ein Werk, welches, solange Sinn für Poesie im Menschengeschlecht leben wird, nicht untergehen kann; aber wie die alten gewaltigen Dome unserer Vorfahren, Bauwerke, mit denen der „Faust“ bis auf ihre phantastische Verzierung mit Naturwerken soviel Verwandtes hat, gewöhnlich nie ihre vollkommene Beendigung und räumliche Vollendung erfuhren, so ist auch der „Faust“ mehr beendet als vollendet, aber vor allem fordere ich, daß jemand, der den „Faust“ überhaupt anerkennen will, seine Grundsätze anerkennt, daß er das darin ausgesprochene genetische Prinzip allen echten Seelenlebens achte und daß er deutlich empfinde, wie das Begeistigende, ewig Anregende, ich möchte sagen, Frühlingsmäßige dieses „Faust“ auf der lebensvollen Grund-

anschauung von dem zwar tief zu beugenden, aber an sich schlechthin unverwüstlichen göttlichen Prinzip der Seele durch und durch gegründet sei. —

Hatte ich daher früher einmal unseres vielgetreuen Albrecht Dürer „Melancholie“ dem Faust von einer Seite, nämlich hinsichtlich ihrer tiefschmerzlichen, von trüben, dämonischen Gedanken umschwebten Sehnsucht, verglichen, so möchte ich nun auch ein anderes Blatt desselben Meisters Ihnen ins Gedächtnis rufen, von welchem ich weiß, daß es unter dem Namen des „Ritters zwischen Tod und Teufel“ auch Ihnen bekannt genug ist, und möchte auch dieses dem „Faust“ vergleichen, inwiefern hier in dem aufgerüsteten, von allem Spuk unaufgehaltenen Ritter jene andere Seite dieses Werkes deutlich erkannt werden könnte, von welcher der Herr sagt:

Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges voll bewußt.

Aus „Briefe über Goethes Faust“, 1. Heft 1835

Die c-moll-Symphonie Beethovens

(Gehört am Palmsonntag 1835)

Ich habe früher versucht, den musikalischen Grundgedanken dieses Werkes mit menschlichen Zuständen zu vergleichen und die Schilderungen derselben in Worten zu geben; heute habe ich es zum zweiten Male in solcher Vollkommenheit gehört, und nun finde ich Beziehungen dieser Art immer noch zu eng. Es ist etwas Eigenes um ein rechtes Musikwerk — gewissermaßen steht es vor dem Geiste durchaus als eigentümliche organische Welterscheinung, als eine solche, die zwar mit allem, was uns auf Erden umgibt, unmittelbar nichts gemein hat, aber doch die Entwicklungsgesetze jedes Organismus teilt und gleich einem solchen auf uns einwirkt. Schwebte nicht heute schon der erste Teil dieser Symphonie wie ein großes, in abendlich schönen Farben erleuchtetes, breithin fassendes Gewittergewölk heran? Die Wolken wogen wunderbar ineinander, Wetterleuchten teilt sie hier und da, und mitunter hört man das Rollen eines fernen Donners; bald aber brach dann dieses Adagio hervor, wie wohl bei beginnender Nacht ein klarfarbiges Mondlicht durch die sich teilenden Wolken bricht. Dies alles empfunden und erwogen; es bringt uns dann dazu, ein solches Werk mehr als ein Naturwerk zu verehren, als ein Werk, bei welchem man zwar vieles sich denken, welches man aber durch keinen Gedanken wahrhaft erschöpfen mag und kann. Ebenso ist es ja, wenn ich das Meer vor mir ausgebreitet sehe oder wenn die Schönheit des Sonnenaufgangs meine Seele röhrt; da kann ich zwar vergleichungsweise an vielerlei menschliche Zustände denken, auch an so manches, was in meinem Innern gewogt hat oder erleuchtet worden ist; aber jene Erscheinungen selbst stehen doch gänzlich auf ihrer eigenen Basis, sie sind Werke eigener Art, in denen es dem schaffenden Weltgeist gefallen hat, gerade auf diese besondere Art sich zu offenbaren. Und so meine ich, ist es denn auch mit diesem Werke und manchen ihm ähnlichen. Es ist daher nicht abgesehen, eine Folge von Begriffen, welche auch durch Worte ausgedrückt werden können, in Tönen zu erfassen, es ist nicht darauf abgesehen, eine besondere menschliche Gemütsstimmung in Melodien auszusprechen, es ist noch weniger die Rede davon, etwa bloß äußere Naturerscheinungen in Tönen zu wiederholen — ein echtes großes Musikwerk ist selbst allemal etwas durchaus Neues, das der Menschheit durch Offenbarung in einzelnen Kunstseelen hiermit ebenso erst aufgegangen ist, wie dem Blindgeborenen schon oft die Hand des begabten Arztes

ein ihm vorher ganz unbekanntes Etwas — das Licht — aufzuschließen vermodt hat. Daher auch großenteils das schwer zu Fassende eines solchen neuen Ganzen — aber daher denn auch die Freude daran, wenn erst der Sinn für die inneren organischen Verhältnisse desselben uns wirklich eröffnet ist. Möge denn diese Freude allen denen kommen, die es mit der Kunst ernsthaft meinen.

Aus „Mnemosyne“ 1848

Allem, was wir empfinden und denken, allem, was ist und was wir sind, liegt eine ewige, höchste unendliche Einheit zugrunde. Ein tiefes, innerstes Bewußtsein, welches, eben weil durch dasselbe die Möglichkeit alles Erkennens, Beweisens und Erklärens gegeben ist, selbst nie erklärt oder bewiesen werden kann, gibt uns davon, und zwar nach dem Grade unserer Entwicklung bald dunkler, bald klarer die feste Überzeugung. Offenbar ist uns dieses Höchste in Vernunft und Natur als Inneres und Äußeres, wir selbst aber fühlen uns als einen Teil dieser Offenbarung, das ist als Natur- und Vernunftwesen, als ein Ganzes, welches Natur und Vernunft in sich trägt, und insofern als ein Göttliches. Im höheren geistigen Leben wird uns hierdurch eine doppelte Richtung möglich, entweder nämlich sind wir bestrebt, das Mannigfaltige und Unendliche an Natur und Vernunft zurückzuführen zu ursprünglicher göttlicher Einheit; oder, indem das Ich selbst produktiv wird, stellt die innere Einheit durch äußere Mannigfaltigkeit sich dar. Im letzteren Falle zeigt sich das Können, im ersteren Falle das Erkennen. Aus dem Erkennen geht das Wissen, die Wissenschaft hervor, aus dem Können die Kunst. In der Wissenschaft fühlt der Mensch sich in Gott, in der Kunst fühlt er Gott in sich.

Aus „Friedrich, Der Landschaftsmaler“

ROMANTISCHE ASTHETIK

KARL FERDINAND SOLGER

1780—1819

Aus: „Erwin“

Und doch, sprach Anselm, fiel mir beim Nachdenken über unser gestriges Gespräch wieder etwas ein, was mich von neuem irremachte, daß nämlich die Kunst auch in ihrer äußeren Darstellung offenbar nach der Vereinigung aller Künste in Eine gemeinschaftliche Wirkung strebt und also doch darauf hinausgeht, jene Einheit der Künste, welche du als wesentlich bewiesest, auch wirklich darzustellen. Am meisten nämlich erscheint dies wohl in dem Drama der Alpen, worin alles vereinigt war, epische und lyrische Poesie, Malerei, Bildhauerei, Baukunst und Musik.

Vortrefflich, sagte ich, lieber Anselm, kommst du mir zuvor. In der neueren Kunst aber siehst du wohl, ist alles anders. Niemals kann hier die Idee als Inneres ganz in die Außenwelt übergehen und wird immer, wie wir es nannten, allegorisch in ihrer Beziehung auf dieselbe zur Wirklichkeit gebracht, welches eben auch die Ursache von jener Entwicklung der inneren Beweggründe ist, deren wir vorhin erwähnten, denn diese verhindert, wie wir sahen, die vollständige Verbindung der Poesie mit den äußeren Künsten. Wenn wir also hier Einheit und Vollständigkeit suchen wollten, so würden wir sie wohl in dem Inneren der Idee selbst suchen müssen, so daß dieses gleichsam alle die äußeren Künste in sich hineinzöge.

Findest du also nicht, sagt' ich, diesen Unterschied zwischen den beiden großen Familien des echten neueren Epos, wenn die eine die mystischen Religionssagen vom Heiligen Gral zum Eigentum hat, die andere aber, worin das Lied der Nibelungen hervorragt, eine menschliche Heldenwelt? Wahrlich, rief er aus, das habe ich längst gewünscht, darüber beruhigt zu werden, warum doch in demselben Zeitalter, welches eine so wunderbare kühne Mystik, wie die des Gral hervorbrachte, oder doch höchst glänzend ausbildete, dennoch das mit Recht bewunderte Lied der Nibelungen so auffallend leer von Beziehungen auf die Religion erscheint.

Zum Teil, versetzt' ich, wird es sich wohl hieraus erklären. Du wirst aber auch wohl nicht erkennen, wie das Göttliche darin ganz in das wirkliche Leben selbst mit eingeht, und sich so in der Gestalt des tragischen Schicksals offenbart. —

Was uns also zuerst beim Humor auffällt, ist eben diese unerschöpfliche Vollständigkeit des Sinnlichen und ganz Gemeinen, wovon ich dir kein besseres Beispiel als Richters (Jean Pauls) Blumenstücke anführen kann.

Alles ist also im Humor in Einem Flusse; und überall geht das Entgegengesetzte wie in der Welt der gemeinen Erscheinung ineinander über. Nichts ist lächerlich und komisch darin, das nicht mit einer Mischung von Würde oder Anregung zur Wehmut versetzt wäre; nichts erhaben und tragisch, das nicht durch seine zeitliche und selbst gemeine Gestaltung in das Bedeutungslose oder Lächerliche fiele. So wird alles gleich an Wert und Unwert, und es ist keineswegs bloß das Endliche, wie Richter meint, sondern zugleich die Idee selbst, was so dargestellt wird.

Der Witz aber ist nur eine Wirkungsart des tätigen künstlerischen Verstandes, welcher

durch das ganze Reich der Kunst, aber nach einer bestimmten Richtung, hindurchgeht. Er kann also keineswegs an dasjenige Gebiet gebunden sein, worin das Komische allein gefunden wird, sondern kann ebensowohl eine tragische oder erhabene Wirkung haben, wenn er die ganze Welt der Erscheinung mit ihren allgemeinen Gegensätzen und Widersprüchen in die Anschauung der Idee hinabstürzt.

Darum wird auch der Witz, wenn ihm keine lebendige Anschauung zugrunde liegt, oder vielmehr ein solcher Scheinwitz, entweder zu einem bloß zierlichen und leeren Spiel oder zur wahren Albernheit. Jene Eigenschaft schließt aber keineswegs aus, daß, wenn einmal die Kunst in Elementen des Witzes lebt, darin der Verstand die reichsten Ketten von Verknüpfungen ineinander arbeiten könne, an welchen der Schlag des Witzes wie ein elektrischer durch eine ganze Welt geleitet werden kann, indem sich zugleich in jedem Gliede die unvermittelte Beziehung auf die innere Anschauung erneut. Und dieses ist es, was du bei den großen Meistern in dieser Art, wie Shakespeare oder Cervantes, am besten lernen wirst. Daher kommt es, daß gerade in der witzigen Kunst eine viel reichere Fülle von absichtlichen Beziehungen möglich ist als bei dem, was wir Betrachtungen nannten.

Und an der Möglichkeit der Sache selbst dürfen wir wohl nun nicht mehr zweifeln, nachdem wir uns überzeugt haben, daß jenes unveränderliche Wesen der Kunst eben nur da sei, wo zugleich die Nichtigkeit des wirklichen Daseins ist. Denn nun kann die Kunst, schon indem sie das Dasein bildet, es mit begleitender Ironie beständig auflösen, und zugleich in das Wesen der Ideen zurückführen. Wenn sie also gewöhnlich das gegenwärtige Einzelne als Stoff behandelt, so müßte sie nun den Standpunkt der Ironie selbst als das unmittelbare Dasein ausbilden, welches, weil sich dieser zu beiden Richtungen (Phantasie und Sinnlichkeit) ganz gleich verhält und zugleich überall gegenwärtig und wirklich ist, nach beiden Seiten mit gleicher Wahrheit geschehen könnte. Diese Kunst würde dann wohl auf das vollkommenste die Freiheit mit der Notwendigkeit und mit dem Witze die Betrachtung vereinen und so ihr ganzes Gebiet von seinem reinsten Begriff aus vollenden. Aber vielleicht ist das im wirklichen Leben, unserer zeitlichen Schwäche wegen, nicht zu erreichen und nur der Gottheit selbst vorbehalten.

*

Diese (Solgers) Manier erkennt man zugleich als eine vornehme Stellung, welche mit der Sache fertig ist und über ihr steht, sie ist in der Tat mit der Sache in dem Sinne fertig, daß sie dieselbe beiseite gebracht hat; eine Stellung über ihr, denn sie ist in der Tat außerhalb derselben. Die selbstbewußte Vereitelung des Objektiven hat sich Ironie genannt.

Hegel (Jahrbuch der wissenschaftlichen Kritik)

Poesie des Aberglaubens

JEAN PAUL

1763—1825

Zur Ästhetik der Romantik

Der sogenannte Aberglaube verdient als Frucht und Nahrung des romantischen Geistes eine eigene Heraushebung. Wenn man liest, daß die Auguren zu Ciceros Zeiten die zwölf Geier, welche Romulus gesehen, für das Zeichen erklärtten, daß sein Werk und Reich zwölf Jahrhunderte dauern werde, und wenn man damit den wirklichen Sturz des abendländischen Reiches im zwölften vergleicht, so ist der erste Gedanke dabei etwas Höheres als der spätere, den die Kombination des Zufalls ausrechnet. Jeder erinnere sich seiner Kindheit — wenn die seinige anders so poetisch war — es geeignet ist, womit man die zwölf heiligen Nächte, besonders die Christnacht, wo Erde und Himmel wie Kinder und Erwachsene einander ihre Türen zu öffnen scheinen zur gemeinschaftlichen Feier der größten Geburt, indessen böse Geister in der Ferne zogen und schreckten. Oder er denke an den Schauder, womit er von dem Kometen hörte, dessen nacktes, glühendes Schwert jede Nacht am Himmel über die untere bange Welt heraufstrich und hinübergezogen wurde, und, wie von einem Todesengel ausgestreckt, auf den Morgen der blutigen Zukunft zu zeigen und zu zielen. Oder er denkt ans Sterbebett eines Menschen, wo man am meisten hinter dem schwarzen, langen Vorhang der Geisterwelt geschäftige Gestalten mit Lichtern laufen sah. Wo man für den Sünder offene Tatzen und heißhungrige Geisteraugen und das unruhige Umhergehen erblickte, für den Frommen aber blumige Zeichen, eine Lilie oder Rose in seinem Kirchenstand, eine fremde Musik oder seine doppelte Gestalt usw. fand. Sogar die Zeichen des Glücks behielten ihre Schauder, wie eben die letztgenannten, das Vorüberschweben eines seligen weißen Schiffes und die Sage, daß Engel mit dem Kinde spielen, wenn es im Schlummer lächelt. O wie lieblich! Verfasser dieses ist für seine Person froh, daß er mehrere Jahrzehnte alt und auf einem Dorfe jung gewesen und also in einem Aberglauben erzogen worden, mit dessen Erinnerung er sich jetzo, da man ihm statt der gedachten fremden Engel Säure im Magen untergeschoben, zu behelfen sucht. Wäre er in einer gallischen Erziehungsanstalt und in diesem Säkul sehr gut ausgebildet und verfeinert worden, so müßt' er manche romantische Gefühle, die er dem Dichter gleich zubringt, erst ihm abfühlen. In Frankreich gab es von jeher am wenigsten Aberglauben und Poesie, der Spanier hatte beides mehr; der heitere Italiener gleich Römern und Griechen, bei welchem der Aberglaube nichts von unserem Geisterreiche an sich hatte, sondern sich auf ein Erdenglück, meist von bestimmtem Wesen verkündigt, verzog; denn z. B. an deutsche Särge hätte man nie die lustigen, grausamen, mutwilligen Gruppen und alten Urnen und Sarkophage gemalt, wie die Griechen und sogar die düsteren Hetirurier taten.

Der nordische Aberglaube, welcher im Gefechte der Krähen oder im Kriegsspiel unserer Kinder den blutigen Zeigefinger erblickte, welcher auf das schlachtende Stürmen der Völker wies, dieser war desto romantisch erhabener, je kleiner und unbedeutender die weissagenden Bilder waren. So erscheinen die Hexen in Shakespeares Macbeth desto fürchterlicher, je mehr sie in ihre Häßlichkeit einkriechen und verschrumpfen; aber in Schillers Macbeth sind die

Kothurnen, die er ihnen zur Erhöhung angeschuht, gerade die sogenannten Hexenpantoffeln des P. Fulgentius, welche ihre Zauberei bezwingen. Das Mißverhältnis zwischen Gestalt und Überkraft öffnet der Phantasie ein unermeßbares Feld des Schreckens; daher unsere unverhältnismäßige Furcht vor kleinen Tieren, und es muß ein kühner General sein, welcher vor dem nahen suchenden Summen einer erbosten Hornisse so ruhig und ungeregt festsitzen kann als vor dem Summen einer Kanone. — In Träumen schaudert man mehr vor mystischen Zwergen als vor einer steilen, offenen Riesengestalt.

Was ist nun am After- oder Aberglaube wahrer Glaube? — Nicht der partielle Gegenstand und dessen persönliche Deutung — denn beide wechseln an Zeiten und Völkern, sondern sein Prinzip, das Gefühl, das früher der Lehrer, der Erzieher sein mußte, eh' es ihr Schüler werden konnte, und welches der romantische Dichter nur verklärter aufweckte, nämlich das ungeheure, fast hilflose Gefühl, womit der stille Geist gleichsam in der wilden Riesenmühle des Weltalls betäubt steht und einsam. Unzählige unüberwindliche Welträder sieht er in der seltsamen Mühle hintereinander kreisen — und hört das Brausen eines ewigen treibenden Stroms — um ihn her donnert es, und der Boden zittert —, bald hier, bald da fällt ein kurzes Klingeln ein in den Sturm. — Hier wird zerknirscht, dort vorgetrieben und angesammelt — und so steht er verlassen in der allgewaltigen, blinden, einsamen Maschine, welche um ihn mechanisch rauscht und doch ihn mit keinem geistigen Ton anredet: aber sein Geist sieht sich furchtsam nach den Riesen um, welche die wunderbare Maschine eingerichtet und zu Zwecken bestimmt haben, und welche er als die Geister eines solchen zusammengebauten Körpers noch weit größer setzen muß als ihr Werk ist. So wird die Furcht nicht sowohl der Schöpfer als das Geschöpf der Götter; aber da in unserem Ich eigentlich das anfängt, was sich von der Weltmaschine unterscheidet, und was sich um und über diese mächtig herumzieht, so ist die innere Nacht zwar die Mutter der Götter, aber selber eine Göttin. Jedes Körper- oder Weltenreich wird endlich und enge und nichts, sobald ein Geisterreich gesetzt ist als dessen Träger und mehr. Daß aber ein Wille — folglich etwas Unendliches oder Unbestimmtes — durch die mechanische Bestimmtheit gereift, sagen uns außer unserem Willen noch die Inschriften der beiden Pforten, welche uns in das und aus dem Leben führen; denn vor und nach dem irdischen Leben gibt es kein irdisches, aber doch ein Leben. Ferner sagt es der Traum, welchen wir als eine besondere, freiere, willkürliche Vereinigung der geistigen Welt mit der schweren, als einen Zustand, wo die Tore um den ganzen Horizont der Wirklichkeit die ganze Nacht offenstehen, ohne daß man weiß, welche fremde Gestalten dadurch einfliegen, niemals ohne einen gewissen Schauder bei anderen kennenzulernen.

Ja, es wird, kann man sagen, sobald man nur einmal einen Menschengeist mit einem Menschenkörper annimmt, dadurch das ganze Geisterreich, der Hintergrund der Natur mit allen Berührkräften besetzt; ein fremder Äther weht alsdann, vor welchem die Darmsaiten der Erde zittern und harmonieren. Ist eine Harmonie zwischen Leib und Seele, Erden und Geistern zugelassen, dann muß, ungeachtet oder mittels der körperlichen Gesetze, der geistige Gesetzgeber ebenso am Weltenall sich offenbaren, als der Leib die Seele und sich zugleich ausspricht; und das abergläubige Irren besteht nur darin, daß wir diese geistige Mimik des Universums wie ein Kind die elterliche erstlich ganz zu verstehen wähnen und zweitens ganz auf uns allein beziehen wollen. Eigentlich ist jede Begebenheit eine Weissagung und eine Geisterscheinung, aber nicht für uns allein, sondern für das All; und wir können sie darum nicht deuten. —

DER EWIGE KLANG

LUDWIG VAN BEETHOVEN

1770—1827

Der Mensch spricht

Von seinesgleichen will man mit dem Verstande gehört sein, Rührung paßt nur für Frauenzimmer, dem Manne muß die Musik Feuer aus dem Geiste schlagen.

Mut! bei allen Schwächen des Körpers soll doch mein Geist herrschen. 25 Jahre sind da, dieses Jahr muß den völligen Mann entscheiden. Nichts muß übrigbleiben. Winter 1796

Schade, daß ich die Kriegskunst nicht so verstehe wie die Tonkunst, ich würde ihn doch besiegen. 1806, nach der Nachricht von Napoleons Sieg bei Jena

Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor anderen auszeichnen, und sie ist auch die meinige.

So pocht das Schicksal an die Pforte.

1823 zum ersten Satz der c-moll-Symphonie

Dein Beethoven lebt sehr unglücklich im Streite mit Natur und Schöpfer, schon mehrmals fluchte ich letzterem, daß er seine Geschöpfe dem kleinsten Zufall ausgesetzt, so daß oft die schönste Blüte dadurch vernichtet und zerknickt wird. Wisse, daß nur der edelste Teil, mein Gehör, sehr abgenommen hat. Wie traurig ich nun leben muß, alles was mir lieb und teuer ist, meiden! Oh, wie glücklich wäre ich jetzt, wenn ich mein vollkommenes Gehör hätte, dann eilte ich zu dir, aber so muß ich von allem zurückbleiben, meine schönsten Jahre werden dahinfliegen, ohne alles das zu wirken, was mir mein Talent und meine Kunst geheißen hätten. Traurige Resignation, zu der ich jetzt meine Zuflucht nehmen muß!

An seinen Freund Amenda in Kurland

Etwas angenehmer lebe ich jetzt wieder, indem ich mich mehr unter Menschen gemacht. Diese Veränderung hat ein liebes zauberisches Mädchen hervorgebracht, das mich liebt und das ich liebe. Es sind seit zwei Jahren wieder einige wenige Augenblicke, und es ist das erstemal, daß ich fühle, daß Heiraten glücklich machen könnte. Leider ist sie nicht von meinem Stande und jetzt — könnte ich nun freilich nicht heiraten, ich muß mich nun noch wacker herumtummeln.

1801 über Giulietta Guicciardi

Meine Jugend, ja ich fühle es, sie fängt erst jetzt an. War ich nicht immer ein siecher Mensch? Meine körperliche Kraft nimmt seit einiger Zeit mehr als jemals zu und so meine Geistesstärke. Jeden Tag gelange ich mehr zu dem Ziele, das ich fühle, aber nicht beschreiben kann. Nur hierin kann dein Beethoven leben. Nichts von Ruhe! Ich weiß von keiner anderen als dem Schlaf und wehe genug tut mir's, daß ich ihm jetzt mehr schenken muß als sonst. Nur halbe Befreiung von meinem Übel und dann — als vollendet reifer Mann komme ich zu euch, erneuere die alten Freundschaftsgefühle. So glücklich, als es mir hienieden beschieden

ist, sollt ihr mich sehen, nicht unglücklich. Nein, das könnte ich nicht ertragen. Ich will dem Schicksal in den Rachen greifen, ganz niederbeugen soll es mich gewiß nicht. Oh, es ist so schön, das Leben tausendmal leben! Für ein stilles Leben, nein, ich fühl's, ich bin nicht mehr dafür gemacht.

An Wegeler

Oh, ihr Menschen, die ihr mich für feindselig, störrisch oder misanthropisch haltet oder erklärt, wie unrecht tut ihr mir, ihr wißt nicht die geheime Ursache von dem, was euch so scheint. Mein Herz und mein Sinn waren von Kindheit an für das zarte Gefühl des Wohlwollens, selbst große Handlungen zu verrichten, dazu war ich immer aufgelegt. Aber bedenkt nur, daß seit sechs (!) Jahren ein heilloser Zustand mich befallen, durch unvernünftige Ärzte verschlimmert, von Jahr zu Jahr in der Hoffnung, gebessert zu werden, betrogen, endlich zu dem Überblick eines dauernden Übels gezwungen! Mit einem feurigen lebhaften Temperament geboren, selbst empfänglich für die Zerstreuungen der Gesellschaft, mußte ich früh mich absondern, einsam mein Leben zubringen. Welche Demütigung, wenn jemand neben mir stand und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte! — Solche Ereignisse brachten mich nahe an Verzweiflung, es fehlte wenig und ich endete selbst mein Leben. Nur sie, die Kunst, sie hielt mich zurück. Ach, es dünkte mir unmöglich, die Welt eher zu verlassen, bis ich das alles hervorgebracht, wozu ich mich aufgelegt fühlte! Gottheit, du siehst herab auf mein Inneres, du weißt, daß Menschenliebe und Wohltun darin hausen. Oh, Menschen, wenn ihr einst dies leset, so denkt, daß ihr mir unrecht getan, und der Unglückliche, er tröste sich, Einen seinesgleichen zu finden, der trotz allen Hindernissen der Natur doch noch alles getan, was in seinem Vermögen stand, um in die Reihe würdiger Künstler und Menschen aufgenommen zu werden! . . .

1802 Heiligenstädter Testament

„An die Unsterbliche Geliebte, an Gräfin Therese Brunswick“

... Guten Morgen, am 7. Juli. Schon im Bette drängen sich die Ideen zu Dir, meine unsterbliche Geliebte, hier und da freudig, dann wieder traurig, Schicksal abwartend, ob es uns erhört. Leben kann ich entweder nur ganz mit Dir oder gar nicht. Ja, ich habe beschlossen, in der Ferne so lange herumzuirren, bis ich in Deine Arme fliegen kann und mich ganz heimatlich bei Dir nennen kann, meine Seele von Dir umgeben ins Reich der Geister schicken kann. Ja, leider muß es sein, Du wirst Dich fassen, um so mehr, da Du meine Treue gegen Dich kennst. Nie eine andere kann mein Herz besitzen, nie — nie. O Gott, warum sich entfernen müssen, wo man so liebt, und doch ist mein Leben in Wien so wie jetzt ein kümmerliches Leben. Deine Liebe macht mich zum Glücklichsten und Unglücklichsten zugleich. In meinen Jahren jetzt bedürfte ich einiger Einförmigkeit, Gleichheit des Lebens, kann diese bei unserem Verhältnisse bestehen? Sei ruhig, nur durch ruhiges Beschauen unseres Daseins können wir unseren Zweck zusammenzuleben erreichen. Sei ruhig, liebe mich, heute — gestern — welche Sehnsucht mit Tränen nach Dir — Dir — Dir, mein Leben, mein alles. Leb' wohl, o liebe mich fort, verkenne nie das treueste Herz Deines geliebten L. Ewig Dein, ewig mein, ewig uns.

Aus dem Brief vom 6. Juli 1806

Deine Nachricht stürzte mich aus den Regionen des Glücks wieder tief herab. Wozu denn der Zusatz, du wolltest es mir sagen lassen, wenn wieder Musik sei? Bin ich denn gar nichts als dein Musikus oder der anderen? — Ich kann also nur wieder im eigenen Busen einen Anlehnungspunkt suchen, von außen also gibt es gar keinen für mich. Nein, nichts als

Wunden hat die Freundschaft und ihr ähnliche Gefühle für mich. So sei es denn. Für dich, armer Beethoven, gibt es kein Glück von außen, du mußt dir alles in dir selbst erschaffen, nur in der idealen Welt findest du Freunde.

An Gleichenstein 1810

Oh, Goethe, kein Kaiser und kein König hat so das Bewußtsein seiner Macht, daß alle Kraft von ihm ausgehe, wie dieser Beethoven.

Bettina Brentano an Goethe 1811

Ergebenheit, innigste Ergebenheit in dein Schicksal — du darfst nicht Mensch sein, für dich nicht, nur für andere, für dich gibt's kein Glück mehr als in dir selbst, in deiner Kunst. O Gott, gib mir Kraft, mich zu besiegen, mich darf ja nichts mehr an das Leben fesseln. Tagebuch 1812

Mein Reich ist in der Luft, wie der Wind ist, so wirbeln die Töne, so oft wirbelt's auch in der Seele.

An F. V. Brunswick

Laß mich leben, sei es auch mit Hilfsmitteln, wenn sie sich nur finden! Die Ohrenmaschine womöglich zur Reife bringen, alsdann reisen! Dieses bist du dir, dem Menschen und ihm, dem Allmächtigen schuldig. Nur so kannst du noch einmal alles entwickeln, was in dir alles verschlossen bleiben muß und ein kleiner Hof — eine kleine Kapelle, von mir in ihr der Gesang geschrieben, angeführt, zur Ehre des Allmächtigen, des Ewigen, Unendlichen! — So mögen die letzten Tage verfließen und der künftigen Menschheit — —.

Tagebuch 1815

Wir Endliche mit dem unendlichen Geist sind nur zu Leiden und Freude geboren, und beinahe könnte man sagen, die ausgezeichnetesten erhalten durch Leiden Freude! ...

Im Gespräch mit Gräfin Erdödy

Sokrates und Jesus waren mir Muster, das moralische Gesetz in uns und der gestirnte Himmel über uns. Kant!!

CARL-MARIA VON WEBER

1786—1826

Nach der Erstaufführung des Oberon im Coventgarden-Theater, London, 12. April 1826. Er schreibt nachts 3/12 an seine Gattin:

Meine innigstgeliebte Lina! Durch Gottes Gnade und Beistand habe ich denn heute abend abermals einen so vollständigen Erfolg gehabt wie vielleicht noch niemals. Das Glänzende und Rührende eines solchen vollständigen, ungetrübten Triumphes ist gar nicht zu beschreiben. Gott allein die Ehre!! Wie ich ins Orchester trat, erhob sich das ganze überfüllte Haus, und ein unglaublicher Jubel und Hurraufen, Hüte- und Tücherschwenken empfing mich, und war kaum wieder zu stillen. Die Ouvertüre mußte wiederholt werden; jedes Musikstück zwei- bis dreimal mit größtem Enthusiasmus unterbrochen. Brahms Arie da capo. Im zweiten Akt Fatimens Romanze und das Quartett da capo. Am Ende mit Sturmgestalt mich herausgerufen, eine Ehre, die in England noch nie einem Komponisten widerfahren ist. Das Ganze ging auch vortrefflich, und alle waren ganz glücklich um mich herum. — Soviel für heute, mein geliebtes Leben, von Deinem herzlich müden Mann, der aber nicht hätte ruhig schlafen können, hätte er Dir nicht gleich den neuen Segen des Himmels mitgeteilt. Gute, gute Nacht! Möchtest Du doch heute den glücklichen Ausgang ahnen können!

159

DIE FRAUEN IN DER ROMANTIK

CAROLINE VON GÜNDERODE

1780—1806

An die Bettine

An die Bettine. Es kommt mir bald zu närrisch vor, liebe Bettine, daß Du Dich so feierlich für meinen Schüler erklärst, ebenso könnte ich mich für den Deinen halten wollen, doch macht es mir viel Freude, und es ist auch etwas Wahres daran, wenn ein Lehrer durch den Schüler angeregt wird, so kann ich mit Fug mich den Deinen nennen. Gar viele Ansichten strömen mir aus Deinen Behauptungen zu. Und aus Deinen Ahnungen, denen ich vertraue, und wenn Du so herzlich bist, mein Schüler sein zu wollen, so werd' ich mich einst wundern, was ich da für einen Vogel ausgebrütet habe.

Deine Erzählung vom Bostel ist ganz artig, nichts lieber tutst Du als die Sünden der Welt auf Dich nehmen, Du trägst keine Last an ihnen, sie befügeln Dich vielmehr zu Heiterkeit und Mutwillen, man könnte denken, Gott habe selber sein Vergnügen an Dir. Aber dahin wirst Du es nicht bringen, daß die Menschen Dich als etwas Bess'res achten, als sie selber sind. Doch wie auch Genie sich Luft und Licht mache, und sich immer ätherischer weist, und wär es selbst den Ballast des Philistertums auf den Flügeln tragend, in solchen Dingen bist Du geborenes Genie, darin kann ich nur Dein Schüler sein. Und trachte auch mit großem Fleiß, Dir nachzukommen, es ist ein spaßiges In-die-Runde-Laufen, daß, während Dich jedermann so oft über Deine sogenannte Inkonsistenzen verklagt, ich heimlich mir Vorwürfe mache, daß mein Genie hierzu nicht ausreicht. — Sorglos über die Fläche weg, wo vom kühnsten Wager die Bahn Dir nicht vorgegraben Du siehst. — Immerhin nur das einzige tue mir, und fange nicht alles untereinander an. In Deinem Zimmer sah es aus wie am Ufer, wo eine Flotte gestrandet war.

Schlosser wollte zwei große Folianten, die er für Dich von der Stadtbibliothek geliehen hat, und die Du schon ein Vierteljahr hast, ohne darin zu lesen. Der Homer lag aufgeschlagen an der Erde, Dein Kanarienvogel hatte ihn nicht geschont, Deine schöne, erfundene Reisekarte des Odysseus lag daneben und der Muschelkasten mit dem umgeworfenen Sepianäpfchen und allen Farbenmuscheln drum her, das hat einen braunen Fleck auf Deinen schönen Stroh- teppich gemacht, ich habe mich bemüht, alles wieder in Ordnung zu bringen. Dein Flageolet, was Du mitnehmen wolltest und vergeblich suchtest, rat, wo ich's gefunden habe? — Im Orangenkübel auf dem Altan war es, bis ans Mundstück in die Erde vergraben, Du hofftest wahrscheinlich einen Flageoletbaum da bei Deiner Rückkunft aufkeimen zu sehen, die Lisbeth hat den Baum übermäßig begossen, das Instrument ist angequollen, ich hab' es an einen kühlen Ort gelegt, damit es gemächlich wieder eintrocknen kann und nicht berstet, was ich aber mit den Noten anfange, die danebenlagen, das weiß ich nicht, ich hab' sie einstweilen in die Sonne gelegt, vor menschlichen Augen darfst Du sie nicht mehr sehen lassen. Ein sauberes Ansehen erhalten sie nicht wieder. — Dann flattert das blaue Band an Deiner Gitarre, nun schon seitdem Du weg bist, zum großen Gaudium der Schulkinder gegenüber, so lang es ist, zum Fenster hinaus, hat Regen und Sonnenschein ausgehalten und ist sehr abgeblaßt, dabei ist die Gitarre auch nicht geschont worden, ich hab' die Lisbeth ein wenig vorgenommen,



49 Wilhelm von Schadow, Gabriele von Humboldt als Braut. Berlin, Nationalgalerie (Schloß Tegel)

4



50 Johann Evangelist Scheffer von Leonhardshoff, *Selbstbildnis*. Wien, Galerie des 19. Jahrhunderts

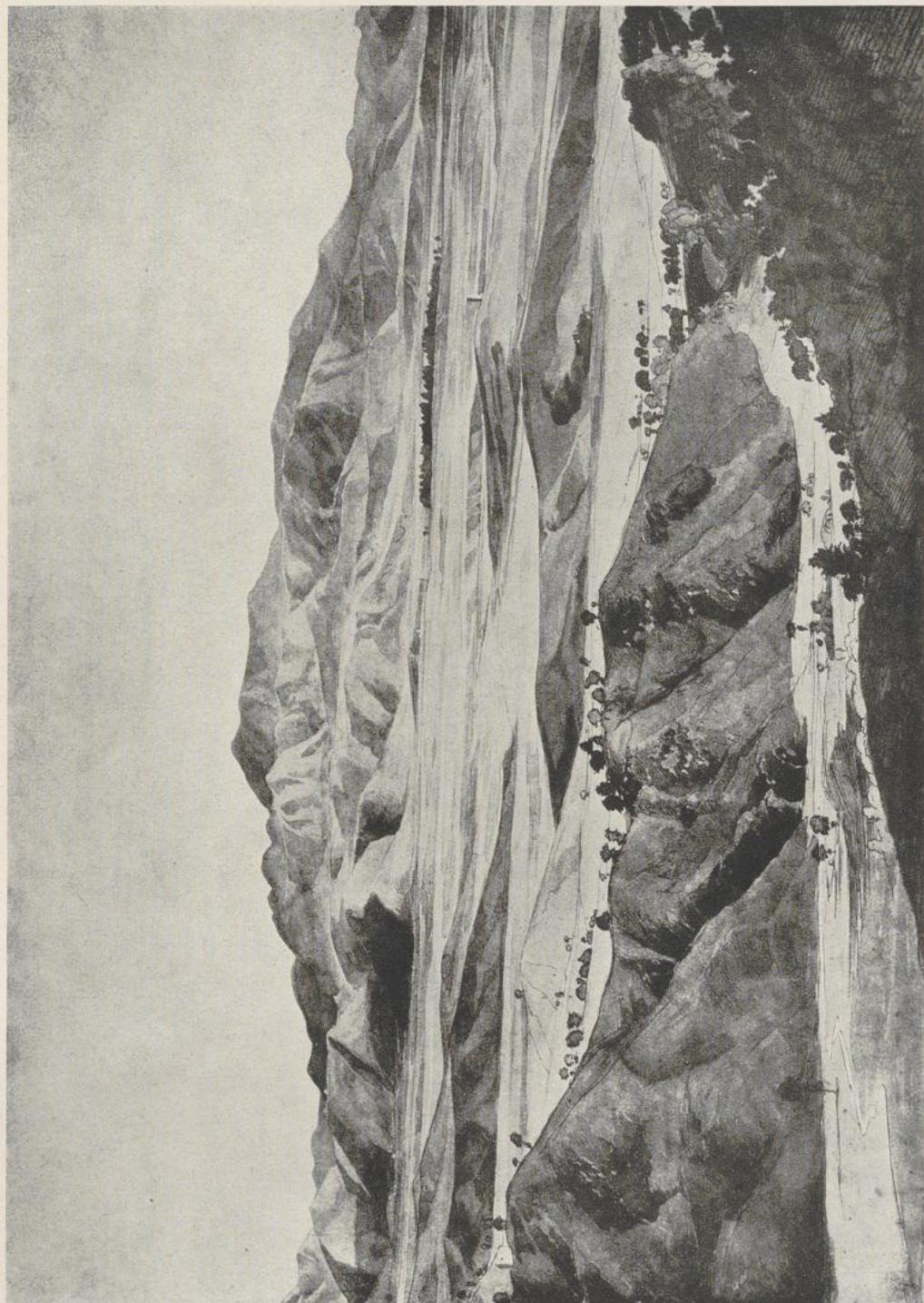


51 Victor Emil Janssen, *Selbstbildnis*. Hamburg, Kunsthalle

1*

52 Carl Philipp Fohr, Romantische Landschaft in Italien, 1818. Darmstadt, Schlossmuseum

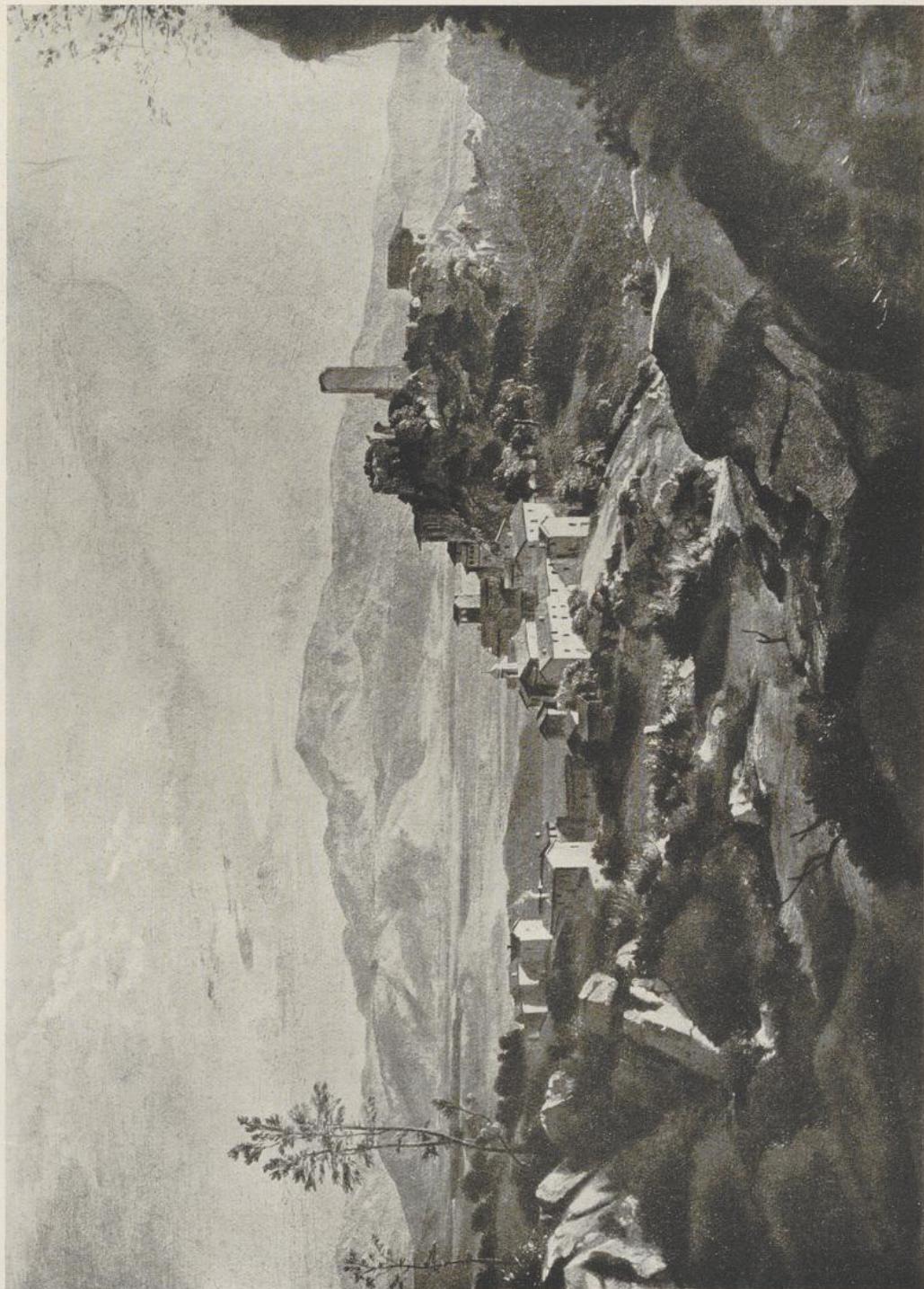




53 Franz Horny, *Blick auf die Säuberberge*. Weimar, Staatl. Kunstsammlungen



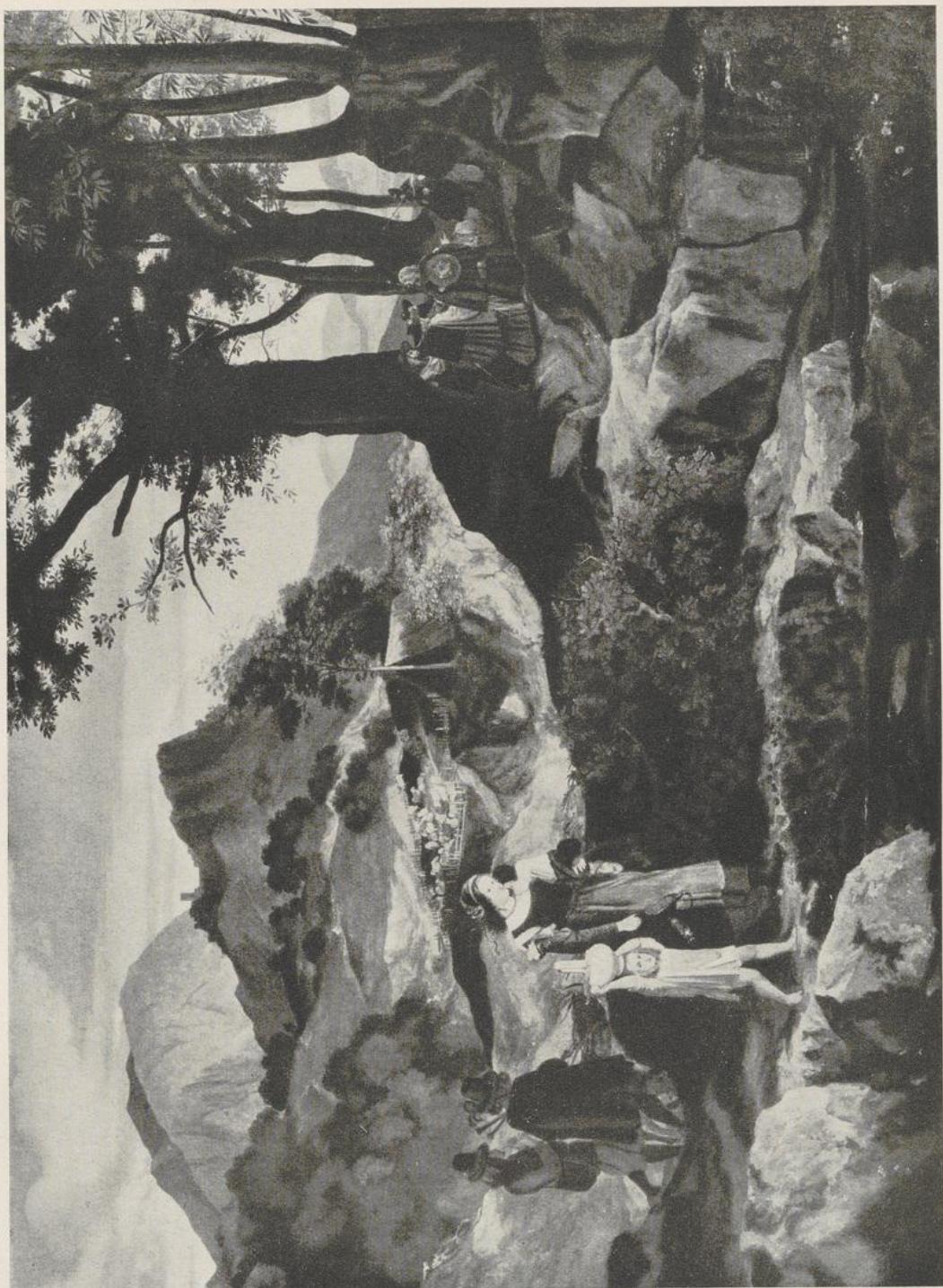
54 Ernst Fries, Römische Gebirgslandschaft. Dresden, Staatl. Gemäldegalerie



55 Karl Rottmann, *Die Akropolis von Sikyon bei Korinth*. München, Neue Pinakothek

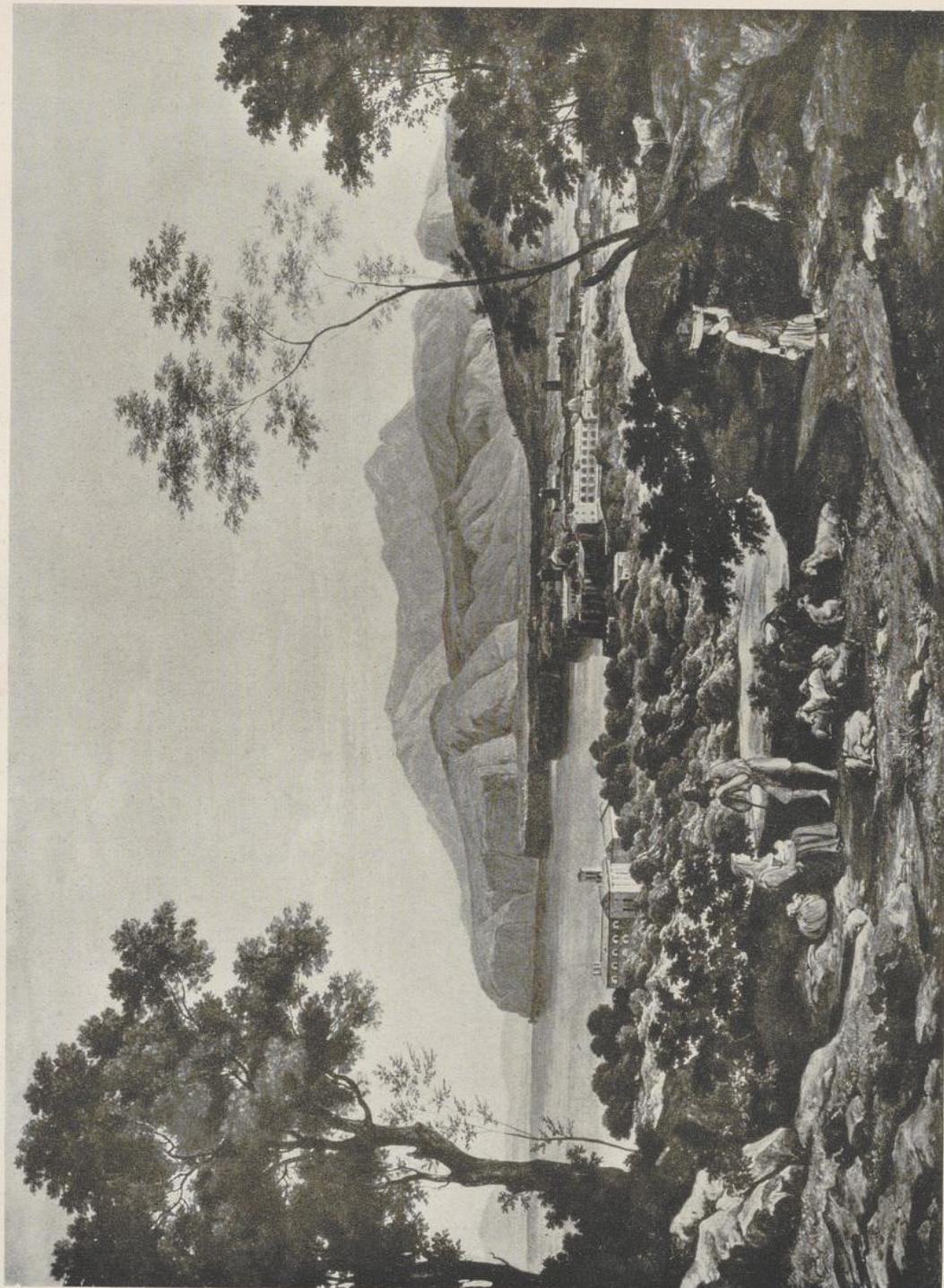
56 Bernhard Fries, Ravello. Verbrannt im Glaspalast München





§7 Friedrich Nerly, Landschaft bei Olevano, Erfurt, Museum der Stadt

58 Heinrich Reinhold, *Der Kapuzinergarten bei Sörrent*. München, Neue Pinakothek





59 Friedrich von Olivier, *Idealandschaft mit Reiter*, Leipzig, Museum der Bildenden Künste



60 Ernst Fries, *Stift Neuburg und das Neckartal*. Heidelberg, Kurpfälz. Museum



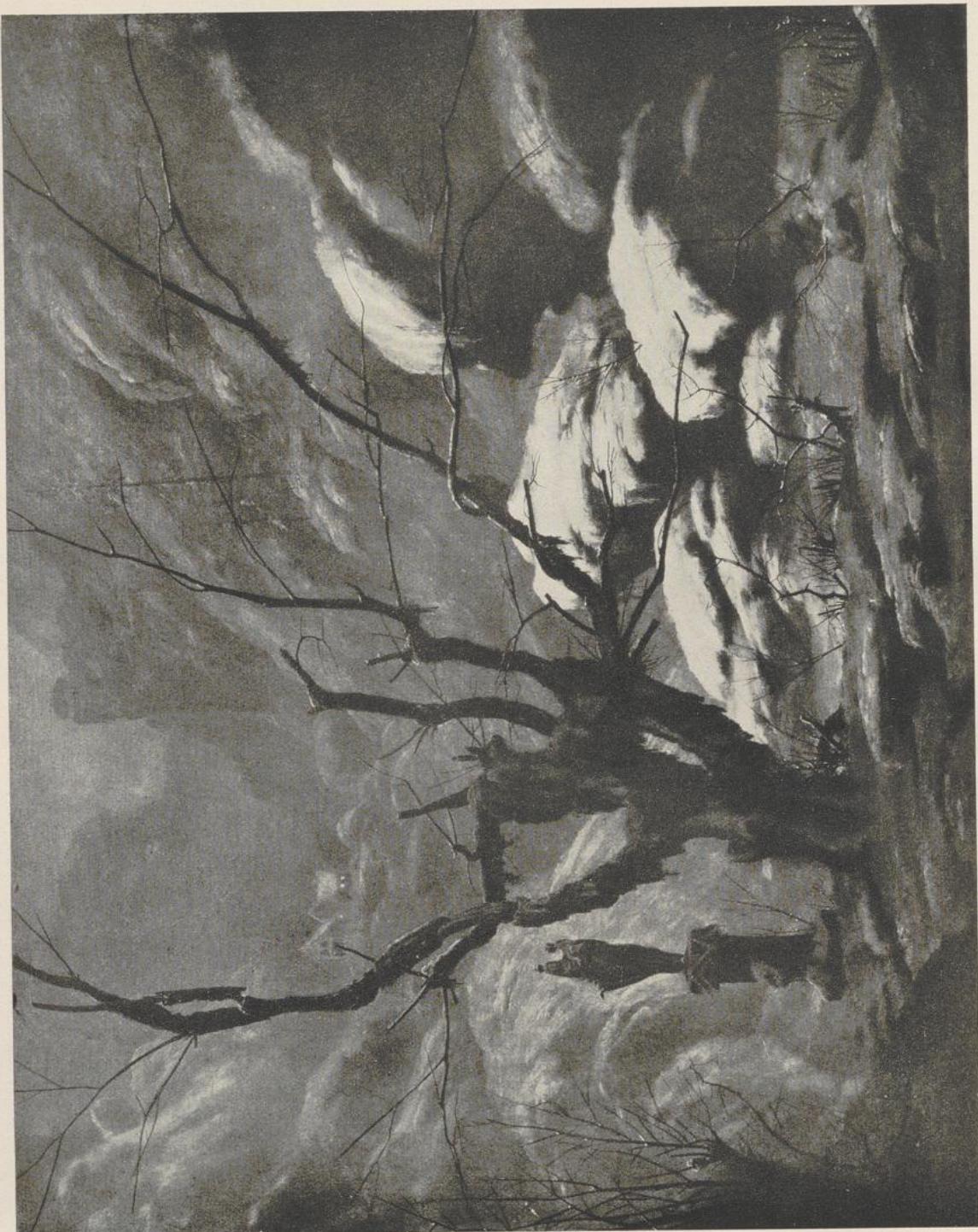
61 Ferdinand Olivier, Landschaft vom Mönchsberg in Salzburg. Um 1826. Dresden, Staatl. Gemäldegalerie



62 Ludwig Ferdinand Schnorr von Carolsfeld, *Der Abschied des Herzogs*. Wien, Galerie des 19. Jahrhunderts



63 Carl Friedrich Lessing, Mosellandschaft. Darmstadt, Hess. Landesmuseum



64 Carl Blechen, Gebirgsschlucht im Winter, Berlin, Nationalgalerie

daß sie nicht so gescheit war, das Fenster zuzumachen hinter den dunklen Plänen, sie entschuldigte sich, weil's hinter den grünseidenen Vorhängen versteckt war, da doch so oft die Türe aufgeht, die Fenster vom Zugwind sich bewegen. Dein Riesenschilf am Spiegel ist noch grün, ich hab' ihm frisch Wasser geben lassen, Dein Kasten mit Hafer und was sonst noch drin gesät ist, ist alles durcheinander emporgewachsen, so deucht mir viel Unkraut drunter zu sein, da ich es aber nicht genau unterscheiden kann, so hab' ich nicht gewagt, etwas auszureißen, von Büchern hab' ich gefunden auf der Erde den Ossian, die Sacontala, die Frankfurter Chronik, den zweiten Band Hemsterhuis, den ich zu mir genommen habe, weil ich den ersten Band von Dir habe. Im Hemsterhuis lag beifolgender philosophischer Aufsatz, den ich mir zu schenken bitte, wenn Du keinen besonderen Wert darauf legst, ich hab' mehr dergleichen von Dir, und da Dein Widerwille gegen Philosophie Dich hindert, ihrer zu achten, so möchte ich diese Bruchstücke Deiner Studien wider Willen beisammen bewahren, vielleicht werden sie Dir mit der Zeit interessanter.

Siegwart, ein Roman der Vergangenheit, fand ich auf dem Klavier, das Tintenfaß daraufliegend, ein Glück, daß es nur wenig Tinte mehr enthielt. Doch wirst Du Deine Mondscheinkomposition, über die es seine Flut ergoß, schwerlich mehr entziffern. Es rappelte was in einer kleinen Schachtel auf dem Fensterbrett, ich war neugierig sie aufzumachen, da flogen zwei Schmetterlinge heraus, die Du als Puppen hineingesetzt hattest, ich hab' sie mit der Lisbeth auf den Altan gejagt, wo sie in den blühenden Bohnen ihren ersten Hunger stillten. Unter Deinem Bett fegte die Lisbeth Karl XII. und die Bibel hervor und auch — einen Lederhandschuh, der an keine Damenhand gehört, mit einem französischen Gedicht darin; dieser Handschuh scheint unter Deinem Kopfkissen gelegen zu haben, ich wüßte nicht, daß Du Dich damit abgibst, französische Gedichte im alten Stil zu machen, das Parfüm des Handschuh ist sehr angenehm und erinnert mich und macht mich heller im Kopf, und jeden Augenblick sollte mir einfallen, wo des Handschuh Gegenstück sein mag; indes sei ruhig über seinen Besitz, ich hab' ihn hinter des Kranachs Lukretia geklemmt, da wirst Du ihn finden, wenn Du zurückkommst. Zwei Briefe hab' ich auch unter den vielen beschriebenen Papieren gefunden, noch versiegelt, der eine aus Darmstadt, also vom jungen Lichtenberg, der andere aus Wien. Was hast Du denn da für Bekanntschaft? — Und wie ist's möglich, wo Du so selten Briefe empfängst, daß Du nicht neugieriger bist, oder vielmehr so zerstreut. — Die Briefe hab' ich auf Deinen Tisch gelegt. Alles ist jetzt hübsch ordentlich, so daß Du fleißig und mit Behagen in Deinen Studien fortfahren kannst.

Ich habe mit wahrem Vergnügen Dir Dein Zimmer dargestellt, weil es wie ein optischer Spiegel Deine aparte Art zu sein ausdrückt, weil es Deinen ganzen Charakter zusammenfaßt, Du trägst allerlei wunderlich Zeug zusammen, um Deine Opferflamme daran zu zünden, sie verzehrt sich, ob die Götter davon erbaut sind, das ist mir unbekannt. Caroline (1804)

BETTINA VON ARNIM

1785—1859

An die Gündereode

Drei Uhr morgens! — Hier bin ich — auf der Terrasse am Main, ich wollt' als immer einmal hergehen in der Früh', wenn der Tag noch nicht auf den Beinen ist und Lärm macht, am Tag bin ich zerstreut, was mir immer wie Sünde deucht, daß ich Anteil nehm' an was

mich nichts angeht. — Aber in der Früh', da hab' ich ein ganz lauter Herz; und schäm mich nicht, die Natur zu fragen, und ich versteh' sie auch, gestern abend war mir so wohl hier, wie Bernhards Schiff mit der Harmonie hin und her fuhr auf dem Main, die meisten Leut' waren nachgefahren auf Nachen, wir blieben am Ufer, ich hatt' mich ganz in die Ecke gesetzt, da steht ein großer Zitronenbaum, es war Wetterleuchten, aber die Hitz' war doch nicht abgekühlt, und die Blüten vom Baum wetterleuchteten auch, oder sollt' ich mich getäuscht haben? — Denn ich war eingeschlafen über der Musik, und wie ich aufwachte, da sah ich ganz verwundert, wie der Zitronenbaum Flammen hauchte aus den Blüten. — Ich kann's doch nicht geträumt haben? — Denn ich guckte eine ganze Weile zu, bis ein leiser Regen kam, da gingen wir nach Haus. Wer weiß, was doch alles vorgeht in der Natur, was sie uns verbürgt. Der Mensch hat ja auch als Gefühle, die er nimmer wollt' belauscht haben. Daß aber der Baum über mir fortleuchtete, wie ich mich besann und ihm zuschaute, das ist mir so lieb — ich konnt' nicht schlafen im Bett, es war mir zu wohl dort gestern, wo ich den Herzschlag der Natur fühlte, und wo sie mit ihren Blumen mich anflammt. Im Dunkel haucht man die Lieb' aus, und schämt sich nicht vor dem Schatz, weil's dunkel ist. Nun bin ich mit Zagen hergeschlichen, heimlich, daß es nicht gewußt sei, wie auch jenes Leuchten nicht gewußt ist. — Erst greinte die Hoftür, aber heut' abend will ich sie salben, wie der Properz, wenn er einen Liebesweg vorhat; dann krachte die Gartentür, dann schurte der Kies unter den Füßen. — Man scheut das Gebüsche zu wecken, so still ist alles, mit Ruh gedeckt. Die verschlafenen Federnelkchen schuckern zusammen im frühen Tau und mich schauert auch das stille Weben in der Natur hier über der schlafenden Welt, obschon der Wind nicht so scharf ist, der den Tag heraufweht. Heut' ist auch ganz milde, gestern abend war der Himmel grün und mischte sich mit dem Rot, das vom Untergang heraufzog, unten waren Purpurstreifen und Violett mit Feuer umsäumt, dann kam die Nacht herauf. — Heut' früh schlagen die Morgenwolken ihre Feuerflügel um Euern schwarzen Dom, man denkt als, sie wollten ihn in der Glut verzehren, dazu schmettern die Nachtigallen, und das blaue Gebirg drüber so stolz und kühl! — Das alles freut mich besser als Weisheit — hier unter dem Zitronenbaum, der gestern Flammen und heute Tränen über mich schüttelt.

Und jetzt geh' ich, Dir hab' ich alles eingeprägt, das ist nicht ausgeplaudert, mich lockt's, damit es nicht vergessen sein soll, daß ich Dir's vertraut hab'.

Aus „Bettina von Arnim“ (1804)

Der Tod der Günderode

Über die Günderode ist mir am Rhein unmöglich zu schreiben, ich bin nicht so empfindlich, aber ich bin hier am Platz nicht weit genug von dem Gegenstand ab, um ihn ganz zu übersiehen; — gestern war ich da unten, wo sie lag; die Weiden sind so gewachsen, daß sie den Ort ganz zudecken, und wie ich mir so dachte, wie sie voll Verzweiflung hierher lief und so rasch das gewaltige Messer sich in die Brust stieß, und wie das tagelang in ihr so gekocht hatte, und ich, die so nah mit ihr stand, jetzt an demselben Ort, gehe hin und her an demselben Ufer, in süßem Überlegen meines Glückes, und alles und das Geringste, was mir begegnet, scheint mir mit zu dem Reichtum meiner Seligkeit zu gehören. Da bin ich wohl nicht geeignet, jetzt alles zu ordnen und den einfachen Faden unseres Freundeslebens, von dem ich doch nur alles anspinnen könnte, zu verfolgen. — Nein, es kränkt mich, und ich mache Ihr Vorwürfe, wie ich

ihr damals in Träumen machte, daß sie die so schöne Erde verlassen hatte; sie hätt' noch lernen müssen, daß die Natur Geist und Seele hat und mit dem Menschen verkehrt und sich seiner und seines Geschickes annimmt und daß Lebensverheißenungen in den Lüften uns umwehen; ja, sie hat's bös' mit mir gemacht, sie ist mir geflüchtet, gerade wie ich mit ihr teilen wollte alle Genüsse. Sie war so zaghaft; eine junge Stiftsdame, die sich fürchtete, das Tischgebet laut herzusagen; sie sagte mir oft, daß sie sich fürchtete, weil die Reihe an ihr war; sie wollte vor den Stiftdamen das Benedicite nicht laut hersagen; unser Zusammenleben war schön, es war die erste Epoche, in der ich mich gewahr ward . . .

Sie erzählte mir wenig von ihren sonstigen Angelegenheiten, ich wußte nicht, in welchen Verbindungen sie noch außer mir war; sie hatte zwar von Daub in Heidelberg gesprochen und auch von Creuzer, aber ich wußte von keinem, ob er ihr lieber sei als der andere; einmal hatte ich von andern davon gehört, ich glaubte es nicht, einmal kam sie mir freudig entgegen und sagte: „Gestern hab' ich einen Chirurg gesprochen, er hat mir gesagt, daß es sehr leicht ist, sich umzubringen“, sie öffnete hastig ihr Kleid und zeigte mir unter der schönen Brust den Fleck; ihre Augen funkelten freudig; ich starre sie an, es ward mir zum erstenmal unheimlich, ich fragte: „Nun! — was soll ich denn tun, wenn du tot bist? —“ „Oh“, sagte sie, „dann ist dir nichts mehr an mir gelegen, bis dahin sind wir nicht mehr so eng verbunden, ich werd' mich erst mit dir entzweien.“ — Ich wendete mich nach dem Fenster, um meine Tränen, mein vor Zorn klopfendes Herz zu verbergen, sie hatte sich nach dem anderen Fenster gewendet, aber der Strahl war gebrochen, als ob sich sein ganzes Feuer nach innen gewendet habe; — nachdem ich sie eine Weile beobachtet hatte, konnt' ich mich nicht mehr fassen — ich brach in lautes Schreien aus, ich fiel ihr um den Hals und riß sie nieder auf den Sitz und setzte mich auf ihre Knie und weinte viel Tränen und küßte sie zum erstenmal an ihren Mund und riß ihr das Kleid auf und küßte sie an die Stelle, wo sie gelernt hatte, das Herz zu treffen; und ich bat mit schmerzlichen Tränen, daß sie sich meiner erbarme, fiel ihr wieder um den Hals und küßte ihre Hände, die waren kalt und zitterten, ihre Lippen zuckten, sie war ganz kalt, starr und totenblaß und konnte die Stimme nicht erheben, sie sagte leise: „Bettine, brich mir das Herz nicht“; — ach, da wollt' ich mich aufreißen und wollte ihr nicht weh tun; ich lächelte und weinte und schluchzte laut, ihr schien immer banger zu werden, sie legte sich aufs Sofa; da wollte ich scherzen und wollte ihr beweisen, daß ich alles für Scherz nähme; da sprachen wir von ihrem Testament; sie vermachte einem jeden etwas; mir vermachte sie einen kleinen Apoll unter einer Glasglocke, dem sie einen Lorbeerkrantz umgehängt hatte; ich schrieb alles auf; im Nachhausegehen machte ich mir Vorwürfe, daß ich so aufgeregt gewesen war; ich fühlte, daß es doch nur Scherz gewesen war, oder auch Phantasie, die in ein Reich gehört, welches nicht in der Wirklichkeit seine Wahrheit behauptet; ich fühlte, daß ich Unrecht gehabt hatte und nicht sie, die ja oft auf diese Weise mit mir gesprochen hatte.

Einmal kam ich zu ihr, da zeigte sie mir einen Dolch mit silbernem Griff, den sie auf der Messe gekauft hatte, sie freute sich über den schönen Stahl und über seine Schärfe; ich nahm das Messer in die Hand, erprobte es am Finger, da floß gleich Blut, sie erschrak, ich sagte: „O Günderode, du bist so zaghaft und kannst kein Blut sehen und gehst immer mit einer Idee um, die den höchsten Mut voraussetzt, ich hab' noch das Bewußtsein, daß ich eher vermögend wär', etwas zu wagen, obschon ich mich nie umbringen würde; aber mich und dich in einer Gefahr zu verteidigen, dazu hab' ich Mut, und wenn ich jetzt mit dem Messer auf dich eindringe — siehst du, wie du dich fürchtest? — Sie zog sich ängstlich zurück; der alte Zorn

regte sich wieder in mir unter der Decke des glühenden Mutwillens; ich ging immer ernstlicher auf sie ein, sie lief ins Schlafzimmer hinter einen ledernen Sessel, um sich zu sichern; ich stach in den Sessel, ich riß ihn mit vielen Stichen in Stücke, das Roßhaar flog hier und da hin in der Stube, sie stand flehend hinter dem Sessel und bat, ihr nichts zu tun; — ich sagte: „Eh ich dulde, daß du dich umbringst, tue ich's lieber selbst.“ „Mein armer Stuhl!“ rief sie. „Ja was, dein Stuhl, der soll den Dolch stumpf machen.“ Ich gab ihm ohne Barmherzigkeit Stich auf Stich, das ganze Zimmer wurde eine Staubwolke, so warf ich den Dolch weit in die Stube, daß er prasselnd unter das Sofa fiel; ich nahm sie bei der Hand und führte sie in den Garten, in die Weinlaube, ich riß die jungen Weinreben ab und warf sie ihr vor die Füße; ich trat darauf und sagte: „So mißhandelst du unsere Freundschaft.“ — Ich zeigte ihr die Vögel auf den Zweigen und daß wir wie jene, spielend aber treu gegeneinander bisher zusammengelebt hätten. Ich sagte: „Du kannst sicher auf mich bauen, es ist keine Stunde in der Nacht, die, wenn du mir deinen Willen kundtust, mich nur einen Augenblick besinnen machte; — komm vor mein Fenster und pfeif' um Mitternacht, und ich geh' ohne Vorbereitung mit dir um die Welt. Und was ich für mich nicht wagte, das wag' ich für dich, — aber du? — Was berechtigt dich, mich aufzugeben? — Kannst du solche Treue verraten, und versprich mir, daß du nicht mehr deinezaghaften Natur hinter so grauenhaft prahlerrischen Ideen verschanden willst“ — ich sah sie an, sie war beschämmt und senkte den Kopf und sah auf die Seite und war blaß; wir waren beide still, lange Zeit. „Günderode“ sagte ich, „wenn es dir ernst ist, dann gib mir ein Zeichen.“ — Sie nickte. Sie reiste ins Rheingau, von dort aus schrieb sie mir ein paarmal wenige Zeilen; — ich hab' sie verloren, sonst würde ich sie hier einschalten.

Es vergingen vierzehn Tage, da kam Fritz Schlosser, er bat mich um ein paar Zeilen an die Günderode, weil er ins Rheingau reisen werde und wolle gern ihre Bekanntschaft machen. Ich sagte, daß ich mit ihr brouilliert sei, ich bäre ihn aber, von mir zu sprechen und abzugeben ein Wort, was es für einen Eindruck auf sie mache. — „Wann gehen Sie hin“, sagte ich, „morgen?“ — „Nein, in acht Tagen. —“ „Oh, gehen Sie morgen, sonst sprechen Sie sie nicht mehr; — am Rhein ist's so melancholisch“, sagte ich scherzend, „da könnte sie sich ein Leids antun.“ Schlosser sah mich ängstlich an. „Ja, ja“, sagte ich mutwillig, „sie stürzt sich ins Wasser oder ersticht sich aus bloßer Laune.“ — „Freveln Sie nicht“, sagte Schlosser, nun frevelte ich erst recht: „geben Sie acht, Schlosser, Sie finden sie nicht mehr, wenn Sie nach alter Gewohnheit zögern, und ich sage Ihnen, gehen Sie heute lieber wie morgen und retten Sie sie von unzeitiger melancholischer Laune“; und im Scherz beschrieb ich sie, wie sie sich umbringen werde, im roten Kleid, mit aufgelöstem Schnürband, dicht unter der Brust die Wunde; das nannte man tollen Übermut von mir, es war aber bewußter Überreiz, indem ich die Wahrheit vollkommen genau beschrieb. Am andern Tag kam Franz (Brentano) und sagte: „Mädchen, wir wollen ins Rheingau gehen, da kannst du die Günderode besuchen.“ — „Wann?“ fragte ich. — „Morgen“, sagte er. — Ach, ich packte mit Übereile ein, ich konnte kaum erwarten, daß wir gingen; alles, was ich begegnete, schob ich hastig aus dem Weg, aber es vergingen mehrere Tage, und es ward die Reise immer verschoben; endlich, da war meine Lust zur Reise in tiefe Trauer verwandelt und ich wär' lieber zurückgeblieben. — Da wir in Geisenheim ankamen, wo wir übernachteten, lag ich im Fenster und sah ins mondbespiegelte Wasser, meine Schwägerin Toni saß am Fenster; die Magd, die den Tisch deckte, sagte: „Gestern hat sich auch eine junge, schöne Dame, die schon sechs Wochen hier sich aufhielt, bei Windel umgebracht; sie ging am Rhein spazieren, ganz lang, dann lief sie nach Hause, holte ein

Handtuch; am Abend suchte man sie vergebens; am anderen Morgen fand man sie am Ufer unter Weidenbüschchen, sie hatte das Handtuch voll Steine gesammelt und sich um den Hals gebunden, wahrscheinlich, weil sie sich in den Rhein versenken wollte; — aber da sie sich ins Herz stach, fiel sie rückwärts, und fand sie ein Bauer am Rhein liegen unter den Weiden an einem Ort, wo es am tiefsten ist. Er riß ihr den Dolch aus dem Herzen und schleuderte ihn voll Abscheu weit in den Rhein, die Schiffer sahen ihn fliegen — da kamen sie herbei und trugen sie in die Stadt.“ — Ich hatte im Anfang nicht zugehört, aber zuletzt hört' ich's mir an und rief: „Das ist die Günderode!“ Man redete mir's aus und sagte, es sei wohl eine andere, da soviel Frankfurter im Rheingau wären. Ich ließ mir's gefallen und dachte: Gerade, was man prophezeie, sei gewöhnlich nicht wahr. — In der Nacht träumte mir, sie käme mir auf einem mit Kränzen geschmückten Nachen entgegen, um sich mit mir zu versöhnen; ich sprang aus dem Bett in des Bruders Zimmer und rief: „Es ist alles nicht wahr, eben hat mir's lebhaft geträumt!“ „Ach“, sagte der Bruder, „baue nicht auf Träume!“ — Ich träumte noch einmal, ich sei eilig in einem Kahn über den Rhein gefahren, um sie zu suchen; da war das Wasser trüb und schilfig, die Luft war dunkel, und es war sehr kalt. Ich landete an einem sumpfigen Ufer, da war ein Haus mit feuchten Mauern, aus dem schwebte sie hervor und sah mich ängstlich an und deutete mir, daß sie nicht sprechen könne; — ich lief wieder zum Schlafzimmer der Geschwister und rief: „Nein, es ist gewiß wahr, denn mir hat geträumt, daß ich sie gesehen habe, und ich habe gefragt: ‚Günderode, warum hast du mir dies getan?‘ Da hat sie geschwiegen, hat den Kopf gesenkt und hat sich traurig nicht verantworten können.“ Nun überlegte ich im Bett alles und besann mich, daß sie mir früher gesagt hatte, sie wolle sich erst mit mir entzweien, ehe sie diesen Entschluß ausführen werde; nun war mir unsere Trennung erklärlich, auch daß sie mir ein Zeichen geben werde, wenn ihr Entschluß reif sei; — das war die Geschichte von ihrer toten Schwester, die sie mir ein halb Jahr früher mitteilte; da war der Entschluß schon gefaßt. — Oh, ihr großen Seelen, dieses Lamm in seiner Unschuld, dieses junge,zaghafe Herz, welche ungeheure Gewalt hat es bewogen, so zu handeln? — Am anderen Morgen fuhren wir bei früher Zeit auf dem Rhein weiter. —

Franz hatte befohlen, daß das Schiff jenseits sich halten solle, um zu vermeiden, daß wir dem Platz zu nahe kamen, aber dort stand der Fritz Schlosser am Ufer und der Bauer, der sie gefunden, zeigte ihm, wo der Kopf gelegen hatte und die Füße und daß das Gras noch niederricke, — und der Schiffer lenkte unwillkürlich dorthin, und Franz, bewußtlos, sprach im Schiff alles dem Bauer nach, was er in der Ferne verstehen konnte, und da mußt' ich denn mit anhören, die schauderhaften Bruchstücke der Erzählung vom roten Kleid, das aufgeschnürt war, und der Dolch, den ich so gut kannte, und das Tuch mit Steinen um ihren Hals und die breite Wunde; — aber ich weinte nicht, ich schwieg . . .

Da kam der Bruder zu mir und sagte: „Sei stark, Mädchen!“ — Wir landeten in Rüdesheim; überall erzählte man sich die Geschichte; ich lief in Windesschnelle an allen vorüber, den Ostein hinauf, eine halbe Stunde bergan, ich war den andern weit vorausgeeilt. — Da lag der herrliche Rhein mit seinem smaragdnen Schmuck der Inseln; da sah ich die Ströme von allen Seiten dem Rhein zufließen und die reichen, friedlichen Städte an beiden Ufern und die gesegneten Gelände an beiden Seiten; da fragte ich mich, ob mich die Zeit über diesen Verlust beschwichtigen werde, und da war auch der Entschluß gefaßt, kühn mich über den Jammer hinauszuschwingen; denn es schien mir unwürdig, Jammer zu äußern, den ich einst beherrschen könnte.

Aus „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“

An Goethe

Kein Baum kühlt so mit frischem Laub, kein Brunnen labt so den Durstigen, Sonn' und Mondlicht und tausend Sterne leuchten so nicht ins irdische Dunkel wie Du leuchtest in mein Herz. Ach, ich sage Dir, einen Augenblick in Deiner Nähe zu sein, hält so viel Ewigkeit in sich, daß ein solcher Augenblick der Ewigkeit gleichsam einen Streich spielt, indem er sie gefangen nimmt, zum Scherz nur, er entläßt sie wieder, um sie wieder zu fangen, und was sollte mir auch in Ewigkeit noch für Freude geschehen, da Dein ewiger Geist, Deine ewige Güte mich in ihre Herrlichkeit aufnehmen.

Geschrieben am Tag, da ich Deinen letzten Brief empfangen. Das Gedicht gehört der Welt, nicht mein, denn wollt' ich es mein nennen, es würde mein Herz verzehren.

Ich bin zaghaft in der Liebe, ich zweifle jeden Augenblick an Dir, sonst wäre ich schon auf eine Zeit zu Dir gekommen; ich kann mir nicht denken (weil es zuviel ist), daß ich Dir etwas wert genug bin, um bei Dir sein zu dürfen.

Weil ich Dich kenne, so fürchte ich den Tod, die Griechen wollten nicht sterben, ohne Jupiters Olymp gesehen zu haben, wieviel weniger kann ich die schöne Welt verlassen wollen, da mir prophezeit ist von Deinen Lippen, daß Du mich noch mit offenen Armen empfangen würdest.

Erlaube mir, ja fordere es, daß ich dieselbe Luft einatme wie Du, daß ich täglich Dir unter die Augen sehe, daß ich den Blick aufsuche, der mir die Todesgötter bannt, Goethe, Du bist alles, Du gibst wieder, was die Welt, was die traurige Zeit raubt: da Du es nur vermagst, mit gelassenem Blick reich zu spenden, warum soll ich mit Zutrauen nicht begehrn? Diese ganze Zeit bin ich nicht mehr ins Freie gekommen, die Gebirgskette, die einzige Aussicht, die man von hier (München) hat, war oft von den Flammen des Krieges gerötet, und ich habe nie mehr gewagt, meinen Blick dahin zu wenden, wo der Teufel ein Lamm würgt, wo die einzige Freiheit eines selbständigen Volkes sich selber entzündet und in sich verlodert. Diese Menschen, die mit kaltem Blut und sicher über ungeheure Klüfte steigen, die den Schwindel nicht kennen, machen alle anderen, die ihnen zusehen, von ihrer Höhe herab schwindlig; es ist ein Volk, das für den Magen nicht sorgt, dem Gott unmittelbar gerade, wenn die Stunde des Hungers kommt, auch die Nahrung gibt; das, wie es den Adlern gleich, auf den höchsten Felsspitzen über den Nebeln ruht, auch so über den Nebeln der Zeit thront, das lieber im Licht untergeht, als im Dunkeln ein ungewisses Fortkommen sucht. Oh, Enthusiasmus des eignen freien Willens! Wie groß bist Du, da Du allem Genuß, der über ein ganzes Leben verbreitet ist, in einem Augenblick zusammenfassest, darum so läßt sich um einen solchen Moment auch wohl das Leben wagen; mein eigner Wille aber ist, Dich wieder zu sehen, und allen Enthusiasmus der Liebe wird ein solcher Moment in sich fassen, und darum begehre ich auch außer diesem nichts mehr.

Von den Kufsteiner Belagerungsgeschichten möchte ich Dir manches erzählen, was dem Dux gewiß Freude machen würde und was auch verdiente, verewigt zu werden, allein zu sehr wird eine ernste Teilnahme an dem echten Heroismus mißhandelt durch Betrug aller Art, und das macht auch, daß man lieber gar nicht hinhordt, als daß man das Herz durch Lügen sich schwer machen läßt. — Das Gute, was die Bayern als wahr passieren lassen, daran ist nicht zu zweifeln, denn wenn sie es vermöchten, so würden sie gewiß das Gelingen der Feinde leugnen. Speckbacher ist ein einziger Held, Witz, Geist, kaltes Blut, strenger Ernst, unbegrenzte Güte, durchsichtige bedürfnislose Natur; Gefahr ist ihm gleich dem Aufgang der Sonne; da wird ihm Tag, da sieht er deutlich, was not tut, und tut alles, indem er seinen Enthusiasmus beherrscht, er

denkt auf seine Ehre und auf seine Verantwortung zugleich, er richtet alles durch sich allein aus, die Befehle der Kommandanten und seine eigenen wohlberechneten Pläne; und auch noch, was der Augenblick erheischt; unter dem Kanonenfeuer der Festung verwüstet er die Mühlen, erbeutet das Getreide und löscht die Haubitzen mit dem Hut. Keinen gefahrvollen Plan überläßt er einem andern, die kleine Stadt Kufstein steckte er selbst in Brand mitten unter den Feinden; eine Schiffbrücke der Bayern machte er flott. In einer stürmischen Nacht, im Wasser bis an die Brust, hält er aus bis zum Morgen mit zwei Kameraden, wo er noch die letzten Schiffe unter einem Hagel von Kartätschen flottmacht. — List ist seine göttlichste Eigenschaft. Den verwilderten Bart, der ihm das halbe Gesicht bedeckt, nimmt er ab, verändert Kleidung und Gebärde, und so verlangt er den Kommandanten der Festung zu sprechen. Man läßt ihn ein, er macht ihnen was weis von Verrat, und errät unterdessen alles, was er wissen will, in dieser großen Gefahr mit noch zwei anderen Kameraden ist er keines Augenblickes verlegen, läßt sich beleuchten, untersuchen, zutrinken, und endlich vom Kommandanten bis zum kleinen Pförtchen, wo sie hereingekommen waren, begleitet, nimmt er treuherzig Abschied.

All diese Mühen und Aufopferungen werden indessen zunichte gemacht durch die Unzverlässigkeit von Österreich, das überhaupt ist, als könne es keinen glücklichen Erfolg ertragen, und fürchte sich vor seinem großen Feind, einst diese Siege verantworten zu müssen, und so wird es auch noch kommen, es wird noch den großen Napoleon um Verzeihung bitten, daß man ihm die Ehre erzeigt, ihm ein Heldenvolk entgegenzustellen; ich breche ab, zu gewiß ist mir, daß auf Erden allen Großen schlecht vergolten wird . . .

(28. Mai 1810)

Über Beethoven

Wie ich diesen sah, von dem ich Dir jetzt sprechen will, vergeß ich der ganzen Welt, schwindet mir doch auch die Welt, wenn mich Erinnerung ergreift, — ja, sie schwindet. Mein Horizont hängt zu meinen Füßen, wölbt sich um mich, und ich stehe im Meer des Lichts, das von Dir ausgeht, und in aller Stille schweb' ich gelassenen Fluges über Berg und Tal zu Dir. Ach, lasse alles sein, mache Deine lieben Augen zu, leb' in mir einen Augenblick, vergesse, was zwischen uns liegt, die weiten Meilen und auch die lange Zeit. — Von da aus, wo ich Dich zum letztenmal sah, sehe mich an; ständ' ich doch vor Dir! — Könnt' ich's Dir deutlich machen! Der tiefe Schauder, der mich schüttelt, wenn ich eine Weile der Welt mit zugesehen habe, wenn ich dann hinter mich sehe in die Einsamkeit und fühle, wie fremd mir alles ist. Wie kommt's, daß ich dennoch grüne und blühe in dieser Ode? — Wo kommt mir der Tau, die Nahrung, die Wärme, der Segen her — von dieser Liebe zwischen uns, in der ich mich jetzt so lieblich fühle. — Wenn ich bei Dir wäre, ich wollte Dir viel wiedergeben für alles. — Es ist Beethoven, von dem ich Dir jetzt sprechen will, und bei dem ich der Welt und Deiner vergessen habe; ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausspreche, was jetzt vielleicht keiner versteht und glaubt, er schreitet weit der Bildung der ganzen Menschheit voran und ob wir ihn je einholen? — Ich zweifle; möge er nur leben, bis das gewaltige und erhabene Rätsel, das in seinem Geiste liegt, zu seiner höchsten Vollendung herangereift ist, ja, möge er sein höchstes Ziel erreichen, gewiß dann läßt er den Schlüssel zu einer himmlischen Erkenntnis in unseren Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt.

Vor Dir kann ich's wohl bekennen, daß ich an einen göttlichen Zauber glaube, der das Element der geistigen Natur ist, diesen Zauber übt Beethoven in seiner Kunst; alles, wessen er

Dich darüber belehren kann, ist reine Magie, jede Stellung ist Organisation einer höheren Existenz, und so fühlt Beethoven sich auch als Begründer einer neuen sinnlichen Basis im geistigen Leben; Du wirst wohl herausverstehen, was ich sagen will und was wahr ist. Wer könnte uns diesen Geist ersetzen? von wem könnten wir ein Gleichtes erwarten? — Das ganze menschliche Treiben geht wie ein Uhrwerk an ihm auf und nieder, er allein erzeugt frei aus sich das Ungeahnte, Unerhoffte, was sollte diesem auch der Verkehr mit der Welt, der schon vor Sonnenaufgang am heiligen Tagwerk ist, und nach Sonnenuntergang kaum um sich sieht, der seines Leibes Nahrung vergißt, und von der Begeisterung im Flug an den Ufern der flachen Alltagsleben vorübergetragen wird. Er selber sagte: „Wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen, denn, was ich sehe, ist gegen meine Religion, und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist als alle Weisheit und Philosophie, sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert, und ich bin der Bacchus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltet und sie geistestrunknen macht, wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie allerlei gefühlt, was sie mit aufs trockene bringen. — Keinen Freund hab' ich, ich muß mit mir allein leben, ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist wie den anderen in meiner Kunst, ich gehe ohne Furcht mit ihm um, ich hab' ihn jedesmal erkannt und verstanden, mir ist auch gar nicht bange um meine Musik, die kann kein bös' Schicksal haben, wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die anderen schleppen.“

Dies alles hat mir Beethoven gesagt, wie ich ihn zum erstenmal sah; mich durchdrang ein Gefühl von Ehrfurcht; wie er sich mit so freundlicher Offenheit gegen mich äußerte, da ich ihm doch ganz unbedeutend sein mußte; auch war ich verwundert, denn man hatte mir gesagt, er sei ganz menschenscheu und lasse sich mit niemand in ein Gespräch ein. Man fürchtete sich, mich zu ihm zu führen, ich mußte ihn allein aufsuchen, er hat drei Wohnungen, in denen er sich abwechselnd versteckt; eine auf dem Lande, eine in der Stadt und die dritte auf der Bastei, da fand ich ihn am Klavier, ich nannte meinen Namen, er war sehr freundlich und fragte: ob ich ein Lied hören wolle, das er eben komponiert habe; — dann sang er scharf und schneidend, daß die Wehmut auf den Hörer zurückwirkte: „Kennst du das Land, —“ nicht wahr, „es ist schön“, sagte er begeistert, „wunderschön, ich will's noch einmal tun“, er freute sich über meinen heiteren Beifall, „die meisten Menschen sind gerührt über etwas Gutes, das sind aber keine Künstlernaturen, Künstler sind feurig, die weinen nicht“, sagte er. Dann sang er noch ein Lied von Dir, das er auch in diesen Tagen komponiert hatte: „Trocknet nicht Tränen der ewigen Liebe.“ — Er begleitete mich nach Hause und unterwegs sprach er so laut und blieb auf der Straße stehen, daß Mut dazu gehörte, zuzuhören, er sprach mit großer Leidenschaft und viel zu überraschend, als daß ich nicht auch der Straße vergessen hätte, man war sehr verwundert, ihn mit mir in eine große Gesellschaft, die bei uns zum Diner war, eintreten zu sehen. Nach Tische setzte er sich unaufgefordert ans Instrument und spielte lang und wunderbar, sein Stolz fermentierte zugleich mit seinem Genie; in solcher Aufregung erzeugt sein Geist das Unbegreifliche, und seine Finger leisten das Unmögliche. Seitdem kommt er alle Tage, oder ich gehe zu ihm. Darüber versäume ich Gesellschaften, Galerien, Theater und sogar den Stephans-turm, Beethoven sagt: „Ach, was wollen Sie da sehen! Ich werde Sie abholen, wir gehen gegen Abend durch die Allee von Schönbrunn.“ Gestern ging ich mit ihm in einen herrlichen Garten, in voller Blüte alle Treibhäuser offen, der Duft war betäubend; Beethoven blieb in der drückenden Sonnenhitze stehen und sagte: „Goethes Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich, ich werde gestimmt

und aufgeregzt zum Komponieren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimnis der Harmonien schon in sich trägt. Da muß ich denn von dem Brennpunkt der Begeisterung die Melodien nach allen Seiten hin ausladen, ich verfolge sie, hole sie mit Leidenschaft wieder ein, ich sehe sie dahinflehen, in der Masse verschiedener Aufregungen verschwinden, bald erfasse ich sie mit erneuter Leidenschaft, ich kann mich nicht von ihr trennen, ich muß mit raschem Entzücken in allen Modulationen sie vervielfältigen und im letzten Augenblick da triumphiere ich über den ersten musikalischen Gedanken, sehen Sie, das ist eine Symphonie; ja Musik ist so recht die Vermittlung geistigen Lebens zum sinnlichen: Ich möchte mit Goethe hierüber sprechen, ob der mich verstehen würde? — Melodie ist das sinnliche Leben der Poesie. Wird nicht der geistige Inhalt eines Gedichtes zum sinnlichen Gefühl durch die Melodie? — empfindet man nicht in dem Lied der Mignon ihre ganze sinnliche Stimmung durch die Melodie? und erregt diese Empfindung nicht wieder zu neuen Erzeugungen? — da will der Geist zu schrankenloser Allgemeinheit sich ausdehnen, wo alles in allem sich bildet zum Bett der Gefühle, die aus dem einfachen musikalischen Gedanken entspringen, und die sonst ungeahnt verhallen würden; das ist Harmonie, das spricht sich in meinen Symphonien aus, der Schmelz vielseitiger Formen wogt dahin in einem Bett bis zum Ziel. Da fühlt man denn wohl, daß ein Ewiges, Unendliches, ein ganz zu Umfassendes in allem Geistigen liege, und obschon ich bei meinen Werken immer die Empfindung des Gelingens habe, so fühle ich einen ewigen Hunger, was mir eben erschöpft schien, mit dem letzten Paukenschlag, mit dem ich meinen Genuß, meine musikalische Überzeugung den Zuhörern einkeilte, wie ein Kind von neuem anzufangen. Sprechen Sie dem Goethe von mir, sagen Sie ihm, er soll meine Symphonien hören, da wird er mir recht geben, daß Musik der einzige unverkörperte Eingang in eine höhere Welt des Wissens ist, die wohl den Menschen umfaßt, daß er aber nicht sie zu fassen vermag. — Es gehört Rhythmus des Geistes dazu, die Musik in ihrer Wesenheit zu fassen, sie gibt Ahnung, Inspiration himmlischer Wissenschaften, und was der Geist sinnlich von ihr empfindet, das ist die Verkörperung geistiger Erkenntnis. — Obschon die Geister von ihr leben, wie man von der Luft lebt, so ist es nicht ein anderes, sie mit dem Geiste begreifen, — je mehr aber die Seele ihre sinnliche Nahrung aus ihr schöpft, je reifer wird der Geist zum glücklichen Einverständnis mit ihr. — Aber wenige gelangen dazu, denn so wie Tausende sich um der Liebe willen vermählen und die Liebe in diesen Tausenden sich nicht einmal offenbart, obschon sie alle das Handwerk der Liebe treiben, so treiben Tausende einen Verkehr mit der Musik und haben doch ihre Offenbarung nicht; auch ihr liegen die hohen Zeichen des Moralsinnes zugrunde wie jeder Kunst, alle echte Empfindung ist ein moralischer Fortschritt. — Sich selbst ihren unerforschlichen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den eigenen Geist bändigen und lenken, daß er ihre Offenbarungen ausströme, das ist das isolierende Prinzip der Kunst, von ihrer Offenbarung aufgelöst werden, das ist die Hingabe an das Göttliche, was in Ruhe seine Herrschaft an dem Rasen ungebändigter Kräfte übt und so der Phantasie die höchste Wirksamkeit verleihe. So vertritt die Kunst allemal die Gottheit, und das menschliche Verhältnis zu ihr ist Religion, was wir durch die Kunst erwerben, das ist von Gott, göttliche Eingebung, die den menschlichen Beziehungen ein Ziel steckt, was er erreicht.

Wir wissen nicht, was uns Erkenntnis verleihe; das fast verschlossene Samenkorn bedarf des feuchten, elektrisch warmen Bodens, um zu treiben, zu denken, sich auszusprechen, Musik ist der elektrische Boden, in dem der Geist lebt, denkt, erfindet. Philosophie ist ein Niederschlag ihres elektrischen Geistes; das Gefühl ihrer Bedürftigkeit, die alles auf ein Urprinzip gründen

will, wird durch sie gehoben, obschon der Geist dessen nicht mächtig ist, was er durch sie erzeugt, so ist er doch glückselig in dieser Erzeugung, so ist jede echte Erzeugung der Kunst unabhängig, mächtiger als der Künstler selbst; kehrt durch ihre Erscheinung zum Göttlichen zurück, hängt nur darin mit dem Menschen zusammen, daß sie Zeugnis gibt von der Verwicklung des Göttlichen in ihm. Musik gibt dem Geist die Beziehung zur Harmonie. Ein Gedanke abgesondert, hat doch das Gefühl der Gesamtheit der Verwandtschaft im Geist; so ist jeder Gedanke in der Musik in innigster, unteilbarster Verwandtschaft mit der Gesamtheit der Harmonie, die Einheit ist. Alles Elektrische regt den Geist zu musicalischer, fließender, ausströmender Erzeugung.

Ich bin elektrischer Natur.— Ich muß abbrechen mit meiner unweislichen Weisheit, sonst möchte ich die Probe versäumen, schreiben Sie an Goethe von mir, wenn Sie mich verstehen, aber verantworten kann ich nichts und will mich auch gern belehren lassen von ihm. —"

Ich versprach ihm, so gut ich begreife, Dir alles zu schreiben. Er führte mich zu einer großen Musikprobe, mit vollem Orchester, da saß ich im weiten unerhellten Raum in einer Loge ganz allein; einzelne Streiflichter stahlen sich durch Ritzen und Astlöcher, in denen ein Strom bunter Lichtfunken hin und her tanzte, wie Himmelsstraßen mit unzähligen Geistern bevölkert.

Da sah ich denn diesen ungeheuren Geist sein Regiment führen. O Goethe! Kein Kaiser und kein König hat so dies Bewußtsein seiner Macht, und daß alle Kraft von ihm ausgehe wie dieser Beethoven, der eben noch im Garten nach einem Grund suchte, wo ihm denn alles herkomme; verständ' ich ihn, sowie ich ihn fühle, dann wüßt' ich alles. Dort stand er, so fest entschlossen, seine Bewegungen, sein Gesicht drückten die Vollendung seiner Schöpfung aus, er kam jedem Fehler, jedem Mißverstehen zuvor, kein Hauch war willkürlich, alles war durch die großartige Gegenwart seines Geistes in die besonnenste Tätigkeit versetzt. Man möchte Weissagen, daß ein solcher Geist in späterer Vollendung als Weltherrscher wieder auftreten werde.

Gestern abend schrieb ich noch alles auf, heute morgen las ich's ihm vor, er sagte: „Hab' ich das gesagt? — Nun, dann habe ich einen Raptus gehabt.“ Er las es noch einmal aufmerksam, und strich das oben aus und schrieb zwischen die Zeilen, denn es ist ihm drum zu tun, daß Du ihn verstehst.

Erfreue mich nun mit einer baldigen Antwort, die dem Beethoven beweist, daß Du ihn würdigst, es war ja immer unser Plan, über Musik zu sprechen, ja ich wollte auch, aber durch Beethoven fühl' ich nun erst, daß ich der Sache nicht gewachsen bin.

Bettine

DAS ROMANTISCHE MÄRCHEN

FRIEDRICH DE LA MOTTE-FOUQUÉ

1777—1843

Aus: Undine. Ein Märchen

VIERZEHNTES KAPITEL

Das Schwarztal lag tief in die Berge hinein. Wie es jetzo heißt, kann man nicht wissen. Damals nannten es die Landleute so wegen der tiefen Dunkelheit, welche von hohen Bäumen, worunter es vorzüglich viele Tannen gab, in die Niederung heruntergestreut ward. Selbst der Bach, der zwischen den Klippen hinstrudelte, sah davon ganz schwarz aus und gar nicht so fröhlich, wie es Gewässer wohl zu tun pflegen, die den blauen Himmel unmittelbar über sich haben. Nun, in der hereinbrechenden Dämmerung war es vollends sehr wild und finster zwischen den Höhen geworden. Der Ritter trabte ängstlich die Bachesufer entlang, er fürchtete bald durch Verzögerung die Flüchtige zu weit vorauszulassen, bald wieder in der großen Eile, sie irgendwo, dafern sie sich vor ihm verstecken wollte, zu übersehen. Er war indes schon ziemlich tief in das Tal hineingekommen und konnte nun denken, das Mägdlein bald eingeholt zu haben, wenn er anders auf der rechten Spur war. Die Ahnung, daß er das auch wohl nicht sein könne, trieb sein Herz zu immer ängstlicheren Schlägen. Wo sollte die zarte Bertalda bleiben, wenn er sie nicht fand, in der drohenden Wetternacht, die sich immer furchtbarer über das Tal hereinbog? Da sah er endlich etwas Weißes am Hange des Berges durch die Zweige schimmern. Er glaubte Bertaldas Gewand zu erkennen und machte sich hinzu. Sein Roß aber wollte nicht hinan; es bäumte sich so ungestüm, und er wollte so wenig Zeit verlieren, daß er — zumal da ihm wohl ohnehin zu Pferde das Gesträuch allzu hinderlich geworden wäre — absaß und den schnaubenden Hengst an eine Rüster band, worauf er sich dann vorsichtig durch die Büsche hinarbeitete. Die Zweige schlügen ihm unfreundlich Stirn und Wangen mit der kalten Nässe des Abendtaus; ein ferner Donner murmelte jenseits der Berge hin; es sah alles so seltsam aus, daß er anfing, eine Scheu vor der weißen Gestalt zu empfinden, die nun schon unfern von ihm am Boden lag. Doch konnte er ganz deutlich unterscheiden, daß es ein schlafendes oder ohnmächtiges Frauenzimmer in langen, weißen Gewändern war, wie sie Bertalda heute getragen hatte. Er trat dicht vor sie hin, rauschte an den Zweigen, klornte an seinem Schwerte — sie regte sich nicht. — „Bertalda!“ sprach er, erst leise, dann immer lauter — sie hörte nicht. Als er zuletzt den teuren Namen mit gewaltsamer Anstrengung rief, hallte ein dumpfes Echo aus den Berghöhlen des Tales lallend zurück: Bertalda! — aber die Schläferin blieb unerweckt. Er beugte sich zu ihr nieder; die Dunkelheit des Tales und der einbrechenden Nacht ließen keinen ihrer Gesichtszüge unterscheiden. Als er sich nun eben mit einem gramvollen Zweifel ganz nahe zu ihr an den Boden gedrückt hatte, fuhr ein Blitz schnell erleuchtend über das Tal hin. Er sah ein abscheulich verzerrtes Antlitz vor sich, das mit dumpfer Stimme rief: „Gib mir 'nen Kuß, du verliebter Schäfer!“ — Vor Entsetzen schreiend, fuhr Huldbrand in die Höh', die häßliche Gestalt ihm nach. — „Zu Haus!“ murmelte sie: „die Unholde sind wach. Zu Haus, sonst hab' ich dich!“ — Und es griff nach ihm mit langen, weißen Armen. — „Türkischer Kühlleborn“, rief der Ritter, sich ermannend, „was gilt's, du bist es, du Kobold!

Da hast du 'nen Kuß!" — Und wütend hieb er mit dem Schwerte gegen die Gestalt. Aber die zerstob, und ein durchnässender Wasserguß ließ dem Ritter keinen Zweifel darüber, mit welchem Feinde er gestritten habe.

„Er will mich zurückschrecken von Bertalda“, sagte er laut zu sich selbst; „er denkt, ich soll mich vor seinen albernen Spukereien fürchten und ihm das arme, geängstete Mädchen hingeben, damit er sie seine Rache können fühlen lassen. Das soll er doch nicht, der schwächliche Elementargeist! Was eine Menschenbrust vermag, wenn sie so recht will, so recht aus ihrem besten Leben will, das versteht der ohnmächtige Gaukler nicht.“ — Er fühlte die Wahrheit seiner Worte, und daß er sich selbst dadurch einen ganz erneuten Mut in das Herz gesprochen habe. Auch schien es, als trate das Glück mit ihm in Bund, denn noch war er nicht wieder bei seinem angebundenen Rosse, da hörte er schon ganz deutlich Bertaldas klagende Stimme, wie sie unfern von ihm durch das immer lauter werdende Geräusch des Donners und Sturmwindes hinüberweinte. Besflügelten Fußes eilte er dem Schalle nach und fand die erbebende Jungfrau, wie sie eben die Höhe hinanzuklimmen versuchte, um sich auf alle Weise aus dem schaurigen Dunkel dieses Tales zu retten. Er aber trat ihr liebkosend in den Weg, und so kühn und stolz auch früher ihr Entschluß mochte gewesen sein, empfand sie doch jetzt nur allzu lebendig das Glück, daß ihr im Herzen geliebter Freund sie aus der furchtbaren Einsamkeit erlöse, und das helle Leben in der befreundeten Burg so anmutige Arme nach ihr ausstrecke. Sie folgte fast ohne Widerspruch, aber so ermattet, daß der Ritter froh war, sie bis zu seinem Rosse geleitet zu haben, welches er nun eilig losknüpfte, um die schöne Wanderin hinaufzuheben und es alsdann am Zügel durch die ungewissen Schatten der Talgegend vorsichtig sich nachzuleiten.

Aber das Pferd war ganz verwildert durch Kühleborns tolle Erscheinung. Selbst der Ritter würde Mühe gebraucht haben, auf des bäumenden, wild schnaubenden Tieres Rücken zu springen; die zitternde Bertalda hinaufzuheben war eine volle Unmöglichkeit. Man beschloß also zu Fuß heimzukehren. Das Roß am Zügel nachzerrend, unterstützte der Ritter mit der anderen Hand das schwankende Mägdlein. Bertalda machte sich so stark als möglich, um den furchtbaren Talgrund schnell zu durchwandeln, aber wie Blei zog die Müdigkeit sie herab, und zugleich bebten ihr alle Glieder zusammen, teils noch von mancher überstandenen Angst, womit Kühleborn sie vorwärts gehetzt hatte, teils auch in der fortduernden Bangigkeit vor dem Geheul des Sturmes und Donners durch die Waldung des Gebirges.

Endlich entglitt sie dem stützenden Arm ihres Führers, und, auf das Moos hingesunken, sagte sie: „Laßt mich nur hier liegen, edler Herr! Ich büße meiner Torheit Schuld und muß nun doch auf alle Weise hier verkommen vor Mattigkeit und Angst.“ — „Nimmermehr, holde Freundin, verlaß ich Euch!“ rief Huldbrand, vergeblich bemüht, den brausenden Hengst an seiner Hand zu bändigen, der ärger als vorhin zu tosen und zu schäumen begann; der Ritter war endlich nur froh, daß er ihn von der hingesunkenen Jungfrau fern genug hielt, um sie nicht durch die Furcht vor ihm noch mehr zu erschrecken. Wie er sich aber mit dem tobenden Pferde nur kaum einige Schritte entfernte, begann sie auch gleich ihm auf das allerjämmerlichste nachzurufen, des Glaubens, er wolle sie wirklich hier in der entsetzlichen Wildnis verlassen. Er wußte gar nicht mehr, was er beginnen sollte. Gern hätte er dem wütenden Tiere volle Freiheit gegeben, durch die Nacht hinzutürmen und seine Raserei auszutoben, hätte er nur nicht fürchten müssen, es würde in diesem engen Paß mit seinen beerzten Hufen eben über die Stelle hindonnern, wo Bertalda lag.

Während dieser großen Not und Verlegenheit war es ihm unendlich trostreich, daß er einen Wagen langsam den steinigen Weg hinter sich herabfahren hörte. Er rief um Beistand; eine männliche Stimme antwortete, verwies ihn zur Geduld, aber versprach zu helfen, und bald darauf leuchteten schon zwei Schimmel durch das Gebüsch, der weiße Kärrnerkittel ihres Führers nebenher, worauf sich denn auch die große weiße Leinwand sehen ließ, mit welcher die Waren, die er bei sich führen mochte, überdeckt waren. Auf ein lautes *Brr!* aus dem Munde ihres Herrn standen die gehorsamen Schimmel. Er kam gegen den Ritter heran und half ihm das schäumende Tier bändigen. — „Ich merke wohl“, sagte er dabei, „was der Bestie fehlt. Als ich zuerst durch diese Gegend zog, ging es meinen Pferden nicht besser. Das macht, hierwohnt ein böser Wassernix, der an solchen Neckereien Lust hat. Aber ich hab' ein Sprüchlein gelernt: wenn Ihr mir vergönnen wolltet, dem Rosse das ins Ohr zu sagen, so sollt' es gleich so ruhig stehen, wie meine Schimmel da.“ — „Versucht Euer Heil und helft nur bald!“ schrie der ungeduldige Ritter. Da bog der Fuhrmann den Kopf des bäumenden Pferdes zu sich herunter und sagte ihm einige Worte ins Ohr. Augenblicklich stand der Hengst gezähmt und friedlich still, und nur ein erhitztes Keuchen und Dampfen zeugte noch von der vorherigen Unbändigkeit. Es war nicht viel Zeit für Huldbbrand, lange zu fragen, wie dies zugegangen sei. Er ward mit dem Kärrner einig, daß er Bertalda auf den Wagen nehmen solle, wo seiner Aussage nach die weichste Baumwolle in Ballen lag, und so möge er sie bis nach Burg Ringstetten führen; der Ritter wollte den Zug zu Pferde begleiten. Aber das Roß schien von seinem vorigen Toben zu erschöpft, um noch seinen Herrn so weit zu tragen, weshalb diesem der Kärrner zuredete, mit Bertalda in den Wagen zu steigen. Das Pferd könne man ja hinten anbinden. — „Es geht bergunter“, sagte er, „und da wird's meinen Schimmeln leicht.“ — Der Ritter nahm das Erbieten an und bestieg mit Bertalda den Wagen, der Hengst folgte geduldig nach, und rüstig und achtsam schritt der Fuhrmann beiher.

In der Stille der tiefer dunkelnden Nacht, aus der das Gewitter immer ferner und schweigamer abdonnerte, in dem behaglichen Gefühl der Sicherheit und des bequemen Fortkommens, entspann sich zwischen Huldbrand und Bertalda ein trauliches Gespräch. Mit schmeichelnden Worten schalt er sie um ihr trotziges Flüchten; mit Demut und Rührung entschuldigte sie sich, und aus allem, was sie sprach, leuchtete es hervor gleich einer Lampe, die dem Geliebten zwischen Nacht und Geheimnis kundgibt, die Geliebte harre noch sein. Der Ritter fühlte den Sinn dieser Reden weit mehr, als daß er auf die Bedeutung der Worte acht gegeben hätte, und antwortete auch einzig auf jenen. Da rief der Fuhrmann plötzlich mit kreischender Stimme: „Hoch, ihr Schimmel! Hoch den Fuß! Nehmt euch zusammen, Schimmel, denkt hübsch, was ihr seid!“

Der Ritter beugte sich aus dem Wagen und sah, wie die Pferde mitten im schäumenden Wasser dahinschriften oder fast schon schwammen, des Wagens Räder wie Mühlenräder blinkten und rauschten, der Kärrner vor der wachsenden Flut auf das Fuhrwerk gestiegen war.

„Was soll das für ein Weg sein? Der geht ja mitten in den Strom!“ rief Huldbrand seinem Führer zu.

„Nein, Herr“, lachte dieser zurück: „es ist gerad umgekehrt. Der Strom geht mitten in unseren Weg. Seht Euch nur um, wie alles übergetreten ist!“

In der Tat wogte und rauschte der ganze Talgrund von plötzlich empörten, sichtbar steigenden Wellen. „Das ist Kühleborn, der böse Wassernix, der uns ersäufen will!“ rief der Ritter. „Weißt du kein Sprüchlein wider ihn, Gesell?“ — „Ich wüßte wohl eins“, sagte der Fuhrmann, „aber ich kann und mag es nicht eher brauchen, als bis Ihr wißt, wer ich bin.“ —

„Ist es hier Zeit zu rätseln?“ schrie der Ritter. „Die Flut steigt immer höher, und was geht es mich an, zu wissen, wer du bist?“ — „Es geht Euch aber doch was an“, sagte der Fuhrmann, „denn ich bin Kühleborn.“ — Damit lachte er verzerrten Antlitzes zum Wagen herein, aber der Wagen blieb nicht Wagen mehr, die Schimmel nicht Schimmel; alles verschäumte, verrann in zischenden Wogen, und selbst der Fuhrmann bäumte sich als eine riesige Welle empor, riß den vergeblich arbeitenden Hengst unter die Gewässer hinab und wuchs dann wieder und wuchs über den Häuptern des schwimmenden Paars, wie zu einem feuchten Turme an und wollte sie ebenrettungslos begraben. —

Da scholl Undines anmutige Stimme durch das Getöse hin; der Mond trat aus den Wolken, und mit ihm war Undine auf den Höhen des Talgrundes sichtbar. Sie schalt, sie drohte in die Fluten hinab, die drohende Turmeswoge verschwand murrend und murmelnd; leise rannen die Wasser im Mondglanze dahin, und wie eine weiße Taube sah man Undine von der Höhe hinabtauchen, den Ritter und Bertalda erfassen und mit sich nach einem frischen Rasenfleck auf der Höhe emporheben, wo sie mit ausgesuchten Labungen Ohnmacht und Schrecken vertrieb; dann half sie Bertalda zu dem weißen Zelter, der sie selbst hergetragen hatte, hinaufheben, und so gelangten alle drei nach Burg Ringstetten zurück.

ROMANTISCHE PHANTASTIK

E. T. A. HOFFMANN

1776—1822

Aus: „Die Serapions-Brüder“

Mit Severin saß ich im Berliner Tiergarten, als sich das vor unseren Augen zutrug, was den Stoff her gab zu der Erzählung, die ich unter dem Titel: Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde aufschrieb und die ich mitgebracht habe, um sie euch vorzulesen. Als nämlich, wie ihr nachher vernehmen werdet, das schöne Mädchen das ihr heimlich zugestekte Brieflein mit Tränen in den Augen las, warf mir Severin leuchtende Blicke zu und flüsterte: das ist etwas für dich, Ottmar! — Deine Phantasie muß die Fittiche regen! — schreibe nur gleich hin, was es für eine Bewandtnis hat mit dem Mädchen, dem Brieflein und den Tränen! — Ich tat das! —

Die Freunde setzten sich an den runden Tisch, Ottmar zog ein Manuskript hervor und las:

Ein Fragment aus dem Leben dreier Freunde

Am zweiten Pfingsttag war das sogenannte Webersche Zelt, ein öffentlicher Ort im Berliner Tiergarten, von Menschen allerlei Art und Gattung so überfüllt, daß Alexander nur durch unablässiges Rufen und Verfolgen dem verdrießlichen, durch die Menge hin und her gedrängten Kellner einen kleinen Tisch abzutrotzen vermochte, den er unter die schönen Bäume hinten heraus, auf den Platz am Wasser stellen ließ, und woran er mit seinen beiden Freunden Severin und Marzell, die unterdessen, nicht ohne strategische Künste, Stühle erbeutet, in der gemütlichsten Stimmung von der Welt sich hinsetzte. Erst seit wenigen Tagen hatte jeder sich in Berlin eingefunden, Alexander aus einer entfernten Provinz, um die Erbschaft einer alten Tante, die unverheiratet gestorben, in Empfang zu nehmen, Marzell und Severin, um die Zivilverhältnisse wieder anzuknüpfen, die sie, den eben beendigten Feldzug mitmachend, so lange aufgegeben. Heute wollten sie sich des Wiedersehens und Wiederfindens recht erfreuen, und, wie es zu geschehen pflegt, nicht der ereignisreichen Vergangenheit, nein! des nächsten Augenblicks, des eben bestehenden Tuns und Treibens im Leben wurde zuerst gedacht. „Wahrhaftig“, sprach Alexander, indem er die dampfende Kaffeekanne ergriff und den Freunden einschenkte, „wahrhaftig, wenn ihr mich sehen solltet, in der abgelegenen Wohnung der verstorbenen Tante, wie ich morgens in finsterem Schweigen pathetisch die hohen mit düsteren Tapeten behangten Zimmer durchwandle, wie dann Jungfer Anne, die Haushälterin der Seligen, ein kleines gespenstisches Wesen, hineinkeucht und hustelt, die zinnernen Präsentierteller mit dem Frühstück in den zitternden Armen tragend, das sie mit einem seltsamen rückwärts ausgleitenden Knicks auf den Tisch stellt, und dann ohne ein Wort zu reden seufzend und auf zu weiten Pantoffeln schlarrend, wie das Bettelweib von Lokarno, sich wegbegibt; wie Kater und Mops, mich mit ungewissen Blicken von der Seite anschielend, ihr folgen, wie ich dann allein von einem melancholischen Papagei angeschnurrt, von nickenden Pagoden dumm angelächelt, eine Tasse nach der anderen einschlürfe, und kaum wage, das

jungfräuliche Gemach, in dem sonst nur Bernstein- und Mastix-Opfer galten, durch schnöden Tabaksqualm zu entweihen — ja, wenn ihr mich so sehen solltet, ihr müßtet mich durchaus was weniges für verhext, für eine Art Merlin halten. Ich kann euch sagen, daß nur die leidige Bequemlichkeit, die ihr schon so oft mir vorwarfet, daran schuld ist, daß ich gleich, ohne mich nach einer anderen Wohnung umzusehen, in das öde Haus der Tante zog, das die pedantische Gewissenhaftigkeit des Testamentsvollziehers zu einem recht unheimlichen Aufenthalt gemacht hat. So wie die wunderliche Person, die ich kaum gekannt, es verordnete, blieb alles bis zu meiner Ankunft in unverändertem Zustande. Neben dem in schneeweissen Linnen und meergrüner Seide prangenden Bette steht noch das kleine Taburett, auf dem, wie sonst, das ehrbare Nachtkleid mit der stattlichen vielbebänderten Haube liegt, unten stehen die grandiosen gestickten Pantoffeln und eine silberne hellpolierte Sirene als Henkel irgendeines unentbehrlichen Geschirrs funkelt unter der mit weißen und bunten Blumen bestreuten Bettdecke hervor. Im Wohnzimmer liegt die unvollendete Näherei, die die Selige kurz vor ihrem Hinscheiden unternahm. Arndts wahres Christentum aufgeschlagen daneben; was aber für mich wenigstens das Unheimliche und Grauliche vollendet, ist, daß in ebendemselben Zimmer das lebensgroße Bild der Tante hängt, wie sie sich vor fünfunddreißig bis vierzig Jahren in vollem Brautschmuck malen ließ und daß, wie mir die Jungfer Anne unter vielen Tränen erzählt hat, sie in eben diesem vollständigen Brautschmuck begraben worden ist.“ „Welch eine eigene Idee“, sprach Marzell, „die aber sehr naheliegt“; fiel ihm Severin ins Wort, „da verstorbene Jungfrauen Christusbräute sind, und ich hoffe, daß niemand so ruchlos sein wird, diesen auch der bejahrten Jungfrau geziemenden frommen Glauben zu belächeln, wiewohl ich nicht verstehe, warum sich die Tante früher gerade als Braut malen ließ.“ „So, wie mir erzählt worden“, nahm Alexander das Wort, „war die Tante wirklich einmal versprochen, ja, der Hochzeitstag war da, und sie erwartete in vollem Brautschmuck den Bräutigam, der aber ausblieb, weil er für gut gefunden hatte, mit einem Mädchen, das er früher geliebt, an demselben Tage die Stadt zu verlassen. Die Tante zog sich das sehr zu Gemüte und ohne im mindesten verwirrten Verstandes zu sein, feierte sie von Stund an den Tag des verfehlten Ehestandes auf eigene Weise. Sie legte nämlich frühmorgens den vollständigen Brautstaat an, ließ, wie es damals geschehen, in dem sorgfältig gereinigten Putzzimmer ein kleines, mit vergoldetem Schnitzwerk verziertes Nußbaumtischchen stellen, darauf Schokolade, Wein und Gebakenes für zwei Personen servieren und harrte, indem sie seufzend und leise klagend im Zimmer auf und ab ging, bis zehn Uhr abends des Bräutigams. Dann betete sie eifrig, ließ sich entkleiden und ging still in sich gekehrt zu Bett.“ „Das kann nun“, sprach Marzell, „mich bis in das Innerste rühren. Weh' dem Treulosen, der der Armen diesen nie zu verwindenden Schmerz bereitete.“ „Die Sache“, erwiderte Alexander, „hat eine Kehrseite. Den Mann, den du treulos schiltst, und der es bleibt, möchte er auch Gründe dazu haben wie er wollte, warnte doch wohl zuletzt ein guter Genius, oder wenn du willst, ein besserer Sinn wurde Meister über ihn. Er hatte nur nach der Tante schnödem Mammon getrachtet, denn er wußte, daß sie herrschsüchtig, zänkisch, geizig, kurz ein arger Quälgeist war.“

„Mag das sein“, sprach Severin, indem er die Pfeife auf den Tisch legte und mit übereinander geschränkten Armen sehr ernst und nachdenklich vor sich hinschaute, „mag das sein, aber konnte denn die still rührende Totenfeier, die resignierte, nur ins Innere hineintönende Klage um den Treulosen anders, als aus einem tiefen, zarten Gemüt kommen, dem jene irdischen Gebreden, wie du sie der armen Tante vorwirfst, fremd sein müssen? Adh! wohl mag jene Verbitterung, der wir, hart im Leben angegriffen, kaum zu widerstehen vermögen,

wohl oft mag sie mißgestaltet hervorgetreten sein, daß es auf alles, was die Alte umgab, so verstörend wirkte; aber ein Jahr voll Plage hätte jener wiederkehrende fromme Tag für mich wenigstens gut gemacht.“ „Ich gebe dir recht, Severin“, sprach Marzell; „die alte Tante, der der Herr eine fröhliche Urtand geben möge, kann nicht so böse gewesen sein, wie Alexander doch nur von Hörensagen behauptet. Mit im Leben und durch das Leben verbitterten Personen mag ich indessen auch nicht viel zu tun haben; und es ist besser, daß Freund Alexander sich an der Geschichte von der Hochzeits-Totenfeier der Alten erbaut und die gefüllten Kisten und Kasten durchstöbert, oder das reiche Inventarium beäugelt, als daß er die verlassene Braut



Zeichnung von E. T. A. Hoffmann zur Kreisleriana

lebendig im Brautschmuck des Geliebten harrend, um ihren Schokoladentisch wandeln sieht.“ Heftig setzte Alexander die Tasse Kaffee, die er an den Mund gebracht, ohne zu trinken wieder auf den Tisch, und rief, indem er die Hände zusammenschlug: „Herr des Himmels! bleibe mir weg mit solchen Gedanken und Bildern, es ist mir wahrhaftig hier im lieben hellen Sonnenschein so zumute, als werde mitten aus jener Gruppe von jungen Mädchen dort die alte Tante im Brautschmuck recht gespenstisch hervorgucken.“ „Dieses grauliche Gefühl“, sprach Severin leise lächelnd, und die kleinen blauen Wölkchen aus der Pfeife, die er wieder genommen, schnell weghauchend, „dieses grauliche Gefühl ist die gerechte Strafe deines Frevels, da du von der Seligen, die dir im Tode Gutes erzeigt, schlecht gesprochen“. „Wißt ihr wohl, Leute“, fing Alexander wiederum an, „wißt ihr wohl, daß es mir scheint, als wäre die Luft in meiner Wohnung so von dem Geist und Wesen der alten Jungfer imprägniert, daß man nur ein paarmal vierundzwanzig Stunden drin gewesen sein darf, um selbst etwas davon wegzubekommen?“ Marzell und Severin schoben in dem Augenblick ihre leeren Tassen Alexandern hin, der mit Geschicklichkeit und Umsicht den Zucker in gehörigem Verhältnis verteilte, ebenso mit Kaffee und Milch verfuhr und also weiter sprach: „Schon daß mir das meiner Art und Weise ganz

fremde Talent des Kaffee-Einschenkens mit einemmal zugekommen; daß ich, als gält' es der Übung meines Berufes, gleich die Kanne ergriff, daß ich des geheimen Verhältnisses der Süße und Bitterkeit mächtig bin, daß ich kein Tröpfchen vergieße, schon das muß euch, ihr Leute, besonders und geheimnisvoll vorkommen, aber ihr werdet noch mehr erstaunen, wenn ich euch sage, daß sich bei mir ein besonderes Wohlgefallen an blankgescheuertem Zinn und Kupfer, an Linnen, an silberner Gerätschaft, an Porzellan und Gläsern, kurz an einer eingerichteten Wirtschaft, wie sie im Nachlaß der Tante vorhanden, eingefunden hat. Ich schaue das alles mit einer gewissen Behaglichkeit an, und mir ist plötzlich so, als sei es hübsch, mehr zu besitzen als ein Bett, einen Tisch, einen Schemel, einen Leuchter und ein Tintenfaß! — Mein Herr Testamentsvollzieher lächelt und meint, ich dürfe nun nachgerade heiraten, ohne mich um etwas anderes zu bekümmern, als um die Braut und um den Prediger. Im Herzen, meint er denn nun wohl weiter, daß die Braut nicht zu weit zu suchen sein dürfte. Er hat nämlich selbst ein Töchterlein, ein ganz kleines putziges Ding mit großen Augen, die noch kindlich und kindisch tut, wie Gurli mit naiven Redensarten um sich wirft und herumhüpft wie eine Bachstelze. Das mag nun vor sechzehn Jahren ihr, vermöge der kleinen Elfenfigur, recht gut gestanden haben, aber jetzt im zweitunddreißigsten Jahr wird einem ganz bange und unheimlich dabei." „Ach", rief Severin, „und doch ist diese verderbliche eigene Mystifikation so natürlich! — Wo ist der Punkt zu finden, in dem ein Mäddchen, das sich durch irgendeine Eigentümlichkeit im Leben festgestellt hat, plötzlich sich selbst sagen soll: ich bin nicht mehr das, was ich war; die Farben, in die ich mich sonst putzte, sind frisch und jugendlich geblieben, aber mein Antlitz ist verbleicht! Darum — man dulde! — man ertrage! Mir flößt ein solches, doch nur in harmloser Verirrung befangenes Mädchen Gefühle der tiefsten Wehmut ein, und schon deshalb könnte ich mich tröstend ihr anschmiegen." „Du merbst, Alexander", sprach Marzell, „daß Freund Severin heute in seiner duldsamen Stimmung ist. Erst hat er sich der alten Tante angenommen, jetzt flößt ihm deines Testamentsvollziehers — es ist ja doch wohl der Kriegsrat Falter — ja jetzt flößt ihm Falters zweitunddreißigjähriges Alräündchen, die ich recht gut kenne, wehmütige Gefühle ein, und er wird dir gleich raten, sie zur Frau zu nehmen, um sie nur der unheimlichen Naivität zu entreißen, denn der wird sie, wenigstens hinsichts deiner, gleich nach dem Jawort entsagen. Aber tue es nicht, denn die Erfahrung lehrt, daß kleine naive Personen der Art bisweilen, oder vielmehr gar oft, etwas kätzlicher Natur sind, und aus dem Sammetpfötchen, womit sie dich vor dem Priestersegen streichelten, bald nachher bei schicklicher Gelegenheit gar nicht unebene Krallen hervorspringen lassen." „Herr des Himmels!" unterbrach Alexander den Freund. „Herr des Himmels! welch Geschwätz! Weder Falters naives zweitunddreißigjähriges Alräündchen noch sonst ein Gegenstand, sei er zehnmal so hübsch und jung und reizend als sie, kann mich verlocken, die goldenen Jahre jugendlicher Freiheit, die ich nun erst, da mir Gut zugefallen, recht nutzen will, mir selbst mutwillig zu verderben. In der Tat, die alte bräutliche Tante wirkt so spukhaft auf mich ein, daß ich unwillkürlich mit dem Worte Braut ein unheimliches, grauliches, freudestörendes Wesen verbinde." „Ich bedaure dich", sprach Marzell, „was mich betrifft, so fühle ich, denke ich mir ein bräutlich geschmücktes Mädchen, süße heimliche Schauer mich durchbeben, und sehe ich solch ein Wesen dann wirklich, so ist es mir, als müsse mein Geist sie mit einer höheren Liebe, die nichts gemein hat mit dem Irdischen, umfassen." „Oh, ich weiß es schon", erwiderte Alexander, „du verliebst dich in der Regel in alle Bräute, und oft steht in dem Sanktuario, das du phantastischerweise in deinem Inneren angelegt, wohl auch schon die Geliebte eines anderen." „Er liebt mit den Liebenden", sprach Severin, „und darum liebe ich

ihn so herzlich!" — „Ich werde ihm“, rief Alexander lachend, „die alte Tante über den Hals schicken und so mich von einem Spuk befreien, der mir lästig ist. — Ihr schaut mich mit fragenden Blicken an? — Nun ja doch! — Die alte Jungfernatur lässt sich in mir auch dadurch verspüren, daß ich an einer ganz unerträglichen Gespensterfurcht leide und mich gebärde wie ein kleiner Bube, den die Wartfrau mit irgendeinem Mummel ängstigt. Es passiert mir nämlich nichts Geringeres, als daß ich oft am hellen Tage, vorzüglich in der Mittagsstunde, wenn ich in die großen Kisten und Kästen schaue, dicht neben mir der alten Tante spitze Nase erblicke und ihre langen dünnen Finger, wie sie hineinfahren in die Wäsche, in die Kleider und darin wühlen. — Nehme ich wohlgefällig ein Kesselchen herab oder eine Kasserolle, so schütteln sich die



Zeichnung von E. T. A. Hoffmann zur Erzählung „Der Sandmann“

übrigen, und ich denke, nun wird die gespenstische Hand mir gleich ein anderes Kesselchen oder Kasserollchen präsentieren. Da werfe ich alles beiseite und renne, ohne mich umzuschauen, nach dem Zimmer zurück und singe oder pfeife durchs geöffnete Fenster auf die Straße heraus, worüber sich Jungfer Anne sichtlich ärgert. Daß nun aber die Tante in der Tat jede Nacht Punkt zwölf Uhr umherwandelt, steht fest.“ Marzell lachte laut auf, Severin blieb ernst und rief: „Erzähle nur; am Ende läuft's auf eine Abgeschmacktheit hinaus, denn wie solltest du bei deiner entsetzlichen Aufklärung zum Geisterseher werden.“ „Nun, Severin“, fuhr Alexander fort, „und du, Marzell, ihr wißt beide, daß niemand sich mehr gesträubt hat gegen allen Gespensterglauben als ich. Niemals in meinem Leben, bis jetzt, ist mir das mindeste Außerordentliche begegnet, und selbst die sonderbare, Sinn und Geist in körperlichem Schmerz lähmende Angst, die die Nähe des fremden geistigen Prinzips aus einer anderen Welt verursachen soll, blieb mir fremd. Hört aber nur, was mir geschah in der ersten Nacht, als ich eingetroffen.“ „Erzähle leise“, sprach Marzell, „denn mich dünkt, hier unsere Nachbarschaft müht sich zuzuhören und zu verstehen.“ „Das soll sie“, erwiderte Alexander, „um so weniger, als ich eigentlich auch euch meine Gespenstergeschichte verschweigen wollte. Doch — ich will nun einmal erzählen! Also! Jungfer Anne empfing mich ganz in Schmerz und Trauer aufgelöst. Den silbernen Armleuchter in der zitternden Hand, ähzte und keuchte sie vor mir her durch die öden Zimmer bis ins Schlaf-

gemach. Hier mußte der Postknecht meinen Koffer absetzen. Der Kerl, indem er das reichliche Trinkgeld mit einem: Schön Dank, sehr weitläufig, den breiten Rock zurückslagend, in die Hosentasche hineinschob, sah sich mit lachendem Gesicht im Zimmer um, bis sein Blick auf das hochgetürmte Bett mit meergünen Gardinen fiel, von dem ich schon vorhin sprach. ,Tausend — tausend!' rief er nun, „da wird der Herr schön ruhen, besser wie im Postwagen, und da liegt ja auch schon Schlafrock und Mützchen!“ — Der Ruchlose meinte der Tante ehrbares Nachtkleid. Jungfer Anne ließ, wie zusammensinkend, beinahe den silbernen Leuchter fallen, ich ergriff ihn schnell und leuchtete dem Postknecht hinaus, der sich mit einem schelmischen Blick auf die Alte entfernte. Als ich zurückkam, zitterte und bebte Jungfer Anne, sie glaubte, nun würde das Entsetzliche geschehen, nämlich, ich würde sie fortschicken, und ohne Umstände das jungfräuliche Bett einnehmen. Sie lebte auf, als ich höflich und bescheiden erklärte, daß ich nicht gewohnt sei, in solchen weichen Betten zu schlafen, und daß sie mir, so gut es ginge, ein schlichtes Lager im Wohnzimmer bereiten möge. Das Entsetzliche unterblieb auf diese Weise, doch das Unerhörte geschah, nämlich Jungfer Annes gramverschnupftes Gesicht heiterte sich auf, wie seitdem nicht mehr, zum holdseligen Lächeln; sie tauchte herab zur Erde mit ihren langen knochendürren Armen, fingerte geschickt die niedergetretenen Hinterteile der Pantoffeln herauf an die spitzen Fußhacken, und trippelte mit einem leisen, halb furchtsamen, halb freudigen: „Sehr wohl, mein geehrter junger Herr!“ zur Tür hinaus. „Da ich gedenke, einen langen Schlaf zu tun, bitt' ich um Kaffee erst zur neunten Stunde.“ So beinahe mit Wallsteins Worten entließ ich die Alte. Todmüde, wie ich war, glaubt' ich vom Schlaf gleich überwältigt zu werden, doch ihm widerstanden die mannigfaltigen Ideen und Gedanken, die sich in mir zu kreuzen begannen. Erst jetzt trat mich der schnelle Wechsel meiner Lage recht lebendig an. Erst jetzt, das neue Besitztum wirklich besitzend und in ihm verweilend, wurde es mir klar, daß, aus drückender Bedürftigkeit herausgerissen, das Leben sich mir in wohltuender Behaglichkeit erschließe. Des Nachtwächters widrige Pfeife quäkte — elf — zwölf — ich war so munter, daß ich das Ticken meiner Taschenuhr, daß ich das leise Zirpen eines Heimchens vernahm, das sich irgendwo eingenistet haben mußte. Aber mit dem letzten Schlag zwölf einer aus der Ferne dumpf tönen Turmuhr fing es an, in dem Zimmer mit leisen abgemessenen Tritten auf und ab zu wandeln, und bei jedem Tritt ließ sich ein ängstliches Seufzen und Stöhnen hören, das steigend und steigend den herzzerschneidenden Lauten eines von der Todesnot bedrängten Wesens zu gleichen begann. Dabei schnüffelte und kratzte es an der Tür des Nebenzimmers, und ein Hund winselte und jammerte wie in menschlichen Tönen. Ich hatte den alten Mops, der Tante Liebling, schon abends vorher bemerkt, seine Klage vernahm ich jetzt unstreitig. Ich fuhr auf von meinem Lager; ich blickte mit offenen starren Augen in das vom Nachtschimmer matt erleuchtete Gemach hinein; alles was darin stand, sah ich deutlich, nur keine auf und ab wallende Gestalt, und doch vernahm ich die Tritte, und doch seufzte und stöhnte es wie zuvor, dicht vor meinem Lager vorbei. Da ergriff mich plötzlich jene Angst der Geisternähe, die ich nie gekannt, ich fühlte, wie kalter Schweiß auf der Stirn tropfte und wie in seinem Eise gefroren mein Haar sich emporspießte. Nicht vermögend, ein Glied zu rühren, den Mund zum Schrei des Entsetzens zu öffnen, strömte das Blut rascher in den hüpfenden Pulsen, und erhielt den inneren Sinn wach, der nur nicht über die äußersten, wie im Todeskampf erstarnten Organe zu gebieten vermochte. Plötzlich schwiegen die Tritte, sowie das Stöhnen; dagegen hustelte es dumpf, die Tür eines Schrankes knarrte auf, es klapperte wie mit silbernen Löffeln; dann war es, als würde eine Flasche geöffnet und in den Schrank gestellt, wie, wenn jemand etwas verschluckt — ein seltsames widriges Räuspern — ein lang gedehnter Seufzer. —

In dem Augenblick wankte eine lange weiße Gestalt aus der Wand hervor; ich ging unter in dem Eisstrom des tiefsten Entsetzens, mir schwanden die Sinne. —

Ich erwachte mit dem Ruck des Aus-der-Höhe-Stürzens; diese gewöhnliche Traumerscheinung kennt ihr alle, aber das eigene Gefühl, das mich nun erfaßte, vermag ich kaum euch zu beschreiben. Ich mußte mich erst darauf besinnen, wo ich mich befand, dann war es mir, als sei etwas Entsetzliches mit mir vorgegangen, dessen Erinnerung ein langer tiefer Todesschlaf weggelöscht hätte. Endlich kam mir alles nach und nach in den Sinn, indessen hielt ich es für einen spukhaften Traum, der mich geneckt. Als ich nun aufstand, fiel mir zuerst das Bild der bräutlich geschmückten Jungfrau, ein lebensgroßes Kniestück, ins Auge, und kalter Schauer fröstelte mir den Rücken herab, denn es war mir, als sei diese Gestalt mit lebhaften kennbaren Zügen in der Nacht auf und ab geschritten; doch der Umstand, daß sich in dem ganzen Zimmer kein einziger Schrank befand, bestätigte es mir aufs neue, daß ich nur geträumt habe. Jungfer Anna brachte den Kaffee, sie blickte mir länger und länger ins Gesicht und sprach dann: „Ei, du lieber Gott, wie sehen Sie doch so krank und blaß aus, es ist Ihnen doch nichts passiert?“ — Weit entfernt, der Alten nur das mindeste von meinem Spuk merken zu lassen, gab ich vor, daß ein heftiges Brustdrücken mich nicht habe schlafen lassen. „Ei, lispelte die Alte, „das ist der Magen, das ist der Magen, ei, ei, dafür wissen wir Rat!“ — Und damit scharrte die Alte auf die Wand zu, öffnete eine von mir nicht bemerkte Tapentür, und ich sah einen Schrank, in welchem sich Gläser, kleine Flaschen und ein paar silberne Löffel befanden. Nun nahm die Alte klappernd und klirrend einen Löffel herab, dann öffnete sie eine Flasche, tröpfelte etwas von dem darin enthaltenen Saft in den Löffel, setzte sie wieder in den Schrank und wankte auf mich zu. Ich schrie auf vor Entsetzen, denn der vorigen Nacht spukhafte Erscheinungen traten ins Leben. „Nun, nun“, schnarre die Alte mit seltsam schmunzelndem Gesicht, „nun, nun, lieber junger Herr! Es ist ja nur eine tüchtige Medizin; die selige Mamsell litt auch am Magen und nahm dergleichen öfters!“ Ich ermannte mich und schluckte das kräftig brennende Magenelixier hinunter. Mein Blick war starr auf das Bild der Braut gerichtet, das gerade über dem Wandschrank hing. Wen stellt das Bild dort vor, fragte ich die Alte. „Ei, du mein lieber Gott, das ist ja die selige Mamsell Tante!“ erwiderte die Alte, indem ihr die Tränen aus den Augen stürzten. Der Mops fing an zu winseln, wie in der Nacht, und mit Mühe das innere Erbeben beherrschend, mit Mühe Fassung erringend, sprach ich: „Jungfer Anna, ich glaube, die selige Tante war in voriger Nacht um zwölf Uhr an dem Wandschrank dort und nahm Tropfen?“ Die Alte schien gar nicht verwundert, sondern sprach leise, indem eine seltsame Totenbleiche den letzten Lebensfunken aus dem verschrumpften Gesicht weglöschte: „Haben wir denn heute wieder Kreuzesfindungstag? Der dritte Mai ist ja längst vorüber!“ — Es war mir nicht möglich, weiter zu fragen; die Alte entfernte sich, ich zog mich schnell an, ließ das Frühstück unberührt stehen und rannte hinaus in das Freie, um nur den grauenhaften träumerischen Zustand, der sich meiner aufs neue bemächtigen wollte, loszuwerden. Ohne daß ich es befahlen, hatte die Alte am Abend mein Bett in ein freundliches Kabinett nach der Straße heraus getragen. Ich habe kein Wort weiter über den Spuk mit der Alten gesprochen, noch viel weniger dem Kriegsrat davon erzählt, tut mir den Gefallen und schweigt auch darüber, sonst gäb' es nur ein ärgerliches Geschwätz, ein Erkundigen und Fragen ohn' End und Ziel, und wohl gar lästige Nachforschungen geisterkundiger Dilettanten. Selbst in meinem Kabinett glaub' ich jede Nacht Punkt zwölf Uhr die Tritte und das Stöhnen zu hören, doch will ich noch einige Tage dem Grauen widerstehen und dann zusehen, wie ich ohne vielen Rumor das Haus verlassen und eine andere Wohnung finden kann.“ —

Aus: Prinzessin Brambilla

Es begab sich, daß bei der Kirche S. Carlo, gerade da, wo die Straße Condotti den Korso durchkreuzt, mitten unter den Buden der Wurstkrämer und Makkaroniköche, der in ganz Rom bekannte Ciarlatano, Signor Celionati geheißen, sein Gerüst aufgeschlagen hatte und dem um ihn her versammelten Volk tolles Märchenzeug vorschwatzte, von geflügelten Katzen, springenden Erdmännlein, Alraunwurzeln usw. und dabei manches Arkanum verkaufte für trostlose Liebe und Zahnschmerz, für Lotterienieten und Podagra. Da ließ sich ganz in der Ferne eine seltsame Musik von Zimbeln, Pfeifen und Trommeln hören, und das Volk sprengte auseinander und strömte, stürzte durch den Korso der Porta del popolo zu, laut schreien: Schaut, schaut! — Ei, ist denn schon der Karneval los? — Schaut — schaut!

Das Volk hatte recht; denn der Zug, der sich durch die Porta del popolo langsam den Korso hinaufbewegte, konnte füglich für nichts anderes gehalten werden als für die seltsamste Maskerade, die man jemals gesehen. Auf zwölf kleinen schneeweißen Einhörnern mit goldenen Hufen saßen in rote atlasne Talare eingehüllte Wesen, die gar artig auf silbernen Pfeifen bliesen und Zimbeln und kleine Trommeln schlügen. Beinahe nach Art der büßenden Brüder waren in den Talaren nur die Augen ausgeschnitten und ringsum mit goldenen Tressen besetzt, welches sich wunderlich genug ausnahm. Als der Wind dem einen der kleinen Reiter den Talar etwas aufhob, starrete ein Vogelfuß hervor, dessen Krallen mit Brillantringen bestellt waren. Hinter diesen zwölf anmutigen Musikanten zogen zwei mächtige Strauße eine große auf einem Rädertgestell befestigte goldgleißende Tulpe, in der ein kleiner alter Mann saß mit langem, weißem Bart, in einen Talar von Silberstoff gekleidet, einen silbernen Trichter als Mütze auf das ehrwürdige Haupt gestülpt. Der Alte las, eine ungeheure Brille auf der Nase, sehr aufmerksam in einem großen Buche, das er vor sich aufgeschlagen. Ihm folgten zwölf reichgekleidete Mohren mit langen Spießen und kurzen Säbeln bewaffnet, die jedesmal, wenn der kleine Alte ein Blatt im Buche umschlug und dabei ein sehr feines scharf durchdringendes: Kurri — pire — ksi — li — i i i vernehmen ließ, mit gewaltig dröhnen Stimmen sangen: Bram — oure — bil — bal — Ala monsa Kikiburra — son — ton! Hinter den Mohren ritten auf zwölf Zeltern, deren Farbe reines Silber schien, zwölf Gestalten, beinahe so verhüllt wie die Musikanten, nur daß die Talare auf Silbergrund reich mit Perlen und Diamanten gestickt und die Arme bis an die Schulter entblößt waren. Die wunderbare Fülle und Schönheit dieser mit den herrlichsten Armpangens geschmückten Arme hätten schon verraten, daß unter den Talaren die schönsten Damen versteckt sein mußten; überdem machte aber auch jede reitend sehr emsig Filet, wozu zwischen den Ohren der Zelter große Sammetkissen befestigt waren. Nun folgte eine große Kutsche, die ganz Gold schien und von acht der schönsten, mit goldenen Schabracken behängten Maultieren gezogen wurde, welche kleine sehr artig in bunte Federwämser gekleidete Pagen an mit Diamanten besetzten Zügeln führten. Die Tiere wußten mit unbeschreiblicher Würde die stattlichen Ohren zu schütteln und dann ließen sich Töne hören der Harmonika ähnlich, wozu die Tiere selbst, sowie die Pagen, die sie führten, ein paßliches Geschrei erhoben, welches zusammenklang auf die anmutigste Weise. Das Volk drängte sich heran und wollte in die Kutsche hineinschauen, sah aber nichts als den Korso und sich selbst; denn die Fenster waren reine Spiegel. Mancher, der auf diese Art sich schaute, glaubte im Augenblick, er säße selbst in der prächtigen Kutsche und kam darüber vor Freuden ganz außer sich, sowie es mit dem ganzen Volk geschah, als es von einem kleinen äußerst angenehmen Pulcinello, der auf dem Kutschendeckel stand, ungemein artig und verbindlich begrüßt wurde.

In diesem allgemeinen ausgelassensten Jubel wurde kaum mehr das glänzende Gefolge beachtet, das wieder aus Musikanten, Mohren und Pagen, den ersten gleich gekleidet, bestand, bei welchen nur noch einige in den zertesten Farben geschmackvoll gekleidete Affen befindlich, die mit sprechender Mimik in den Hinterbeinen tanzten und im Koboldsschießen ihresgleichen suchten. So zog das Abenteuer den Korso herab durch die Straßen bis auf den Platz Navona, wo es stillstand vor dem Palast des Prinzen Bastianello di Pistoja.

Die Torflügel des Palastes sprangen auf und plötzlich verstummte der Jubel des Volkes und in der Totenstille des tiefsten Erstaunens schaute man das Wunder, das sich nun begab. Die Marmorstufen hinauf durch das enge Tor zog alles, Einhörner, Pferde, Maultiere, Kutsche, Strauß, Damen, Mohren, Pagen ohne alle Schwierigkeit hinein und ein tausendstimmiges Ah! erfüllte die Lüfte, als das Tor, nachdem die letzten vierundzwanzig Mohren in blanker Reihe hineingeschritten, sich mit donnerndem Getöse schloß.

Das Volk, nachdem es lange genug vergebens gegafft und im Palast alles still und ruhig blieb, bezeigte nicht üble Lust, den Aufenthalt des Märchens zu stürmen und wurde nur mit Mühe von den Sbirren auseinander getrieben.

DIE IDYLLE DER ROMANTIK

JEAN PAUL (FR. RICHTER)

1763—1825

Die Pfefferkuchen

... Mit jedem Besuche machte das Schulmeisterlein seiner Johanna-Therese-Charlotte-Marianna-Klarissa-Heloise-Justl — auch ein Geschenk mit einem Pfefferkuchen und einem Potentaten; ich will über beide ganz befriedigend sein. Die Potentaten hatt' er in seinem eignen Verlage; aber wenn die Reichshofratskanzlei ihre Fürsten und Großen aus ein wenig Tinte, Pergament und Wachs macht, so verfertigte er seine Potentaten viel kostbarer aus Ruß, Fett und zwanzig Farben. Im Alumneum wurde nämlich mit den Rahmen einer Menge Potentaten eingehiezet, die er sämtlich mit gedachten Materialien so zu kopieren und zu repräsentieren wußte, als wär' er ihr Gesandter. Er überschmierte ein Quartblatt mit einem Endchen Licht und nachher mit Ofenruß — dieses legte er mit der schwarzen Seite auf ein anderes mit weißen Seiten — oben auf beide Blätter tat er irgendein fürstliches Porträt — dann nahm er eine abgebrochene Gabel und fuhr mit ihrer drückenden Spitze auf dem Gesichte und Leibe des regierenden Herrn herum. Dieser Druck verdoppelte den Potentaten, der sich vom schwarzen Blatt aufs weiße überfärbte. So nahm er von allem, was unter einer europäischen Krone saß, recht kluge Kopien: allein ich habe niemals verhehlet, daß seine Okuliergebel die russische Kaiserin (die vorige) und eine Menge Kronprinzen dermaßen aufkratzte und durchschnitt, daß sie zu nichts mehr zu brauchen waren als dazu, den Weg ihrer Rahmen zu gehen. Gleichwohl war das rußige Quartblatt nur die Bruttafel und Ätzwiege glorwürdiger Regenten oder auch der Streich- oder Laichtech derselben — ihr Streckteich aber oder die Appreturmaschine der Potentaten war sein Farbkästchen; mit diesem illuminierte er ganze regierende Linien, und alle Muscheln kleideten einen einzigen Großfürsten an und die Kronprinzessinnen zogen aus derselben Farbmuschel Wangenröte, Schamröte und Schminke. —

Mit diesen regierenden Schönen beschenkte er die, die ihn regierte und die nicht wußte, was sie mit dem historischen Bildersaal machen sollte.

Aber mit dem Pfefferkuchen wußte sie es in dem Grad, daß sie ihn aß.

Ich halt' es für schwer, einer Geliebten einen Pfefferkuchen zu schenken, weil man ihn oft kurz vor der Schenkung selber verzehrt. Hatte nicht Wuz die drei Kreuzer für den ersten schon bezahlt? Hatt' er nicht das braune Rektangulum schon in der Tasche und war damit schon bis auf eine Stunde vor Auenthal und vor dem Adjudikationstermin gereiset? Ja, wurde die süße Votivtafel nicht alle Viertelstunden aus der Tasche gehoben, um zu sehen, ob sie noch vier-eckig sei? Dies war eben das Unglück; denn bei diesem Beweis durch Augenschein, den er führte, brach er immer wenige und unbedeutende Mandeln aus dem Kuchen; — dergleichen tat er öfters. — Darauf machte er sich (statt an die Quadratur des Zirkels) an das Problem, den gevierten Zirkel wieder rein herzustellen, und biß sauber die vier rechten Winkel ab und machte ein Achteck, ein Sechzehneck — denn ein Zirkel ist ein unendliches Vieleck — darauf war nach diesen mathematischen Ausarbeitungen das Vieleck vor keinem Mädchen mehr zu produzieren. — Darauf tat Wuz einen Sprung und sagte: „Ach! Ich freß ihn selber“

und heraus war der Seufzer und hinein die geometrische Figur. — Es werden wenige schottische Meister, akademische Senate und Magistranden leben, denen nicht ein wahrer Gefallen geschehe, wenn man ihnen zu hören gäbe, durch welchen Maschinengott sich Wuz aus der Sache zog — durch einen zweiten Pfefferkuchen tat er's, den er allemal als einen Mund — und Taschennachbar des ersten mit einsteckte. Indem er den einen aß, landete der andere ohne Läsionen an, weil er mit dem Zwilling wie mit einer Brandmauer und Kronwache den andern beschützte. Das aber sah er in der Folge selber ein, daß er — um nicht einen bloßen Torso oder Atom nach Auenthal zu transportieren — die Krontruppen oder Pfefferkuchen von Woche zu Woche vermehren müsse...

*

Nur am Sonntag durft' er mit seiner Justine spazierengehen. Vorher nahm er das Abendessen beim Schwiegervater ein, aber mit schlechtem Nutzen; schon unter dem Tischgebet wurde sein Hundshunger matt und unter den Allotrias darauf ganz unsichtbar. Wenn ich es lesen könnte, so könnt' ich das ganze Konterfei dieses Abends aus seiner Messiade haben, in die ihn, ganz wie er war, im sechsten Gesang hineingeflochten, so wie alle große Skribenten ihren Lebenslauf, ihre Weiber, Kinder, Äcker, Vieh in ihre opera omnia stricken. Er dachte, in der gedruckten Messiade stehe der Abend auch. In seiner wird es episch ausgeführt sein, daß die Bauern auf den Rainen wateten und den Schuß der Halme maßen und ihn über das Wasser herüber als ihren neuen wohlverordneten Kantor grüßten — daß die Kinder auf Blättern schalmeiten und in Batzenflöten stießen, und daß alle Büsche und Blumen- und Blütenkelche vollstimmig besetzte Orchester waren, aus denen allen etwas heraussang oder summse te oder schnurrte, — und daß alles zuletzt so feierlich wurde, als hätte die Erde selber einen Sonntag, indem die Höhen und Wälder um diesen Zauberkreis rauschten, und indem die Sonne gen Mitternacht durch einen illuminierten Triumphbogen hinunter- und der Mond gen Mittag durch einen blassen Triumphbogen heraufzog. O du Vater des Lichts! Mit wieviel Farben und Strahlen und Leuchtkugeln fassest du deine bleiche Erde ein! — Die Sonne kroch jetzt ein zu einem einzigen roten Strahle, der mit dem Widerschein der Abendröte auf dem Gesichte der Braut zusammenkam; und diese, nur mit stummen Gefühlen bekannt, sagte zu Wuz, daß sie in ihrer Kindheit sich oft geschnettet hätte, auf den roten Bergen der Abendröte zu stehen und von ihnen mit der Sonne in die schönen rotgemalten Länder hinunterzusteigen, die hinter der Abendröte lägen. Unter dem Gebetläuten seiner Mutter legt' er seinen Hut auf die Knie und sah, ohne die Hände zu falten, an die rote Stelle am Himmel, wo die Sonne zuletzt gestanden, und es war ihm, als läutete die Abendglocke die Welt und noch einmal seinen Vater zur Ruhe — zum ersten und letzten Male in seinem Leben stieg sein Herz über die irdische Szene hinaus — und es rief, schien ihm, etwas aus den Abendtönen herunter, er werde jetzo vor Vergnügen sterben! ... Heftig und verzückt umschlang er seine Braut und sagte: „Wie lieb hab' ich dich, wie ewig lieb!“ Vom Flusse klang es herab wie Flötentön und Menschengesang und zog näher; außer sich drückt' er sich an sie an und wollte vereinigt vergehen und glaubte, die Himmelstöne hauchten ihre beiden Seelen aus der Erde weg und dufteten sie wie Taufunkens auf den Auen Edens nieder. Er sang:

O wie schön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein!
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun.

Es war aus der Stadt eine Gondel mit einigen Flöten und singenden Jünglingen. Er und Justine wanderten am Ufer mit der ziehenden Gondel und hielten ihre Hände gefaßt, und Justine suchte leise nachzusingen; mehre Himmel gingen neben ihnen. Als die Gondel um eine Erdzunge voll Bäumen herumschiffte, hielt Justine ihn sanft an, damit sie nicht nachkämen, und da das Fahrzeug dahinter verschwunden war, fiel sie ihm um den Hals . . . „O unvergeßlicher erster Junius!“ schreibt er. — Sie begleiteten und belauschten von weitem die schiffenden Töne; und Träume spielten um beide, bis sie sagte: „Es ist spät und die Abendröte hat sich schon weit herumgezogen, und es ist alles im Dorfe still.“ Sie gingen nach Hause; er öffnete die Fenster seiner mondhellten Stube und schlich mit einem leisen Gutenacht bei seiner Mutter vorüber, die schon schlief.

Aus dem „Leben des vergnügten Schulmeisterlein Maria Wuz aus Auenthal“

Der alte Sigwart

. . . Will etwan das Schicksal allegorisch mit mir spielen, daß es mir des Voglers Goldgrund gerade in Pfeffertüten zuschickt? Denn was können die Dorfjungen dafür? in der Tat nistete er jetzt in einer Laube von Pfefferstrauch. Seine Goldgrube von 365 halben Souveräns hatt' er selber wieder eingegraben; was damit anzusaugen und auszumachen sei, dies konnt' ihm nicht einmal ein Freihafen beantworten, der ein Marktplatz der seltensten Vögel ist; denn nach diesen und ihren Verkaufspreisen fragt' er jetzt als Reicher weniger.

Am Ende wurd' er nach gemeinem Ausdrucke melancholisch. Ihm preßte die metallische Einspritzung mit Gold die lebenden Adern auseinander. Er setzte sich aus dem alten Sigwart in einen gedruckten Roman-Sigwart von 1775 um. — Er hatte jetzt Tage, wo er soviel sprach; wie einer seiner besten Vögel, und wo er einem mexikanischen Vaterunser Gotthelfs zuhörte. — Er besuchte an heiligen Tagen statt der Dörfer die Kirche; wo er sehr schlief — seinen Sohn stempelte er nicht mehr zum Soldaten, sondern er sagte: der Balg mag werden, was er will. Kurz, die alte Bleikugel, die ihm seit dem Kriegsabschied im Leibe herumzog, wurde vom Goldklumpen, der ihm im Kopfe herumging, spezifisch überwogen. Die Bleikolik schneller Armut fräß nicht so viele Kräfte weg als die Goldkolik schnellen Reichtums, aus solchen Veränderungen — denen gleich, die ein Gezhals erlebt, wenn er zu schenken anfängt, oder ein Wahnsinniger, wenn er wieder zu seinen Sinnen kommt — konnte die Welt schließen, sein Tod sei nahe. Seltsam ist's, daß der ausländische Engel, der uns Irdischen den Erdentrost abzieht oder abbricht, schon von ferne durch sein Annahen sogar am inneren Menschen verändert, wie mag er erst einreißen und umformen, wenn er dicht am Sterbebett steht und nachher!

Man weiß nicht bestimmt, wem er den Traum — denn seine Frau wußte ihn nicht — erzählt hat, den er am Abende gehabt, als er mit dem Golde des Fürsten heimkam: Ein schwarzer Papagei flog mit dem Ring im Schnabel auf ihn zu und fragte: „Kennst du mich? Ich bin der Totenvogel. Du lebst noch so viele Tage, als ich dir neulich Goldstücke vom Fürsten gebracht: bestelle dein Haus!“ Er bestellte nichts, er sagte, jeder sorge für sich, kann's der Ratgeber, so kann's ein anderer Narr auch. Es dauerte aber nicht die 365 halben Souveräns oder Tage hindurch, so warf ihn ein schnelles Ermatten auf das vorletzte Kopfkissen.

Nach einer Siechennacht raffte er sich wild, aber leichenweiß wieder auf und wankte in den alten Fangwald hinaus, wahrscheinlich um die untergeackerten Souveräns zu befreien. Dies wird noch dadurch viel glaublicher, daß er im Dorfe umherschlich und alle zum Begraben

nötige Dienerschaft vom Pfarrer bis zu den Trägern voraus besoldete, damit nachher seinen beiden Leuten durch keine Unruhe das Trauer- und Familienfest verkümmert würde.

Darauf bestell't er sich auf Abend einen Sarg, bloß mit Bretterfarbe, ohne darauf gepinselte Lebensschlußvignetten und Nachtstücke; er wolle, sagt er, lieber in einem liegen, als einen riechen. Er kam so matt nach Hause, daß er kaum einen Rosenstock aus dem zweiten Stockwerk in ein Wandschränkchen seiner Schlafkammer hinuntertragen konnte. Bald darauf kam der bestellte Schulmeister als Notar mit Testamentszeugen nach, vor welchen er testierte und schwur, sie hätten für das erste nichts aufzuzeichnen — denn alles wie es gehe und stehe, gehöre seiner Frau —, sondern sie hätten bloß das Wandschränkchen mit gutem gerichtlichen Siegellack zu verpetzieren. — Darauf befahl er, als sie es tun wollten, der wieder hereingerufenen Frau, dem armen Rosenstocke vorher soviel Wasser zu geben, daß es oben und unten wieder herauslief, was sie denn ganz vollzog mit einem Überschuß von warmen Tränen. Endlich aber ließ er ein geschriebenes Testament aufsetzen, das nicht früher als das Wandschränkchen zu erbrechen sei, nämlich erst, wenn Gotthelf 16 Jahre (heute noch nicht 15) alt geworden.

Nach Abgang der Todessiegelbewahrer griff der Vogler in die Tasche und zog sieben (halbe) Souveräns heraus und gab sie, wie sieben Brote, dem Familienpaare mit der Bemerkung, daß man damit schon, wenn man arbeite, auslange bis zur Eröffnung des Wandschränkchens; wobei er noch dem stummzerflossenen Sohne das Versprechen, ein Skribent zu werden wegen seiner netten Hand, abnahm, das Gotthelf vielleicht auch ohne Verwechslung eines Schreibers mit einem Schriftsteller gegeben hätte; denn der Mensch verspricht aufrichtiger den Scheidenden — die mögen nun in der Erde oder um diese reisen — als dem eingewurzelten Nachbar. Und dies nicht etwa in Hoffnung, daß die Abwesenden nicht fordern und rügen, sondern, weil man vor ihren verklärten Bildern desto mehr von sich selber in ihrem Namen fordert.

Jetzt schon weinte Engeltrut wie eine Regenwolke, dann aber gar wie ein Wolkenbruch, als der Tischler der Menschen kleinstes Haus brachte, worin man jedoch, wie ein Emporkömmling, täglich ein größeres macht, weil man es täglich, durch verkleinerndes Einstäuben, geräumiger einrichtet für einen neuen Gast von Wurm. — Der Vogler dingte dem Tischler ein Drittel des Sargpreises — des Preises für die nichtgemalten Gemälde — zum Erstaunen des Tischlers und aller ab, wiewohl sich noch untersuchen läßt, ob nicht eben ein lebendiger Sargasste und Konklavist etwas unterbieten könne. Er ließ sich seine Montur anziehen und damit in den viel zu schmalen und kurzen Sarg (der tischlerische Dieb hatte auf einen Mann ohne alles Gefühl gezählt) einschachteln, geschworen mußte ihm dabei werden, daß keine Totenfrau ihn anröhre oder gar wasche für ein paar Würmer, die selber nicht reinlich leben. Verfasser dieses muß schon früher irgendwo anders die Abneigung bemerkt haben, welche die meisten Männer gegen Totenfrauen (Leichenweiber) und Wehmütter hegen, vielleicht weil sie dem Zwischenreiche der beiden, in das Leben und aus dem Leben führenden Frauen ungern ihre männliche Machtvollkommenheit unterordnen; denn gegen Leichenbesorger und Geburtshelfer hätten sie wohl weniger.

So sehr das Volk auch Abendmahl wie Testament für eine Selbstverschreibung an den Tod ansieht, so konnte seine zerronnene Frau ihn doch nicht in dieser freien Wohnung liegen sehen, ohne ihn zu freier Kost zu bereden, zum Abendmahl. Er wollte aber lange nicht, bis er endlich sagte, der Pfarrer möge kommen, wenn man ihn vorher eine halbe Stunde allein gelassen, damit er seine letzten Hausstriche, Heil- und Stärkungsmittel versuche. Engeltrut sah und hörte ihm unter dem Gebrauch dieses Mittels heimlich zu durchs Schlüsselloch . . .

Die sächsische Zensur könnte — so liberal sie auch gegen das sei, was Meßfuhrleute bei schlechtem Wetter auf dem Wege sagen — letzteren nicht erlauben, mein Buch auf eine Messe zu tragen, wenn ich auch nur eine Seite mit den Flüchen anfüllte, welche der Vogler ausstieß im Sarg. Er stellte sich's so lebhaft vor, er stehe in voller Blüte auf keinem engern Felde, als dem Schlachtfelde, und zwar als Korporal vor seinen Leuten, daß er unter dem Schwunge der längsten Arme und dem Wall der magersten Fäuste entsetzlich fluchte und sakramentierte. Der Fluchorkan sollte ihn etwas stärken, hatt' er gehofft. Aber der alte heiße, sonst eisenhaltige Sprudel überregte ihn diesmal bloß mit einem Mattgold nachglänzender Zeit und er sank kräcker in's enge Haus zurück. Er fühlte, im Krieg sei mehr Geselligkeit, gemeinschaftliches Kämpfen, Singen, Sterben und geselliges Übereinanderfaulen.

Engeltrut holte den durch sein Sakramentieren desto nötigern Beichtvater samt dem Sakrament. — Nach dem Abendmahl sagt' er: „In dieser Nacht fahr' ich ab und eßt vorher.“ „Ad Vater“, sagte Helf — „nun, so leistet mir noch einen christlichen Liebesdienst!“ sagt' er. Er ließ sich seinen Leibvogel (bloß ein Kanarienmännchen) auf die Brust setzen — dann sollte die Frau entweder ein weltliches Schlemper — oder ein geistiges Kirchenlied singen und der Sohn zuweilen auf eine Soldatentrommel klopfen, damit alle seine Vögel auf einmal anfingen zu pfeifen. Nach der Bitte zog er selber mühsam seine Mütze über die Augen herein bis an den Mund und sagte: „Adje!“

Als der Sohn auf die Trommel schlug und die Mutter ein Kirchenlied sang: legten die Sangvögel ihren ganzen Tonmarkt aus, die Sprachvögel warfen in's harmonische Wettrennen alle Schimpfworte der Menschen, und der Kanarienvogel sprang auf der untergehenden Brust umher. „Es ist halt Welt!“ murmelte Sigwart unter der Mütze. Die Mutter sang fort, ergriff aber damit sich selber hart, und sie mußte noch die väterliche Hand dem Sohne ins Gesicht festdrücken, der seine Hände zu dem Trommelklöppel brauchte. „Es ist halt Welt!“ sagte der Vogler, aber mit viel anderem Tone als vorher. Die Wogen rauschten ihm lauter, womit der Raubfisch ankommt, welcher den Menschen verschlingt. Aber der Traum seiner Kriegsjugend erleuchtete das Totenmeer mit seinem Glanz und er rief: „Drauf und Dran!“ und drückte den Kanarienvogel auf der Brust entzwei. „Sie pfeift!“ sagt' er endlich und dieses war sein letztes Wort, — aber niemand weiß, ob damit seine Nachtigall oder eine Schlachtfeldkugel gemeint. Kurz darauf ward er still und war tot.

Die Frau bemerkte es zuerst und fuhr über ihn her mit schreienden Schmerzen. Der Sohn trommelte fort, weil er ihn wegen der offenen Augen noch für lebendig ansah. Seine Mutter drückte sie zu und ging zur Finsternis in ihr Kämmerchen zum Weinen. Jetzt durfte Gotthelf dem stillgemachten Krieger, der's sonst nie litt, die aufgesparten Sehnsuchtsküsse vieler Jahre geben; und eine unersättliche Liebe küßte zum letzten Male. Darauf ging er, weil der Vater der Mutter befohlen hatte zu essen — in die Küche, schürte das mit dem Sterben aus gegangene Feuer wieder an und kochte unter solchen Umständen das Ei (es war das Abendessen) gut genug, wenn man bedenkt, daß in der Stube des tauben Voglers alle seine Leibvögel munter forttrumpeten und ihre Maie, Junis und Julis sangen, und daß dem Kinde das Herz zerrann.

So wenig der alte Soldat uns sonst anging, z. B. in der Fensterscheibe — so ist sie doch, als nähmen wir jetzt Anteil an ihm. Wie kurz ist das Sterben gegen das Leben! Aber eben die Kürze gibt das Gewicht. Zweimal zeichnet sich jeder Erdensohn vor allen Zuschauern aus, 1. wenn er hier ankommt, 2. wenn er fortgeht. Auch gibt's noch keine Mode zu sterben, jeder stirbt originell.

Aus dem „Leben Fibels“

DAS ROMANTISCHE SCHICKSALSDRAMA

ZACHARIAS WERNER

1768—1823

Aus: Der 24. Februar

ZWEITER AUFTRITT: Bauernstube und Kammer, durch eine Seitenwand getrennt, an der eine kleine Wanduhr, eine Sense und ein großes Messer hängen. Im Hintergrund ein Strohlager und ein alter Lehnstuhl. Die Stube ist durch eine auf dem Tische brennende Lampe erleuchtet. Es ist Nacht. KUNZ KURUTH, ein schweizerischer Landmann, und TRUDE, seine Frau.

KUNZ: Was für ein Datum ist denn heute?
TRUDE: Laß die Tat getan sein!
KUNZ: dat — vom Amt.
TRUDE: (indem sie das Mandat vom Tische nimmt und es dem Kunz gibt:) O bet zu dem, der alle Schuld vertrat! —
KUNZ: Von heut' ist's! — (das Datum des Mandats lesend)
„Leuk, den vierundzwanzigsten Februar.“
Heut ist sein Sterbenstag! — Nun ist mir alles klar!
TRUDE: Auch mir! —
KUNZ: Horch auf! — Als ich heut abend kam gegangen
Von Leuk, und nun den Alpenpaß gewann,
Der immer höher, steiler sich, wie Schlangen,
Im Zickzack dreht! — Du weißt: Ich bin ein Mann
Und fürchte nichts als Schmach! — Auch hab' ich diesen Gang
Wohl tausendmal, bei Tag und Nacht, getan;
Doch heute, wie es immer so entlang
Und wieder rückwärts ging, und stets die Felsenwand
Kein Ende nahm — Da ward mir's, wie soll ich sagen, bang! —
Mein ganzes Leben drehte sich, wie ein Klippenband,
Um mich herum, wie'n Alpenpaß der Qual,
Aus dem ich auswegsuchend nimmer fand!
'S war wie ein Traum mir, wo man Schritte sonder Zahl
Mit Angst tut und doch liegen bleibt, so kam
Ich durch die Kluft zur Höhe; ich sah hinab ins Tal;
Wie mein Gewissen düster war's! — ich nahm
Den Fußpfad westwärts — Als ich einmal aufsah,
Stand, — in dem flockenschwangeren Wolkenrahm —
Der Lämmergletscher plötzlich vor mir — nah!
Mit seinem eisbedeckten Haupt er war
Wie Vater sel'ger als er da saß — da (auf den Lehnstuhl zeigend)
Im Todesschlaf blau! — Mir fiel der Februar,
Der vierundzwanzigste aufs Herz! — Im Nacken
Traf es mich wie ein Henkerbeil! — und klar
Glomm's auf — wie Gluten, die mich wollten packen!
So war ich über'n Taubensee gerannt,
Der, wie mein starrend Blut, zu Eis gebacken!
So wie mein Leben, war schier ausgebrannt
Das Licht in der Laterne! — Da, mit Krächzen
Fliegt eine Dohle — wie an's Sees Rand

	Sie hausen — zur Latern; als trieb ein Lechzen Zur Flamme sie! — Mit beiden Klauen klammert Sie dran sich — schnarrend wie des Vaters Ächzen. Als er den Todeskampf nun bald hat ausgehämmt! Und ihren Schnabel, gelb wie dort die Schal' Des Unglücksmessers (auf das an der Wand hängende Messer zeigend) wetzend, pickt und hämmert
	Sie am Laternenrande! — Frau, zum erstenmal Hab' ich gezittert wie ein Kind! — Es klang wie Sensenschleifen! —
TRUDE:	Halt, es tötet mich die Qual! —
KUNZ:	Da, tief durch meines Herzens Kammern — drang Der Fluchgedanke — Mörder! und das Huhn Das unsfern Sohn zum Mörder machte, schwang Vor meines Geistes Aug' sich auf! —
TRUDE:	Laß' ruhn
KUNZ:	Die Hölle! — Bete, bete! —
	Nein! — Das Freveltun
	Schleußt mir den Himmel! Mit Geschrei, mit Graus Erfüllt des Vaters Fluch dies unheilschwangre Haus! (Man hört an die Tür klopfen.)
TRUDE:	Es klopf!
KUNZ:	Sein Geist ist's! —
TRUDE:	Nein! Es scheint ein Wandersmann!
KUNZ:	Laß' ich ihn ein? —
	Und wär's der Teufel selbst — was kann er uns noch tun? — Mach' auf! — (Trude öffnet die Tür.)

ADOLF MULLNER

1774-1829

Aus: Die Schuld

VIERTER AKT, VIERTE SZENE. JERTA, HUGO (Graf von Ørindur) blaß und entstellt.

HUGO: Laß' sie gehen!
 Alles Leben flieht den Mord.
 (Als Jerta Elvira folgen will, herrisch:) Laß' sie!,
 sag' ich, diese ist's!
 Mir gewiß genug — der Hölle
 Abgekauft mit Bruderblut —
 Solchen Handel hält der Teufel.

JERTA: Hugo! Gott, wie wart Ihr's mächtig
 solches an Euch selbst zu tun?

HUGO: Tun? — Der Mensch tut nichts. Es walitet
 Über ihn verborgner Rat,
 Und er muß, wie dieser schaltet,
 Tun? Das nennst du eine Tat?
 Oh, komm, ich bitt' dich, laß das ruhn!
 Alles, alles hängt zuletzt
 Am Real, den meine Mutter
 Einer Bettlerin verweigert!

JERTA: Gott, vergeb ihr, was an Euch sie unmütterlich begangen.
HUGO: Nicht, daß sie's begin, bringt Tod;
Daß die dein' es nicht verschwiegen,
Das hat aus dem stillen Norden
Mich zum Land der Glut getrieben,
Wo sie rasen, wenn sie lieben,
Und im Wahnsinn Brüder morden.
(vor sich hin) Wenn die Tat noch ist Gedanke,
Ist sie nicht. Ist sie geschehn,
Tief im Dunkel unbelauscht;
Ist sie auch nicht, wenn die Brust
Und der Mund sie kann bewahren.
(Lebhafter zu Jerta) Sieh, das ist der Hölle Schlinge!
Weil der Mensch Gedankensünden
Zu verschweigen hat die Macht,
Lockt's ihn, daß er sie vollbringe,
Wähnend, in des Busens Nacht,
Könn' er das Geschehen binden,
Wie er band, was er gedacht.
Und so trägst du das Verbrechen
Das du aufgeladen hast —
Aber schwerer jeden Schritt,
Immer schwerer wird die Last,
Bis des Trägers Knie brechen,
Und er stürzt und reißet mit
In den Abgrund Weib und Vater! (Tief aus dem Schmerz heraus!)
Oh!

JERTA: (Halb vor sich, erschüttert) Das lähmst den Mut des Arztes.
HUGO: Arzt? Die Krankheit weiß von keinem
Arzt! — Auswendig kann der Mensch
Alles lernen, was er will,
Moses Bücher, die Propheten,
Und die ganze Heilige Schrift;
Aber, was er weiß, vergessen,
Wär' es eine Silbe nur,
Das ist nicht in seiner Macht;
Und kein Arzt kann das Gedächtnis
Reinigen, von seinem Aussatz.

(mit steigendem Affekt) Mit der Menschheit will ich rechten,
Blutig, daß ich Mensch geboren,
Und gefallen bin wie Menschen.
Nicht auf einzelne, auf Völker
Schleudre mein Geschoß den Tod;
Reisse ihre Massen nieder,
Und auf Felder blutig rot
Sä' es die zerstückten Glieder!
Vor den Mauern fester Städte
Pflanze sich das Brandgeräte,
Werfe, ob der Fromme bete,
Feuer in sein friedlich Haus!
Prasselnd schlägt die Flamme aus,
Straßen stehn in Glut und Graus,
Und die Bomben im Zerspringen,
Töten, die da Hilfe bringen.

Über Leichen, aufgetürmt,
Wird der letzte Wall erstürmt
Und die Tore geln in Trümmer;
Und die losgelöste Schar,
Aufgereizt zu blinder Wut
Durch der Kameraden Blut,
Stürzt jubelnd ins Gewimmer;
Läßt am Altar Weiber bluten,
Schleudert bei dem blonden Haar
Zarte Kinder in die Glüten — (vorne langsamer)
Und am Abend wenn der Sieger
Hat gebändigt seine Tiger;
Wenn der Tod den Jammer hat
Still gemacht,
Und die Nacht
Einhüllt die verheerte Stadt,
Werden Lampen angezündet,
Und „Herrgott, dich loben wir!“
Weint aus halbverbrannten Tempeln!

CHRISTIAN DIETRICH GRABBE

1801—1836

Aus: Herzog Theodor von Gothland

DRITTER AKT, ERSTE SZENE:

GOTHLAND: Ja, jetzt seh' ich's ein: beschränkt
An Geist und Sinn; beherrscht durch's kranke Herz,
Nicht einmal klug genug, um Tugend von
Dem Laster klar zu unterscheiden, scheint der Mensch gemacht zu sein.
Daß über ihn die Hölle triumphiere.
Drum, wie sich auch der Edle wehrt, um nicht
Zu fallen, — fehlen, fallen muß er doch,
Denn selbst die Taten seiner Tugend werden
Zu Freveltaten durch des Schicksals Fügung!
Ich hab' es an mir selbst erfahren! Ich
War kriegerischen Sinnes, aber edel!
Mein Herz schlug leidenschaftlich für
Die Freundschaft und die Bruderliebe — gibt
Es reinere Empfindungen? Und doch
Sind sie es, welche mich zum Abgrund rissen.
Mein Höchstes war Gerechtigkeit, nichts
Verhaßtes kannt' ich als den Brudermord —
Das wußt das Schicksal, gerade damit fing
Es mich: es ließ den einen Bruder sterben, rief
Den Neger her aus Äthiopien und
Verband sich mit den Buben wider mich,
Es gab ihm Macht, mich zu umstricken, ließ
Kometen leuchten, mich zu täuschen, ließ,
Als ich dem Bruder gegenüberstand,

Ihn selbst, die Gegenwärtigen
Die Donner zeugen wider ihn — trieb so
Unwiderstehlich mich zum Brudermord,
Und häufte seine Bosheit auf das Höchste,
Indem es mit dem Trost der Reue mir
Die Hoffnung auf die Umkehr und
Die Bess'rung nahm; denn nimmer kann
Ich eine Tat bereuen, die durch
Mein feindliches Geschick, und nicht durch mich vollbracht ist!
So liege ich nun da, gescheitert an
Dem Strand der Hölle — rettungslos auf ewig!
Gleich einem Schiffer, welcher von
Dem Maalstrom unaufhaltsam aus
Der heißen Zone hingeschleudert ward
An Islands Eisgebirge! — Wie das Meer
So wird das Land von einem Maalstrom
Durchströmt. Einmal muß jedes, was da ist,
Ihn kreuzen, aber keins vermag es — so
Gehen denn die Millionen in ihm unter!
Jedoch vor allen wehe uns, die uns
Der Mutter Schoß an diesem Erdball ausgeworfen hat,
An diese Klippe in dem Ozean
Der Welten! Wer ihr naht, der ist verloren!
Zum Brandmale für ewige Zeit hat ihr
Die Sonne die Sahara eingebrannt! —
Der Mensch erklärt das Gute sich hinein,
Wenn er die Weltgeschichte liest, weil er
Zu feig ist, ihre grause Wahrheit kühn
Sich selber zu gestehn!

Nein, nein!

So gräßlich wär' der Wahnsinn nicht! (Donnerschläge.)
Horch! Horch!

Das sind die Fußtritte des Schicksals! —

Oh,

Jetzt erst, jetzt begreif ich euch,
Ihr himmelstürmenden Giganten!
Zerstörend, unerbittlich, Tod
Und Leben, Glück und Unglück an
Einander kettend, herrscht
Mit alles niederdrückender Gewalt
Das ungeheure Schicksal über unsren Häuptern!

Aus den Orkanen flieht
Es seine Geißeln sich zusammen
Und peitscht damit die Rosse seines Wagens durch
Die Zeit, und schleppt, wie
Der Reiter an des Pferdes Schweife den
Gefang'n mit sich fortreißt,
Das Weltall hinterdrein!
Die Himmelsbogen sind gekrümmte Würmer,
Und krampfhaft ringeln sie
Sich unter seinen Füßen!
Die Menschenherzen sind der Staub,
Worauf es geht! —

O immer, immer mehr

Begreif' ich euch, Giganten!

Was ist natürlicher als Himmelssturm? —
„Geschick“ so zischt es, wenn der Pfeil,
Der auf den Todesfeind geschossen war,
Ins Herz des Bruders fliegt! „Geschick!“ nur?
Nichts weiter? — Oh, der Glaube an
Ein Schicksal ist nicht furchtbar, — hold und tröstlich
Ist — dieser Kinderglaube aus der Zeit
Der Griechen, welche noch nichts Schlimmres ahnten! Das
Geschick ist grausam und entsetzlich,
Doch planvoll, tückisch, listig ist es nicht! (Scheu, leise und unter heftigem Zittern.)
Allmächt'ge Bosheit also ist es, die
Den Weltkreis lenkt und ihn zerstört!
Was zittre ich?
Weswegen flüstre ich's so leise?
— Ei, darf der Hund in seine Kette beißen
So darf es auch der Mensch! (Sehr laut) Ja, Gott
Ist boshaf, und die Verzweiflung ist
Der wahre Gottesdienst! (Donnerschläge) Hu! wie
Die Nachtigallen zwitschern!
(Der Sturm heult lauter, das Meer braust auf, die Kriegsmusik der anrückenden schwedischen
Armee schallt aus der Ferne.)
Weil es verderben soll,
Ist das Erschaffne erschaffen!
Deshalb ist unseres Leibes kleinster Nerv so
Empfänglich für den ungeheuersten Schmerz,
Deshalb sind unsere Glieder so gebrechlich,
Deshalb sind wir so fasernackt geboren!
Daß die Verführung sicher uns
Beliste, wurden wir
Mit Dummheit reichlich ausgestattet, und
Unsterblich sind wir für — die Höllenstrafen!
Weil es verderben soll, ist das Erschaffne
Erschaffen. Wie ein ries'ges Henkerrad
Kreist dort der sogenannte Himmelsbogen;
Die Tage und die Nächte, Sonne, Mond
Und die Sterne sind
Wie arme Delinquenten darauf geflochten, und
Mit ausgesparten Gnadenstößen
Zerrädert und zermalmt er sie!
Pfui, Pfui! Wie ekelt mich die Schöpfung an!
Der Jahreszeiten wechselnde
Erscheinungen, die immer wiederkehrenden
Verwandlungen an dem
Gestirnten Firmament — was sind sie anders, als
Ein ew'ges Fratzenschniden der Natur?
(Er blickt mit suchenden Augen umher, seine Stimme wird bewegt.)
Weh! Weh! Wie hat sich alles doch verändert!
Wie labte gestern noch der Anblick der
Natur mein krankes Herz! Wie lächelte
Die Sonne!
Zwar habe ich gemordet, doch —
(Er fährt auf und sieht die Sonne.) Wie mich
Die Sonne angrinst! — Was will sie? Meint sie,
Ich wär' ein Brudermörder? Oder lacht sie
Mich aus? Sie lacht und lacht, bei Freud und Leid,

Sie kennet keinen Schmerz! — Ha, Sonne, könnt' Ich dich einmal bei deinem Strahlenhaare packen — Am Felsen wollt ich dein Gehirn zerschmettern, Und dich, was Schmerz heißt, fühlen lassen! (Die Sonne tritt wieder hinter die Wolken; Gothland beginnt abermals.) Zwar habe ich gemordet, doch — (Donner und Blitz.) Wem drohet ihr,
Ihr Blitze? Etwa mir? Oh, ich Bin nur ein Mörder, aber Mordbrenner seid ihr! — Zwar habe ich gemordet, doch — (Kriegsmusik der anrückenden schwedischen Armee, aber Gothland fährt, ohne sich zum dritten mal unterbrechen zu lassen, fort:) Doch Morden ist So schlimm nun grade nicht! Vom Morden lebt ja alles Leben; wenn Du atmest, mordest du! Ein Ding, das nichts Ist, einen Menschen, machte ich zu etwas, sei's Auch nur zu Mist! Bei einem Vieh Bedenk' ich mich, eh' ich das Messer zücke, (Sein Dasein hat 'nen Zweck — es wird Gegessen —) doch bei einem Menschen Bedenke ich mich nicht; sein Leben Nützte weder anderen, noch ihm, und dazu (Indem er unwillkürlich an Berdoa und an sich denkt.) Ist er so negerartig — oder auch so weiß, Und so verderbt, daß es unmöglich ist, Sich an 'nem Menschen zu versündigen! was Für Leid ich auch ihm antu' — er hat es Verdient! Vor wem sollt ich erröten? Ei! mordet jene schwärende, gift-Geschwollne, aufgebrochne, eiternde Pestbeule, die ihr Sonne nennt, und als Das Ebenbild der Gottheit ehrt, nicht auch? Wie an der Amme Brust das Kind, so liegt An ihr das durst'ge All — boshaft tränkt Sie es mit ihrer fieberheißen Milch; Daß sie zum Mord aufgären mögen, tropft Sie Feu'r in unsre Adern, Und zärtlich, wie 'ne Mutter, brütet sie Die lieben Krokodile aus den Eiern! — Vor wem sollt ich mich fürchten? Du Himmel darfst mich nicht verdammen; Du selber schmiedest aus des Sommers Flammen Dicht unter deinem blaugewölbten Sitz, Den schwefelsprüh'nden Blitz! Du tust ihn an mit rotem Prachtgefieder, Du lehrst ihn seine Donnerlieder, Du leilst ihm turmeinschmetternde Gewalt, Räumst ihm das Weltrund zum Versengen ein: — Da flammt die Stadt, die Feuerglocke schallt, Und lachend jauchzt der Donner hinterdrein! (Schwedische Kriegsmusik, die Finnen erwidern sie mit der ihrigen; Schlachtgeschrei; Gothland fährt empor.)

DAS DRAMA DER ROMANTIK

HEINRICH VON KLEIST

1777—1811

Aus: Das Käthchen von Heilbronn

VIERTER AKT, ZWEITE SZENE. Schloß Wetterstrahl, Platz, dicht mit Blumen bewachsen, am äußeren zerfallenen Mauerring der Burg. Vorn ein Hollunderstrauch, der eine Art von natürlicher Laube bildet, worunter von Feldsteinen, mit einer Strohmatte bedeckt, einen Sitz. An den Zweigen sieht man ein Hemdchen und ein Paar Strümpfe usw. zum Trocknen aufgehängt. KÄTHCHEN liegt und schläft. Der GRAF VOM STRAHL tritt auf.

GRAF VOM STRAHL: Gottschalk hat mir gesagt, das Käthchen wäre wieder da. Kunigunde zog eben, da ihre Burg niedergebrannt ist, in die Tore der meinigen ein; da kommt er und spricht: Unter dem Hollunderstrauch läge sie wieder da und schließe; und bat mich mit tränenden Augen, ich möchte ihm doch erlauben, sie in den Stall zu nehmen. Ich sagte, bis der alte Vater, der Theobald, sie aufgefunden, würd' ich in der Herberge ihr ein Unterkommen verschaffen; und indessen hab' ich mich herabgeschlichen, um einen Entwurf mit ihr auszuführen. — Ich kann diesem Jammer nicht mehr zusehen. Dies Mädchen, bestimmt, den herrlichsten Bürger von Schwaben zu beglücken, wissen will ich, warum ich verdammt bin, sie, einer Metze gleich, mit mir herumzuführen; wissen, warum sie hinter mir herschreitet, einem Hunde gleich, durch Feuer und Wasser, mir Elendem, der nichts für sich hat als das Wappen auf seinem Schild. — Es ist mehr als der bloß sympathetische Zug des Herzens. Es ist irgend von der Hölle angefacht ein Wahnsinn, der in ihrem Busen sein Spiel treibt. Sooft ich sie gefragt habe: Käthchen! Warum erschrakst du doch so, als du mich zuerst in Heilbronn sahst? hat sie mich immer zerstreut angesehen und dann geantwortet: Ei, gestrenger Herr! Ihr wißt's ja! — — — Dort ist sie! — Wahrhaftig, wenn ich sie so daliegen sehe mit roten Backen und verschränkten Händchen, so kommt die ganze Empfindung der Weiber über mich und macht meine Tränen fließen. Ich will gleich sterben, wenn sie mir nicht die Peitsche vergeben hat — ach! Was sag' ich, wenn sie nicht im Gebet für mich, der sie mißhandelte, eingeschlafen! — — — Doch rasch, ehe Gottschalk kommt und mich stört. Dreierlei hat er mir gesagt: Einmal, daß sie einen Schlaf hat wie ein Murmeltier; zweitens, daß sie, wie ein Jagdhund, immer träumt, und drittens, daß sie im Schlaf spricht. Und auf diese Eigenschaften hin will ich meinen Versuch gründen. — Tue ich eine Sünde, so mag sie mir Gott verzeihen. (Er läßt sich auf den Knien vor ihr nieder und legt seine beiden Arme sanft um ihren Leib — sie macht eine Bewegung, als ob sie erwachen wollte, liegt aber gleich wieder still.)

GRAF VOM STRAHL: Käthchen, schlafst du?

KÄTHCHEN: Nein, mein verehrter Herr. (Pause.)

GRAF VOM STRAHL: Und doch hast du die Augenlider zu.

KÄTHCHEN: Die Augenlider?

GRAF VOM STRAHL: Ja, und fest, dünkt mich.

KÄTHCHEN: Ach, geh!

GRAF VOM STRAHL: Was? Nicht? Du hätt'st die Augen auf?

KÄTHCHEN: Groß auf, so weit ich kann, mein bester Herr! Ich seh' dich ja, wie du zu Pferde sitzest.

GRAF VOM STRAHL: So! — Auf dem Fuchs — nicht?

KÄTHCHEN: Nicht doch! Auf dem Schimmel. (Pause.)

GRAF VOM STRAHL: Wo bist du denn, mein Herzchen, sag' mir an.

KÄTHCHEN: Auf einer schönen grünen Wiese bin ich, wo alles bunt und voller Blumen ist.
 GRAF VOM STRAHL: Ach die Vergißmeinnicht! Ach, die Kamillen!
 KÄTHCHEN: Und hier die Veilchen; schau! ein ganzer Busch.
 GRAF VOM STRAHL: Ich will vom Pferde niedersteigen, Käthchen, und mich ins Gras ein wenig zu dir setzen? —
 Soll ich?
 KÄTHCHEN: Das tu, mein hoher Herr.
 GRAF VOM STRAHL: (als ob er riefe): He, Gottschalk! —
 KÄTHCHEN: Wo laß ich bloß das Pferd? — Gottschalk! Wo bist du?
 GRAF VOM STRAHL: Ja, laß es stehen. Die Liese läuft nicht weg.
 (lächelt): Meinst du — Nun denn, so sei's.
 (Pause. — Er rasselt mit seiner Rüstung.)
 Mein liebes Käthchen. (Er faßt ihre Hand.)
 KÄTHCHEN: Mein hoher Herr!
 GRAF VOM STRAHL: Du bist mir wohl recht gut?
 KÄTHCHEN: Gewiß, von Herzen.
 GRAF VOM STRAHL: Aber ich — was meinst du?
 Ich nicht?
 KÄTHCHEN: (lächelnd): O Schelm!
 GRAF VOM STRAHL: Was, Schelm! Ich hoff' —?
 KÄTHCHEN: O geh'! — ! —
 Verliebt ja, wie ein Käfer, bist du mir.
 GRAF VOM STRAHL: Ein Käfer! Was? ich glaub', du bist —
 KÄTHCHEN: Was sagst du?
 (mit einem Seufzer):
 Ihr Glaub' ist wie ein Turm so fest gegründet! —
 Sei es, ich ergebe mich darein. — Doch Käthchen,
 Wenn's ist, wie du mir sagst —
 Nun? Was beliebt?
 GRAF VOM STRAHL: Was, sprich, was soll daraus werden?
 KÄTHCHEN: Was daraus soll werden?
 GRAF VOM STRAHL: Ja, hast du's schon bedacht?
 KÄTHCHEN: Je nun.
 GRAF VOM STRAHL: Was heißt das?
 KÄTHCHEN: Zu Ostern, übers Jahr, wirst du mich heuern.
 (das Lachen verbeißend):
 So! Heuern! In der Tat! Das wußt' ich nicht!
 Kathrinden, schau! — Wer hat dir das gesagt?
 Das hat die Marianne mir gesagt.
 GRAF VOM STRAHL: So! Die Marianne! Ei! — Wer ist denn das?
 KÄTHCHEN: Das ist die Magd, die sonst das Haus uns fegte.
 GRAF VOM STRAHL: Und die, die wußt' es wiederum von wem?
 KÄTHCHEN: Die sah's, das sie im Blei geheimnisvoll in der Sylvesternacht mir zugegossen.
 GRAF VOM STRAHL: Was du mir sagst. Da prophezeite sie —
 KÄTHCHEN: Ein großer, schöner Ritter wird mich heuern.
 GRAF VOM STRAHL: Und nun meinst du so frischweg, das sei ich?
 KÄTHCHEN: Ja, mein verehrter Herr. (Pause.)
 (gerührt):
 Ich will dir sagen,
 mein Kind, ich glaub', es ist ein anderer.
 Der Ritter Flamborg oder sonst — was meinst du?
 KÄTHCHEN: Nein, nein!
 GRAF VOM STRAHL: Nicht?
 KÄTHCHEN: Nein, nein, nein!
 GRAF VOM STRAHL: Warum nicht? Rede!

KATHCHEN: Als ich zu Bett ging, da das Blei gegossen,
In der Sylvesternacht, bat ich zu Gott,
Wenn's wahr wär', was mir die Marianne sagte,
Möcht' er den Ritter mir im Traume zeigen.
Und da erschienst du ja, um Mitternacht,
Leibhaftig, wie ich dich jetzt vor mir sehe,
Als deine liebe Braut mich lebend zu begrüßen.

GRAF VOM STRAHL: Ich wär' dir —? Herzchen, davon weiß ich nichts.
Wann hätt' ich dich —?

KATHCHEN: In der Sylvesternacht —

GRAF VOM STRAHL: Wenn wiederum Sylvester kommt, zwei Jahr.
Wo? In dem Schloß zu Strahl?

KATHCHEN: Nicht! In Heilbronn,
im Kämmerlein, wo mir das Bette steht.

GRAF VOM STRAHL: Was du da schwatzt mein liebes Kind! — Ich lag,
und obendrein todkrank im Schloß zu Strahl.
(Pause. Sie seufzt, bewegt sich und lispet etwas.)

GRAF VOM STRAHL: Was sagst du?

KATHCHEN: Wer?

GRAF VOM STRAHL: Du.

KATHCHEN: Ich? Ich sagte nichts.

GRAF VOM STRAHL: (für sich): Seltsam! Beim Himmel! In der Sylvesternacht — (Er träumt vor sich nieder.) Erzähl' mir doch etwas davon, mein Käthchen!

KATHCHEN: Kam ich allein?

GRAF VOM STRAHL: Nein, mein verehrter Herr.

KATHCHEN: Nicht? — Wer war bei mir?

GRAF VOM STRAHL: Ach, so geh'!

KATHCHEN: So rede!

KATHCHEN: Das weißt du nicht mehr?

GRAF VOM STRAHL: Nein, so wahr ich lebe.

KATHCHEN: Ein Cherubin, mein hoher Herr, war bei dir,
Mit Flügeln, weiß wie Schnee, auf beiden Schultern,
Und Licht — o Herr! das funkelte! Das glänzte! —
Er führt' an seiner Hand dich zu mir ein —
(starrt sie an):

GRAF VOM STRAHL: So wahr als ich will selig sein, ich glaube,
Da hast du recht!

KATHCHEN: Ja, mein verehrter Herr!
(mit beklemmter Stimme):

GRAF VOM STRAHL: Auf einem här'nen Kissen lagst du da,
Das Bettuch weiß, die wollne Decke rot?

KATHCHEN: Ganz recht, so war's!

GRAF VOM STRAHL: Im bloßen leichten Hemddchen?

KATHCHEN: Im Hemddchen? — Nein.

GRAF VOM STRAHL: Was nicht?

KATHCHEN: Im leichten Hemdchen?

GRAF VOM STRAHL: Marianne rieft du?

KATHCHEN: Marianne rief ich! Geschwind! Ihr Mädchen! Kommt doch her! Christine!

GRAF VOM STRAHL: Sahst groß mit schwarzem Aug' mich an?

KATHCHEN: Ja, weil ich glaubt', es wär' ein Traum.

GRAF VOM STRAHL: Stiegst langsam,
An allen Gliedern zitternd, aus dem Bett
Und sankst zu Füßen mir —?

KATHCHEN: Und flüsterte —

GRAF VOM STRAHL (unterbricht sie):
 Und flüstertest mein hochverehrter Herr!
 (lächelnd): Nun! Siehst du wohl! — Der Engel zeigte dir —
 Das Mal — schützt mich, ihr Himmlichen! Das hast du?
 Ja freilich!
 GRAF VOM STRAHL (reißt das Tuch ab): Wo? Am Halse?
 (bewegt sich): Bitte, bitte.
 KÄTHCHEN: O ihr Urewigen! — Und als ich jetzt
 Dein Kinn erhob, ins Antlitz dir zu schauen —
 Ja, da kam die unselige Marianne mit Licht — — — und alles war vorbei.
 Ich lag im Hemdchen auf der Erde da und die Marianne spottete mich aus.
 GRAF VOM STRAHL: Nun steht mir bei, ihr Götter! Ich bin doppelt!
 Ein Geist bin ich und wandele zur Nacht.
 (Er läßt sie los und springt auf.)
 KÄTHCHEN (erwacht): Gott meines Lebens, Herr! Was widerfährt mir!
 (Sie steht auf und sieht sich um.)
 GRAF VOM STRAHL: Was mir ein Traum schien, nackte Wahrheit ist's:
 Im Schloß zu Strahl, todkrank an Nervenfieber
 Lag ich darnieder und, hinweggeführt
 Von einem Cherubin besuchte sie
 Mein Geist in ihrer Klausur zu Heilbronn!
 KÄTHCHEN: Himmel! Der Graf!
 (Sie setzt sich den Hut auf und rückt sich das Tuch zurecht.)
 GRAF VOM STRAHL: Was tu' ich jetzt! Was laß' ich? (Pause.)
 (fällt auf ihre beiden Knie nieder):
 Mein hoher Herr, hier lieg' ich dir zu Füßen,
 Gewärtig dessen, was du mir verhängst!
 An deines Schlosses Mauer fandst du mich,
 Trotz des Gebots, das du mir eingeschärfst,
 Ich schwör's, es war, ein Stündchen nur zu ruhn,
 Und jetzt will ich gleich wieder weitergehen.
 GRAF VOM STRAHL: Weh mir! Mein Geist, von Wunderlicht geblendet,
 Schwankt an des Wahnsinns grausem Hang umher!
 Denn wie begreif' ich die Verkündigung,
 Die mir noch silbern wiederklingt im Ohr,
 Daß sie die Tochter meines Kaisers sei?
 (draußen): Käthchen, he, junge Maid!
 (erhebt sich rasch vom Boden): Geschwind, erhebe dich!
 Mach dir das Tuch zurecht! Wie siehst du aus?

Monolog des Prinzen von Homburg

Nun, o Unsterblichkeit, bist du ganz mein!
 Du strahlst mir durch die Binde meiner Augen
 Mit Glanz der tausendfachen Sonne zu!
 Es wachsen Flügel mir an beiden Schultern,
 Durch stille Atherräume schwingt mein Geist;
 Und wie ein Schiff, vom Hauch des Winds entführt,
 Die muntre Hafenstadt versinken sieht,
 So geht mir dämmernd alles Leben unter:
 Jetzt unterscheid' ich Farben noch und Formen,
 Und jetzt liegt Nebel alles unter mir . . .
 Ach, wie die Nachtviole lieblich duftet!

Kleist

CHRISTIAN DIETRICH GRABBE

1801—1836

Aus: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung

ZWEITER AUFZUG, ZWEITE SZENE. RATTENGIFTS ZIMMER.

RATTENGIFT (sitzt an einem Tisch und will dichten):

Ach, die Gedanken! Reime sind da, aber die Gedanken, die Gedanken! Da sitze ich, trinke Kaffee, kaue Federn, schreibe hin, streiche aus, und kann keinen Gedanken finden, keinen Gedanken! Ha, wie ergreife ich's nun? — Halt, halt! Was geht mir da für eine Idee auf? — Herrlich, göttlich! Eben über den Gedanken, daß ich keinen Gedanken finden kann, will ich ein Sonett machen, und wahrhaftig, dieser Gedanke über die Gedankenlosigkeit ist der genialste Gedanke, der mir nur einfallen konnte! Ich mache gleichsam eben darüber, daß ich nicht zu dichten vermag, ein Gedicht. Wie pikant, wie originell! (Er läuft vor den Spiegel.) Auf Ehre, ich sehe doch recht genial aus! (Er setzt sich an einen Tisch.)

Nun will ich anfangen! (Er schreibt.)

S O N E T T

Ich saß an meinem Tisch und kaute Federn.

So wie — —

Ja, was in aller Welt sitzt nun so, daß es aussieht wie ich, wenn ich Federn kaue? Wo bekomme ich hier ein schickliches Bild her? Ich will ans Fenster springen und sehen, ob ich draußen nichts Ähnliches erblicke! (Er macht das Fenster auf und sieht ins Freie.) Dort sitzt ein Junge an der Mauer und — Nee, so sieht es nicht aus! — Aber drüben auf der Steinbank sitzt ein alter Bettler und beißt auf ein Stück hartes Brot — nein, das wäre zu trivial, zu gewöhnlich! (Er macht das Fenster zu und geht in der Stube umher.) Hm, hm! fällt mir denn nichts ein? Ich will doch einmal alles aufzählen, was kauet. Eine Katze kauet, ein Iltis kauet, ein Löwe — halt! ein Löwe! Was kaut ein Löwe? Er kaut entweder ein Schaf oder einen Ochsen oder eine Ziege oder ein Pferd. Halt! ein Pferd! — Was dem Pferde die Mähne ist, das ist einer Feder die Fahne, also sehen sich beide ziemlich ähnlich — (Jauchzend.) Triumph, da ist ja das Bild! Kühn, neu, kalderonisch!

Ich saß an meinem Tisch und kaute Federn,

So wie (indem er hinzuschreibt) der Löwe, eh' der Morgen grauet,

Am Pferde, seiner schnellen Feder, kauet

(Er liest diese zwei Zeilen noch einmal laut über und schnalzt dann mit der Zunge, als ob sie ihm gut schmeckten.)

Nein, nein! so eine Metapher gibt es doch gar nicht!

Ich erschrecke vor meiner eigenen poetischen Kraft!

(Behaglich eine Tasse Kaffee ausschlürfend.)

Das Pferd eine Löwenfeder! und nun das Beiwort „schnell“! Wie treffend! Welche Feder möchte wohl auch schneller sein als das Pferd? Auch die Worte „eh' der Morgen grauet“, wie echt homerisch! Sie passen zwar durchaus nicht hierher, aber sie machen das Bild selbständig, machen es zu einem Epos im kleinen! Oh, ich muß noch einmal vor den Spiegel laufen! (Sich darin betrachtend.) Bei Gott, ein höchst geniales Gesicht! Zwar ist die Nase etwas kolossal, doch das gehört dazu! Ex ungue leonem, aus der Nase das Genie!

TEUFEL tritt ein.

Bon jour, Herr Rattengift!

RATTENGIFT (dreht sich um und indem er den Teufel begrüßen will, erblickt er dessen Pferdefuß, von dem die Tücher heruntergefallen sind): Allmächtiger, der Teufel! (Er sucht dem Teufel vorbeizufliehen und die Tür zu gewinnen.)

TEUFEL (sieht seinen bloßen Huf und stampft wütend damit auf die Erde): Abscheuliche Unvorsichtigkeit! (Zu Rattengift:) Entsetzen Sie sich nicht! Ich habe Ihre Gedichte gelesen!

RATTENGIFT (auf einmal geschmeidig): Haben Sie, haben Sie?

TEUFEL: Ja, und die haben mir ausnehmend gefallen.

RATTENGIFT (ganz zutraulich): Oh, Sie erteilen mir ein Lob, welches ich kaum — Sie dichten selbst?

TEUFEL: Ich —

RATTENGIFT (läßt ihn gar nicht zu Worte kommen): Sie müssen dichten! Versuchen Sie! Sie werden herrliche Gedichte machen!

TEUFEL (beiseite): Weil ich die seinigen gelobt habe.

RATTENGIFT: Nur bitte ich Sie, einen anderen Namen als den Ihrigen unter Ihre Poesien zu schreiben. Nicht etwa, wie es Mode ist, deswegen, weil Sie sich Ihrer Gedichte schämen müssen, sondern um das Charakteristische Ihres Namens zu verbergen. Wie sich z. B. jemand, dem es sehr wirklig und düster im Kopfe ist, hell nennen könnte, so können Sie sich ja Engel, Himmel oder Tugend titulieren.

TEUFEL: Sie geben mir einen befolgswerten Rat, Herr Rattengift! — Übrigens habe ich schon mehrere Werke ans Licht gestellt, wie erst kürzlich die Französische Revolution, ein Trauerspiel in 14 Jahren, mit einem Prolog von Ludwig XV. und Chören von Emigranten. Das Stück ist aber außerordentlich schlecht aufgenommen worden, besonders wegen des Fehlers, daß es die Kritiker guillotinierte. Auch kann ich es ungeachtet mancher Freunde, die im stillen daran arbeiten, weder in Preußen, Österreich, noch England zum zweitenmal auf die Bühne bringen. Die Zensur ist zu strenge. Jedoch habe ich Hoffnung, daß man es in Spanien mit einigen unbedeutenden Varianten wieder aufführen wird, wofern mir der Herzog von Angoulême nicht all mein spanisches Bitter austrinkt. — Jetzt beschäftige ich mich mit einem Possenspiel, welches unter dem Titel: der griechische Freiheitskampf vom Verfasser der französischen Revolution, im Verlage des türkischen Kaisers erscheint.

RATTENGIFT: Ihre Werke, die ich, wie ich nun sehe, schon seit langem kenne, ohne zu wissen, daß sie von Ihnen sind, haben unleugbar etwas Gigantisches, Herr Teufel! Aber der Unwahr-scheinlichkeiten, der Freiheiten, die Sie sich mit der Zeit und Ort herausnehmen, sind doch zu viele! Und nun gar die Verse! die Verse! Auch möchten die Ansichten von der Welt, die sich darin zeigen —

TEUFEL: Wissen Sie auch, was die Welt ist?

RATTENGIFT: Welche Frage! Die Welt ist der Inbegriff alles Existierenden, von dem kleinsten Würmchen bis zu dem ungeheuersten Sonnensystem.

TEUFEL: So will ich Ihnen denn sagen, daß dieser Inbegriff des Alls, den Sie mit dem Namen Welt beehren, weiter nichts ist, als ein mittelmäßiges Lustspiel, welches ein unbärtiger, gelbschnabeliger Engel, der in der ordentlichen, dem Menschen unbegreiflichen Welt lebt und, wenn ich nicht irre, noch in Prima sitzt, während seiner Schulferien zusammengeschmiert hat. Das Exemplar, in dem wir uns befinden, steht, glaube ich, in der Leihbibliothek zu X., und eben jetzt wird es von einer hübschen Dame gelesen, welche den Verfasser kennt und ihm heute abend, d. h. über sechs Trillionen Jahre, beim Teetisch ihr Urteil mitteilen will.

RATTENGIFT: Herr, ich werde verrückt! — Ist die Welt ein Lustspiel, was ist denn die Hölle, die doch ebenfalls in der Welt ist?

TEUFEL: Die Hölle ist die ironische Partie des Stükkes und ist dem Primaner, wie das so zu gehen pflegt, besser geraten als der Himmel, welches der rein heitere Teil desselben sein soll.

RATTENGIFT: Und wirklich wäre die Hölle weiter nichts? Wie — wie werden denn die Verbrecher bestraft?

TEUFEL: Einen Mörder lachen wir solange aus, bis er selber mitlacht, daß er sich die Mühe nahm, einen Menschen umzubringen. Die härteste Strafe eines Verdammten besteht aber darin, daß er die Abendzeitung und den Freimütigen lesen muß und sie nicht anspucken darf.

RATTENGIFT: Gott im Himmel, Herr Teufel, ich merke, daß man in der Hölle nicht bloß meine Gedichte, sondern die ganze deutsche Literatur kennt! Wie erklärt sich das?

- TEUFEL: Ganz natürlich! In die Hölle kommt nicht allein das Böse, sondern auch das Jämmerliche, Triviale: so sitzt der gute Cicero ebensowohl darin als wie der schlechte Catilina. Da nun heutzutage die neuere deutsche Literatur das Jämmerlichste unter dem Jämmerlichen ist, so beschäftigen wir uns vorzugsweise mit dieser.
- RATTENGIFT: Ei, wenn die deutsche Literatur in der Hölle das Hauptgeschäft ist — was mag es denn darin für kuriose Nebenbeschäftigungen geben?
- TEUFEL: Nu, in den Nebenstunden machen wir gewöhnlich aus den Geistern, weil sie unsichtbar, und deshalb auch durchsichtig sind, Fensterscheiben oder Brillengläser. So hatte neulich meine Großmutter, als sie die sonderbare Laune bekam, das Wesen der Tugend einzusehen, sich die beiden Philosophen Kant und Aristoteles auf die Nase gesetzt, da es ihr aber dadurch immer dunkler vor den Augen wurde, so machte sie sich statt dessen eine Lorgnette von zwei pommerschen Bauern, und konnte nun so deutlich sehen, als sie nur wollte.
- RATTENGIFT (die Hände über dem Kopf zusammenschlagend): Merkwürdig, merkwürdig! — Sagen Sie mir, wissen Sie auch im Himmel Bescheid?
- TEUFEL: Warum nicht? Erst jüngst habe ich den Samiel aus dem Freischützen, der in die Hölle kam und durchaus ein Vetter von mir sein wollte, wegen seines Edelmutes, den er an dem Jägerburschen Max bewiesen, mit Gewalt dahin zurückgeführt. Er sträubte sich zwar entsetzlich, aber endlich, als ich ihm einen eisernen Ring durch die Nase zog, sagte er mit hohler Stimme: „das findet sich!“ und folgte mir zur Pforte des Himmels nach, wo ihn auch Sokrates mit offenen Armen empfing und sogleich zum Barbier führte, damit er sich den Bart abscheren ließe und etwas kultivierter aussähe.
- RATTENGIFT: Oh, da Sie also im Himmel Bescheid wissen, so beschwören ich Sie, erzählen Sie mir, was beginnen jene unsterblichen Heroen der Tugend, die ich zu den Leitsternen meines Lebens und meiner Dichtungen erwählt habe? Vor allem, was macht das erhabene Muster der Freundschaft, der göttliche Marquis Posa?
- TEUFEL: Sie meinen den, der im Don Carlos auftritt?
- RATTENGIFT: Denselben, den Maltheser!
- TEUFEL: Da irren Sie sich, wenn Sie glauben, daß der im Himmel wäre; der sitzt bei mir in der Hölle.
- RATTENGIFT: Wie?
- TEUFEL: Ja, ja, ebenso sehr, als sich Samiel verwunderte, daß er in den Himmel mußte, verwunderte sich Marquis Posa, daß er urplötzlich in der Hölle stand. Aber wir nahmen ihm sein gewaltig schallendes Sprachrohr ab und gaben ihm die Bestimmung, zu welcher er die meisten Talente besaß. Er ist Kuppler geworden und hat einen Bierschank angelegt, mit dem Schild: zur Königin Elisabeth!
- RATTENGIFT: Unmöglich, unmöglich! Posa ein Bierschenk! Ich kann es nicht ausdenken!
- TEUFEL: Beruhigen Sie sich! Sein jetziges Amt scheint ihm zu behagen; er wird dick und fett und hat schon einen Hängebauch!
- RATTENGIFT: Einen Hängebauch! — Aber das andere hohe Vorbild der Selbstaufopferung, der edle, herrliche Maler Spinarosa, der sitzt doch wohl in der ersten Reihe der Verklärten, dicht neben Curtius und Regulus?
- TEUFEL: Nee, Sie verrechnen sich abermals! Spinarosa ist in Posas Bierhause als Marqueur angestellt; da übt er sich in der Selbstaufopferung, welche er auf Erden gern spielen wollte und nicht recht loskriegen konnte; allein jetzt, wenn er den Gästen einen Krug Merseburger bringen muß, sieht man es seinem halboffenen Maul nur zu deutlich an, daß ihn die Aufopferung dieses Kruges weit mehr Überwindung kostet als die Aufopferung der ledernen Camilla. Neulich versuchte er sogar, verstohlen hineinzunippen, aber da gab ihm Posa einen Zirkumflex hinter die Ohren, daß er sich vierzehn Tage daran erinnerte.
- RATTENGIFT: Gott! Wie kann der Mensch sich irren! Spinarosa erhält von Posa eine Ohrfeige! Ich vergehe! — Und Camilla nennen Sie ledern! Nein, das ist nicht Ihr Ernst, Herr Teufel! Oh, ich bitte Sie, wie befindet sich dieses ideale Geschöpf der Liebe, welches selbst noch in den späteren, sogenannten besten Jahren, nachdem es schon einen Sohn hat, der über den

sechzehnten Geburtstag hinaus ist, dennoch des Geliebten nimmer vergift und süße Seufzer der Brust entsendet, als wenn es erst achtzehn alt wäre? Oh, die Hehre durchschwärmt gewiß mit Thekla und Julia in Gesellschaft die Gefilde des ewigen Friedens.

TEUFEL: Ja, sie war im Himmel angelangt und hatte sich an die beiden Mädchen angeschlossen. Da aber Thekla einmal in Gedanken „Mutter“ zu ihr sagte, so ärgerte sie sich darüber so grimmig, daß sie zu uns in die Hölle kam. Hier stand sie drei Wochen ganz einsam und setzte ihre im Himmel angefangenen Betrachtungen, ob sie eigentlich sehen könne oder nicht, ununterbrochen fort. Endlich ging durch Zufall Falstaff vorbei; er hatte wieder starken Durst nach Sekt und anderen Süßigkeiten, und ich weiß nicht, wie es geschah, er hält die Camilla für ein Glas Sirup, nimmt sie in die Hand und säuft sie rein aus. Nachher klagte er mir, daß der Sirup sehr schlecht gewesen sein müsse, weil er gräßliches Leibscheiden darauf gekriegt hätte.

RATTENGIFT: Ich verzage und verliere beinah' die Courage weiter zu fragen. Wie geht es meinen tragischen Lieblingshelden, Schillers Wallenstein und Müllners Hugo?

TEUFEL: Sie sind beide in der Hölle. Hugo meinte zwar, als er starb, daß sich der Himmel ihm auftäte, aber er hatte sich, wie es bei einem Sterbenden leicht möglich ist, versehen. Freilich nahm sein Bruder dem Cherub das rächende Schwert ab, doch nicht deswegen, um es wegzwerfen, sondern, um in eigener Person seinen Mörder damit zu köpfen, und wenn er dabei winkte und lächelte, so machte er es, wie man es mit einem jungen, ungehorsamen Hunde macht, den man winkend und lächelnd zu sich lockt, um ihn nachher desto tüchtiger durchzuprügeln. — Was Wallenstein betrifft, so fanden wir, nachdem wir ihn gehörig examiniert hatten, daß er sich vortrefflich zum Rektor qualifizierte; wir haben ihn auch sofort auf unserem höllischen Gymnasium zu Z. angestellt und dürften mit ihm im höchsten Grade zufrieden sein, hätte er nicht den Fehler, daß er jedesmal, wenn er den Stock aufhebt, um einen nichtsnutzigen Buben zu züchtigen, solange ausruft: „hier ist nicht Raum zu schlagen“, „wohlan es sei“, „ich will's lieber doch nicht tun“ usw., bis daß ihm der Bube von hinten einen großen, papiernen Zopf angesteckt hat.

RATTENGIFT: Der Teufel mag — (sich korrigierend mit einer Verbeugung) der Herr Teufel möge mich holen, wenn mir nicht vor Staunen und Verwunderung der Atem stehen bleibt! Doch reden Sie fort! Was machen die Dichter selber, Schiller, Shakespeare, Calderon, Dante, Ariost, Horaz, was tun, was treiben sie?

TEUFEL: Shakespeare schreibt Erläuterungen zu Franz Horn, Dante hat den Ernst Schulze zum Fenster hinausgeschmissen, Horaz hat die Maria Stuart geheiratet, Schiller seufzt über den Freiherrn von Auffenberg, Ariost hat einen neuen Regenschirm gekauft, Calderon liest Ihre Gedichte, läßt Sie herzlich grüßen und rät Ihnen, in Gesellschaft der Liddy die Waldhütte zu Schallbrunn zu besuchen, weil dieses Häuschen in einer recht romantischen Gegend läge.

RATTENGIFT: Ich Glücklicher, ich Überglücklicher! Ich will auf den Dachgiebel klettern! Calderon liest meine Gedichte! Calderon läßt mich grüßen! Ich esse vor Freude ein Talglicht! Grüßen Sie den Herrn de la Barka tausendmal wieder — ich wäre sein rasendster Verehrer — ich wollte mit der Liddy das Waldhäuschen besuchen, und wenn ich ihr die Beine abschlagen sollte — ich —

TEUFEL: Genug! ich habe nicht länger Zeit! — Wenn Sie meiner einstmals bedürfen sollten, so wissen Sie, daß ich in der Hölle wohne. Hier von dem Dorfe ist dieselbe etwas weit weg; wenn Sie aber extra schnell dahingelangen wollen, so müssen Sie nach Berlin, Dresden oder Leipzig reisen und sich bei dem Portier in einem Hotel nach den am Abend besuchtesten Straßen erkundigen; von diesen ist der Tartarus nur 5 Minuten entlegen und Sie werden noch dazu auf ausgezeichnet guten, vielfältig ausgebesserten Chausseen dahin gelangen können. — Doch es wird bald Abend, schlafen Sie mittelmäßig! (Er will sich entfernen.)

RATTENGIFT (ihn aufhaltend): Apropos! Ein einziges Wort! Darf ich nicht das Geheimnis erfahren, weswegen Sie jetzt auf die Erde gekommen sind?

TEUFEL: Weil in der Hölle gescheuert wird.

RATTENGIFT: Ich danke Ihnen für die gütige Antwort! Schlafen Sie recht wohl!

TEUFEL: Schlafen Sie mittelmäßig! (Geht ab.)

FRANZ GRILLPARZER

1791—1872

Aus: Des Meeres und der Liebe Wellen

DRITTER AUFZUG. Gemach im Innern von Heros Turm. Auf der rechten Seite des Hintergrundes, in einer weiten Brüstung, das hoch angebrachte Bogenfenster, zu dem einige breite Stufen emporführen. Daneben ein hohes Lampengestell. Gegen die linke Seite des Hintergrundes die schmale Tür des Haupteinganges. Eine zweite durch einen Vorhang geschlossene Tür auf der rechten Seite des Mittelgrundes. Auf derselben Seite, nach vorn, ein Tisch, daneben ein Stuhl mit niederer Rücklehne. Nach dem Aufgehen des Vorhangs kommt ein Diener, hoch in der Hand eine Lampe tragend, die er auf den Kandelaber stellt und dann geht. Unmittelbar hinter ihm der OBERPRIESTER und HERO. Sie hat den Mantel um die Schultern, wie zu Ende des ersten Aufzuges.

PRIESTER: Des Dienstes heilige Pflichten sind vollbracht,
Der Abend sinkt, so komm' denn in dein Haus,
Von heut an dein, der Priest'r'in stille Wohnung.
HERO (um sich blickend): Hier also, hier!
PRIESTER: So ist's. Und wie der Turm,
In dessen Innern sich dein Wohnsitz wölbt,
Am Ufer steht des Meers, getrennt, allein,
Durch Gänge nur mit unserm Haus verbunden, —
Auf festen Mauern senkt er sich hinab,
Bis wo die See an seinen Füßen brandet,
Indes sein Haupt die Wolken Nachbarn nennt,
Weitschauend über Meer und Luft und Land, —
So wirst du fürder stehn, getrennt, vereint,
Den Menschen wie den Himmlichen verbündet,
Dein selber Herr und somit auch der andern,
Ein doppelt-lebend auserkorenes Wesen
Und glücklich sein.
HERO: Hier also, hier!
PRIESTER: Sie haben,
Ich seh' es, die Geräte hier versammelt,
Mit denen man der Priester Wohnung schmückt.
Hier Rollen, reich mit weisem Wort beschrieben,
Dort Brett und Griffel, haltend Selbstgedachtes,
Dies Saitenspiel sogar, ein altes Erbstück
Von deines Vaters Schwester und der meinen:
Einst Priesterin wie du an diesem Ort.
An Blumen fehlt es nicht. Hier liegt der Kranz,
Den du getragen bei der heut'gen Weihe.
Du findest alles, was den Sinn erhebt,
Nicht Wünsche weckt, und Wünsche doch befriedigt,
Den Göttern dienend, ihnen ähnlich macht.
(Auf die Seitentür zeigend)
Dies andere Gemach, es birgt dein Lager,
Dasselbe, das die Kommende empfing
Am ersten Tag, vor sieben langen Jahren,
Das wachsen dich gesehn und reifen, blüh'n
Und weise werden, still und fromm und gut,
Dasselbe, das um rotgeschlafne Wangen
Die Träume spielen sah von einem Glück,
Das nun verwirklicht. — Doch du träumst auch jetzt.

HERO: Ich höre, guter Ohm.
PRIESTER: Gesteh' ich dir's?
Ich dachte dich erfreuter wie am Abend
Des sel'gen Tags, der unser Wünschen krönt.
Das wir gestrebt, gehofft, du hast, du bist es;
Und statt entzückt, find' ich dich stumm und kalt.
HERO: Du weißt, mein Ohm, wir sind nicht immer Herr
Von Stimmungen, die kommen, wandeln, gehn,
Sich selbst erzeugend und von nichts gefolgt.
Das Höchste, Schönste, wenn es neu erscheint,
Indem es anders kommt, als wir's gedacht,
Erschreckt beinah' wie alles Große schreckt.
Doch gönne mir nur eine Nacht der Ruh',
Des Sinnens, der Erholung, und, mein Ohm,
Du wirst mich finden, die du sonst gekannt.
Der Ort ist still, die Lüfte atmen kaum;
Hier ebben leichter der Gedanken Wogen,
Der Störung Kreise flieh'n dem Ufer zu,
Und Sammlung wird mir werden, glaube mir.
PRIESTER: Sammlung? Mein Kind, sprach das der Zufall blos?
Wie, oder fühltest du des Wortes Inhalt,
Das du gesprochen, Wonne meinem Ohr?
Du hast genannt den mächt'gen Weltenhebel,
Der alles Große tausendfach erhöht
Und selbst das Kleine näher rückt den Sternen.
Des Helden Tat, des Sängers heilig Lied,
Des Sehers Schau'n, der Gottheit Spur und Walten,
Die Sammlung hat's getan und hat's erkannt,
Und die Zerstreuung nur verkennt's und spottet.
Spricht's so in dir, dann, Kind, Glück auf,
Dann wirst du wandeln hier, ein selig Wesen,
Des Staubes Wünsche weichen scheu zurück;
Und wie der Mann, der abends blickt gen Himmel,
Im Zwielicht noch und nichts ersieht als Grau,
Farbloses Grau, nicht Nacht und nicht erleuchtet,
Doch schauend unverwandt, blinkt dort ein Stern
Und dort ein zweiter, dritter, hundert, tausend,
Die Ahnung einer reichen, gotterhellten Nacht,
Ihm nieder in die feuchten, sel'gen Augen.
Gestalten bilden sich und Nebel schwinden,
Der Hintergrund der Wesen tut sich auf,
Was aller Welt verborgen, wird dir klar,
Und Götterbilder, immer göttlich noch,
Doch Menschen auch halb näher, fühlbar, denkbar, faßbar —
HERO: Du weißt, mein Ohm, nicht also hohen Flugs
Erhebt sich mir der Geist; so viel nicht hoffe!
Allein, was not und was mir auferlegt,
Gedenk ich wohl zu tun, deß' sei gewiß!
PRIESTER: Wohl an auch das. Ist's gleich nicht gut und recht,
Beim Anfang einer Bahn das Ziel so nah',
So ärmlich nahe sich das Ziel zu setzen;
Doch sei's für jetzt. Nur noch dies eine merk!
Bei allem, was dir bringt die Flucht der Tage,
Den ersten Anlaß meid'! Wer tatenkräftig

Ins rege Leben stürzt, wo Mensch den Menschen drängt,
Er mag Gefahr mit blankem Schwerte suchen,
Je här'rer Kampf, je rühmlicher der Sieg;
Doch wessen Streben auf das Inn're führt,
Wo Ganzheit nur des Wirkens Fülle fördert,
Der halte fern vom Streite seinen Sinn,
Denn ohne Wunde kehrt man nicht zurück,
Die noch als Narbe mahnt in trüben Tagen.
Der Strom, der Schiffe trägt und Wiesen wässert,
Er mag durch Felsen sich und Klippen drängen,
Vermischen sich mit seiner Ufer Grund,
Er fördert, nützt, ob klar, ob trüb verbreitet;
Allein der Quell, der Mond und Sterne spiegelt,
Zu dem der Pilger naht mit durst'gem Mund,
Die Priesterin, zu sprengen am Altar,
Der wahre rein die ewig lauter Wellen,
Denn nur bewegt, ist er auch schon getrübt.
Und so schlaf wohl! Bedarfst du irgend Rat,
Such ihn bei mir, bei deinem zweiten Vater;
Doch stießest du des Freundes Rat zurück,
Du fandest auch in mir den Mann, der willig
Das eig'ne Blut aus diesen Adern gösse,
(mit ausgestrecktem Arm)

Wüßt er nur einen Tropfen in der Mischung,
Der Unrecht birgt und Unerlaubtes hegt. (Er geht durch die Mitteltür.)
(nach einer Pause): Ich merke wohl, der Vorfall in dem Hain
Mit jenem Fremden hat ihn mir verstimmt.
Und wahrlich! er hat recht. Gesteh ich's nur!
Wenn ich nicht Hero war, nicht Priesterin,
Den Himmlischen zu frommem Dienst geweiht,
Der Jüngere, der Braungelockte, Klein're,
Vielleicht gefiel er mir. — Vielleicht? Je nun!
Ich weiß nunmehr, daß, was sie Neigung nennen,
Ein Wirkliches, ein zu Vermeidendes,
Und meiden will ich's wohl! — Ihr guten Götter!
Wie vieles lehrt ein Tag und ach, wie wenig
Gibt und vergißt ein Jahr. — Nun, er ist fern,
Im ganzen Leben seh' ich kaum ihn wieder,
Und so ist's abgetan. — Wohl gut! (Sie nimmt den Mantel ab.)
Hier liege du! Mit wie verschied'nem Sinn
Nahm morgens ich, leg' ich dich abends hin.
Ein Leben hüllst du ein in deine Falten!
Bewahre, was du weißt, ich leg es ab mit dir.
Doch, was beginnen nun? Ich kann nicht schlafen. (Die Lampe ergreifend und in die Höhe
haltend.)
Beseh' ich mir den Ort? — Wie weit! — Wie leer! —
Genug werd' ich dich schaun manch langes Jahr;
Gern spar' ich, was du beutst, für künft'ge Neugier.
Horch! — Es war nichts. — Allein, allein, allein!
(Sie hat die Lampe seitwärts aufs Fenster gestellt und steht dabei.)
Wie ruhig ist die Nacht! Der Hellespont
Läßt Kindern gleich, die frommen Wellen spielen,
Sie flüstern kaum, so still sind sie vergnügt.
Kein Laut, kein Schimmer rings; nur meine Lampe

Wirft bleiche Lichter durch die dunkle Luft.
Laß' mich dich rücken hier an diese Stäbe!
Der späte Wanderer erquicke sich
An dem Gedanken, daß noch jemand wacht,
Und bis zu fernen Ufern jenseits hin
Sei du ein Stern und strahle durch die Nacht.
Doch würdest du bemerkt, drum komm nur schlafen,
Du bleiche Freundin mit dem stillen Licht. (Sie trägt die Lampe.)
Und wie ich lösche deinen sanften Strahl,
So möge löschen auch, was hier noch flimmt,
Und nie mehr zünd' es neu ein neuer Abend an. (Sie hat die Lampe auf den Tisch gesetzt.)
So spät noch wach? — Ei, Mutter, bitte, bitte! —
Nein, Kinder schlafen früh! — Nun denn es sei!
(Sie nimmt das Geschmeide aus dem Haar und singt dabei mit halber Stimme.)

Und Leda streichelt
Den weichen Flau.

Das ew'ge Lied! wie kommt's mir nur in Sinn?
Nicht Cötter steigen mehr zu wüsten Türmen,
Kein Schwan, kein Adler bringt Verlaßnen Trost,
Die Einsamkeit bleibt einsam und sie selbst. (Sie hat sich gesetzt.)
Auch eine Leier legten sie hierher.
Ich habe nie gelernt darauf zu spielen;
Ich wollte wohl, ich hätt's? — Gedanken, bunt
und wirr, durchkreuzen meinen Sinn,
In Tönen lösten leichter sie sich auf.
Ja denn, du schöner Jüngling, still und fromm,
Ich denke dein in dieser späten Stunde
Und mit so glatt verbreitatem Gefühl,
Daß kein Vergehn sich birgt in seine Falten.
Ich will dir wohl, erfreut doch, daß du fern,
Und reichte meine Stimme bis zu dir,
Ich riefe grüßend: Gute Nacht!

LEANDER (im Hintergrunde von außen am Fenster erscheinend): Gut' Nacht!

HERO: Ha, was ist das? Bist, Echo du, die's spricht?
Suchst du mich hier in meiner Einsamkeit?
Sei mir gegrüßt, o schöne Nymph'e!

LEANDER: Nymphe,
Sei mir gegrüßt!

HERO: Das ist kein Widerhall!
Ein Haupt! — Zwei Arme! — Ha, ein Mann im Fenster!
Er hebt sich, kommt! — Schon kniet er in der Brüstung.
Zurück! Du bist verloren, wenn ich rufe.

LEANDER: Nur einen Augenblick vergönne mir!
Die Steine bröckeln unter meinen Füßen;
Erlaubst du nicht, so stürz ich wohl hinab.
Ein Weilchen nur, dann klimm ich gern zurück. (Er läßt sich ins Gemach herein.)

HERO: Dort steh' und reg' dich nicht! — Unsel'ger,
Was führte dich hierher?

LEANDER (im Hintergrunde, nahe beim Eingange stehenbleibend):
Ich sah dein Licht
Mit hellem Glanze strahlen durch die Nacht.
Auch hier war's Nacht und sehnte sich nach Licht,
Da klomm ich denn herauf.

HERO: Wer dein Genosse?
Wer hielt die Leiter dir? bot Arm und Hilfe.
LEANDER: Nicht Leiter führte mich, noch äußre Hilfe.
Den Fuß setzt' ich in lockrer Steine Fugen,
An Ginst und Epheu hielt ich meine Hand;
So kam ich her.

HERO: Und wenn du, gleitend, stürztest?
LEANDER: So war mir wohl.
HERO: Und wenn man dich erblickt?
LEANDER: Man hat wohl nicht.
HERO: Des heil'gen Ortes Hüter,
Die Wache gehen sie zu dieser Zeit.
Unseliger! ward dir denn nicht geboten,
Bat ich nicht selbst, du solltest kehren heim?
LEANDER: Ich war daheim, doch ließ mir's keine Ruh;
Da warf ich mich ins Meer und schwamm herüber.
HERO: Wie, von Abydos weitentlegner Küste?
Zwei Rüderer ermüdeten der Fahrt.
LEANDER: Du siehst, ich hab's vermocht. Und wenn ich starb,
Der ersten Welle Raub erliegend, sank,
War's eine Spanne näher doch bei dir
Und also süßer Tod.

HERO: Dein Haar ist naß
Und naß ist dein Gewand. Du zitterst auch.
LEANDER: Doch zitt'r ich nicht vor Frost; mich schüttert Glut.
(Im Begriff, immer im Hintergrunde bleibend, sich auf ein Knie niederzulassen.)
HERO: Laß das, bleib'! Ruh' dich ein Weidchen aus,
Denn bald und du mußt fort. So war's mein Licht,
Die Lampe, die dir Richtung gab und Ziel?
Du mahnst mich recht, sie künftig zu verbergen.
LEANDER: O tu es nicht! O Herrin, tu es nicht!
Ich will ja nicht mehr kommen, wenn du zürnst!
Doch dieser Lampe Schein versag mir nicht!
Als diese Nacht ich schlaflos stieg vom Lager
Und, öffnend meiner Hütte niedre Tür,
Aus jeném Dunkel trat in neues Dunkel,
Da lag das Meer vor mir mit seinen Küsten,
Ein schwarzer Teppich, ungeteilt zu schau'n,
Wie eingehüllt in Trauer und in Gram.
Schon gab ich mich dem wilden Zuge hin.
Da, am Gesichtskreis, flackert hell empor
Ein kleiner Stern, wie eine letzte Hoffnung,
Zu goldnen Fäden tausendfach gesponnen,
Umzog der Schein, ein Netz, die trübe Welt.
Das war dein Licht, war dieses Turmes Lampe.
In mächt'gen Schlägen schwoll empor mein Herz,
Nicht halten wollt es mehr in seinen Banden;
An's Ufer eilt' ich, stürzte mich ins Meer,
Als Leistern jenen Schimmer stets im Auge.
So kam ich her, erreichte diese Küste.
Ich will nicht wiederkommen, wenn du zürnst,
Doch raube nicht den Stern mir meiner Hoffnung,
Verhülle nicht den Trost mir dieses Lichts.

HERO: Du guter Jüngling, halt' mich nicht für hart,
Weil ich nur schwach erwidre deine Neigung;
Doch kann's nicht sein, ich sagt' es dir ja schon.
Ich bin verlobt zu einem strengen Dienst
Und liebeleer heischt man die Priesterin.
Eh-gestern, wenn du kamst, war ich noch frei;
Nun ist's zu spät. Drum geh' und kehr nicht wieder.

LEANDER: Man nennt ja mild die Sitten deines Volks,
Sind sie so streng und drohen sie so viel?

HERO: Die Meder und die Baktrer fern im Osten,
Sie töten jene, die der Sonne Priesterin,
Das Aug' auf den geliebten Jüngling warf;
Mein Volk, nicht also mordbegier'gen Sinns,
Es schonet zwar das Leben der Verirrten,
Allein stößt aus sie und verachtet sie,
Zugleich ihr ganzes Haus und all die ihren.
Das kann nicht sein mit Hero, fühlst du wohl,
Drum also geh und trage, was du mußt.

LEANDER: So soll ich fort?

HERO: Du sollst; doch nicht denselben Pfad,
Der dich hierhergeführt, er scheint gefährlich,
Durch jene Pforte geh' und folg dem Gang,
Der dich ins Freie führt.
(Mit erregter Aufmerksamkeit einen Augenblick innehaltend.) Doch hab' mir acht,

Denn — Horch! Bei aller Götter Namen!
Ich höre Tritte herwärts durch den Gang.
Man kommt! Sie nah'n! Unsel'ge Stunde! Weh!

LEANDER: Ist hier kein Ort, der schützend mich verbirgt?
Ha, dort hinein! (Auf die Seitentür zugehend.)

HERO: Beträsst du mein Gemach?
Hier bleib! Hast du's gewagt, laß sie dich finden, stirb!

LEANDER: Sie nahen.

HERO: (nach der Seitentür hinzeigend): Hier!
Geh nur hinein! Und nimm die Lampe mit!
Laß' es hier dunkel sein! Hörst du? Nur schnell!
Allein nicht vorwärts dring', bleib nah der Tür!
Schnell, sag' ich, schnell!

LEANDER: Du aber? —

HERO: Still und fort!
(Leander hat die Lampe ergriffen und geht durch die Seitentür ab. Das Gemach ist dunkel.)

Nun, Götter, waltest ihr in eurer Milde!
(Sie senkt sich in den Stuhl, mit halbem Leibe sitzend, so daß das linke herabgesenkte Knie beinahe den Boden berührt, die Augen mit der Hand verhüllt, die Stirne gegen den Tisch gelegt.)

Des TEMPELWÄCHTERS Stimme (von außen): Ist hier noch jemand wach?

JANTHE (ebenso): Du siehst ja, alles dunkel. (Die Türe wird halb geöffnet.)

WÄCHTER: Doch sah ich Licht.

JANTHE: Das schien dir wohl nur so.
Auchwohnt die Priest'r'in hier, du weißt es selbst.

WÄCHTER: Doch, was ich sah, laß ich mir nicht bestreiten. (Die Tür schließt sich.)
Und kommt der Tag, soll es sich weisen, ob — (Die Worte verhallen, die Tritte entfernen sich.)

HERO: O Scham und Schmach!

LEANDER (aus der Seitentür tretend): So sind sie fort? — Wo weilst du?
Bist, Jungfrau, du noch hier? (Er berührt suchend ihre Schulter.)

HERO (emporfahren): Wo ist das Licht?
Die Lampe, wo? Bring erst die Lampe, sag' ich!
(Leander geht zurück.)

HERO: Oh, alles Unheil auf mein schuldig Haupt!
LEANDER (der mit der Lampe zurückkommt): Hier ist dein Licht. (Er setzt es hin.)
Und dank' mit mir den Göttern! —

HERO (rasch aufstehend): Dank, sagst du? Dank? Wofür? Daß du noch lebst?
Das all dein Glück? Entsetzlicher! Verruchter?
Was kamst du her? Nichts denkend als dich selbst,
Und störst den Frieden meiner stillen Tage,
Vergiftest mir den Einklang dieser Brust?
Oh, hätte doch verschlungen dich das Meer,
Als du den Leib in seine Wogen senktest!
Wär', abgelöst, entglitten dir der Stein,
An dem du dich, den Turm erklimmend hielst,
Und du, — entsetzlich Bild — Leander, o —!

LEANDER: Was ist? Was schiltst du nicht?

HERO: Leander, hörst du?
Kehr' nicht den Weg zurück, auf dem du kamst,
Gefahr voll ist der Pfad. — Entsetzlich, greulich!
Was ist es, das den Menschen so umnachtet
Und ihn entfremdet, sich, dem eig'nem Selbst,
Und fremdem dienstbar macht? — Als sie nun kamen,
Drei Schritte fern, und nun mich fanden, sahn, —
Ich zitterte, — doch nicht um mich! — Verkehrtheit!
Ich zitterte für ihn!

LEANDER: Und darf ich's glauben?

HERO: Laß das! Berühr' mich nicht! — Das ist nicht gut,
Was so verkehrt die innerste Natur,
Auslöscht das Licht, das uns die Götter gaben,
Daß es uns leite, wie der Stern des Pols
Den Schiffer führt.

LEANDER: Das nennst du schlimm?
Und alle Menschen preisen's hochbeglückt (er kniet vor ihr)
Und Liebe nennen sie's.

HERO: Du armer Jüngling!
So kam denn bis zu dir das bunte Wort
Und du, du sprichst es nach und nennst dich glücklich? (Mit der Hand seine Haare teilend.)
Und mußt doch schwimmen durch das wilde Meer,
Wo jede Spanne Tod; und kommst du an,
Erwarten Späher dich und wilde Mörder —
(Mit einem Blick nach rückwärts zusammenfahrend.)

LEANDER (der aufspringt): Was ist?

HERO: Oh, jeder Laut düntkt mich ein Häschertritt!
Die Knie zittern.

LEANDER: Hero, Hero, Hero!

HERO: Laß das! Berühr' mich nicht. Du mußt nun fort.
Ich selber leite dich den sichern Pfad;
Denn, wenn sie kämen, dich hier fänden, fingen —

LEANDER (nach einer kleinen Pause): Und darf ich, Jungfrau, wiederkommen?

HERO: Du! ?

LEANDER: So meinst du: nie? In aller Zukunft nie?
Kennst du das Wort und seinen grausen Umfang?
Dann auch: du warst um mich besorgt. Weißt du?

Ich muß zurück durch's brausend wilde Meer,
Wirst du nicht glauben, daß ich sank und starb,
Bleibt kundlos dir mein Weg?

HERO: Send' einen Boten mir.

LEANDER: Ich habe keine Boten als mich selbst.

HERO: Nun denn, du holder Bote, komm denn, komm!
Allein nicht hier, an diesen Todesort. Am Ufer
Streckt eine Zunge sandig sich ins Meer:
Dort komm' nur hin, verbirg' dich in den Büschchen;
Vorübergehend hör' ich, was du sprichst.

LEANDER: Die Lampe aber hier, laß sie mir leuchten,
Die Wege sie mir zeigen meines Glücks.
Wann aber komm' ich wieder? Jungfrau sprich!

HERO: Am Tag des nächsten Festes.

LEANDER: Du scherzest wohl?
Sag', wann?

HERO: Wann neu der Mond sich füllt.

LEANDER: Bis dahin schleichen zehn lange Tage!
Trägst du die Ungewißheit bis dahin? Ich nicht!
Ich werde fürchten, daß man uns bemerk't,
Und wirst mich tot in deinem Sinne schau'n
Und zwar mit Recht: denn raubt mich nicht das Meer,
So tötet Sorge mich, die Angst, der Schmerz.
Sag': übermorgen; sag': nach dreien Tagen,
Die nächste Woche sag.

HERO: Komm' morgen denn!

LEANDER: O Seligkeit! O Glück!

HERO: Und kehrst du heim, Leander!
Das Meer durchschwimmend, nächtig, wie du kamst,
So wahre dieses Haupt und diesen Mund
Und diese meine Augen. Hörst du wohl?
Versprich es mir! (Da er sie umfassen will, zurücktretend.)
Nein, nein! — Nun aber folge!
Ich leite dich. (Sie geht nach dem Tische, die Lampe zu holen.)

LEANDER (ihr mit den Augen folgend): O herrlich, himmlisch Weib!

HERO: Was kommst du nicht?

LEANDER: Und soll ich also darbend
Verlassen diesen sel'gen Götterort?
Kein Zeichen deiner Huld, kein armes Pfand
Fort mit mir tragend, meiner Sehnsucht Labung?

HERO: Wie meinst du das?

LEANDER: Nicht mindestens die Hand? —
Und dann — sie legen Lipp' an Lippe, —
Ich sah es wohl, — und flüstern so sich zu,
Was zu geheim für die geschwätz'ge Luft.
Mein Mund sei Mund, der deine sei dein Ohr!
Leih' mir dein Ohr für meine stumme Sprache!

HERO: Das soll nicht sein.

LEANDER: Muß ich so viel, du nichts?
Ich in Gefahr und Tod, du immer weigernd? (Kindisch trotzend.)
Ich werde sinken, kehr' ich trauernd heim.

HERO: Du, frevle nicht.

LEANDER: Und du gewähr'!

HERO: Wenn du dann gehst.

LEANDER (auf ein Knie niedersinkend): Gewiß!
HERO: Und mir nicht streitest,
Daß ich zu leicht die Wange dir berührt;
Nein, dankbar bist vielmehr und fromm dich fügst.
LEANDER: Du zögerst noch?
HERO: Die Arme falte rückwärts,
Wie ein Gefangener, der Liebe, mein Gefang'ner.
LEANDER: Sieh, es geschah.
HERO (das Licht auf den Boden stellend): Die Lampe soll's nicht sehen.
LEANDER: Du kommst ja nicht.
HERO: Bist du so ungeduldig?
So soll auch nie — und doch, wenn's dich beglückt
So nimm und gib! (Sie küßt ihn rasch.)
Nun aber mußt du fort!
LEANDER (aufspringend): Hero!
HERO: Nein, nein! (Zur Tür hinauseilend.)
LEANDER: Wenn ich dir flehe, Hero!
Verwünscht! Neidisches Glück! (An der Tür hordend.)
Doch hör' ich Tritte, herwärts durch den Gang,
Leis auf den Zeh'n. — So kommt sie wieder? — Götter!



Die Lehrstunde der Nachtigall
Federzeichnung von Philipp Otto Runge
zu einem Gedicht von Klopstock, 1801

SPÄTROMANTIK
DER SÄNGER DER SPÄTROMANTIK

JOSEPH FREIHERR VON EICHENDORFF

1788—1857

GEDICHTE

Abend

Schweigt der Menschen laute Lust,
Rauscht die Erde wie in Träumen
Wunderbar mit allen Bäumen,
Was dem Herzen kaum bewußt,
Alte Zeiten, linde Trauer,
Und es schweifen leise Schauer
Wetterleuchtend durch die Brust.

Sehnsucht

Es schienen so golden die Sterne,
Am Fenster ich einsam stand
Und hörte aus weiter Ferne
Ein Posthorn im stillen Land.
Das Herz mir im Leibe entbrannte,
Da hab' ich mir heimlich gedacht:
Ach, wer da mitreisen könnte
In der prächtigen Sommernacht!

Zwei junge Gesellen gingen
Vorüber am Bergeshang,
Ich hörte im Wandern sie singen
Die stille Gegend entlang

Von schwindelnden Felsenschlüften,
Wo die Wälder rauschen so sacht,
Von Quellen, die von den Klüften
Sich stürzen in Waldesnacht.

Sie sangen von Marmorbildern,
Von Gärten, die über'm Gestein
Zu dämmernden Laubern verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Das zerbrochene Ringlein

In einem kühlen Grunde
Da geht ein Mühlrad,
Mein' Liebste ist verschwunden,
Die dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir ein'n Ring dabei,
Sie hat die Treu gebrochen,
Mein Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus
Und singen meine Weisen
Und geh'n von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die blut'ge Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen:
Ich weiß nicht, was ich will —
Ich möcht' am liebsten sterben,
Da wär's auf einmal still!

Morgengebet

O wunderbares, tiefes Schweigen,
Wie einsam ist's noch auf der Welt!
Die Wälder nur sich leise neigen,
Als ging der Herr durchs stille Feld.

Ich fühl mich recht wie neugeschaffen,
Wo ist die Sorge nun und Not?

Was mich noch gestern wollt erschlaffen,
Ich schäm' mich des im Morgenrot.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit
Betreten nur wie eine Brücke
Zu dir, Herr, übers Strom der Zeit.

Der Jäger Abschied

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Wohl den Meister will ich loben,
So lang' noch mein Stimm' erschallt.
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Tief die Welt verworren schallt,
Oben einsam Rehe grasen;
Und wir ziehen fort und blasen,
Daß es tausendfach verhallt:
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Banner, der so kühle wallt!
Unter deinen grünen Wogen
Hast du treu uns auferzogen,
Frommer Sagen Aufenthalt!
Lebe wohl,
Lebe wohl, du schöner Wald!

Was wir still gelobt im Wald,
Wollen's draußen ehrlich halten,
Ewig bleiben treu die Alten:
Deutsch Panier, das rauschend wallt,
Lebe wohl,
Schiirm' dich Gott, du schöner Wald!

Wanderschaft

Vom Grund bis zu den Gipfeln,
So weit man sehen kann,
Jetzt blüht's in allen Wipfeln;
Nun geht das Wandern an:
Die Quellen von den Klüften,
Die Ström' auf grünem Plan,
Die Lerchen hoch in Lüften,
Der Dichter frisch voran.
Und die im Tal verderben
In trüber Sorgen Haft,
Er möcht' sie alle werben
Zu dieser Wanderschaft.

Und von den Bergen nieder
Erschallt sein Lied ins Tal
Und die zerstreuten Brüder
Faßt Heimweh allzumal.
Da wird die Welt so munter
Und nimmt die Reiseschuh,
Sein Liebchen mitten drunter,
Die nickt ihm heimlich zu.
Und über Felsenwände
Und auf dem grünen Plan
Das wirrt und jauchzt ohn' Ende,
Nun geht das Wandern an!

Reiselied

Durch Feld und Buchenhallen
Bald singend, bald fröhlich still,
Recht lustig sei vor allen,
Wer's Reisen wählen will.
Wenn's kaum im Osten glühte,
Die Welt noch still und weit:

Da weht recht durchs Gemüte
Die schöne Blütenzeit!
Die Lerch' als Morgenbote
Sich in die Lüfte schwingt,
Eine frische Reisenote
Durch Wald und Herz erklingt.

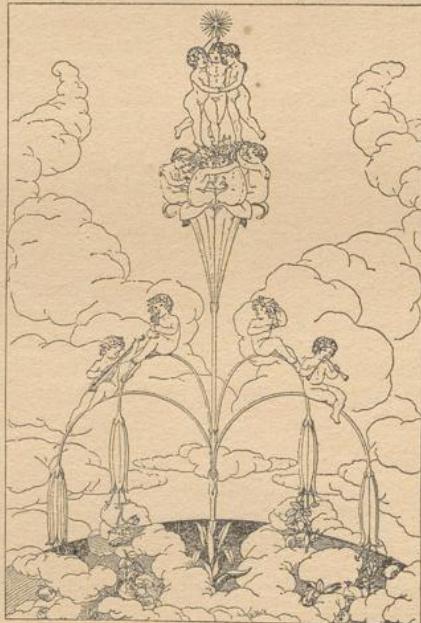
O Lust, vom Berg zu schauen
Weit über Wald und Strom,
Hoch über sich den blauen
Tiefklaren Himmelsdom!
Vom Berge Vöglein fliegen
Und Wolken so geschwind,

Gedanken überfliegen
Die Vögel und den Wind.
Die Wolken ziehn hernieder,
Das Vöglein senkt sich gleich,
Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich.

Die Nacht

Wie schön hier zu verträumen
Die Nacht im stillen Wald,
Wenn in den dunkeln Bäumen
Das alte Märchen hält.
Die Berg' im Mondesschimmer
Wie in Gedanken stehn,
Und durch verworrne Trümmer
Die Quellen klagend gehn.
Denn müd ging auf den Matten
Die Schönheit nun zur Ruh',
Es deckt mit kühlen Schatten
Die Nacht das Liebchen zu.

Das ist das irre Klagen
In stiller Waldespracht,
Die Nachtigallen schlagen
Von ihr die ganze Nacht.
Die Stern' gehn auf und nieder,
Wann kommst du, Morgenwind,
Und hebst die Schatten wieder
Von dem verträumten Kind?
Schon röhrt sich's in den Bäumen,
Die Lerche weckt sie bald —
So will ich treu beträumen
Die Nacht im stillen Wald.



Aus der Stahlstich-Ausgabe der „Vier Zeiten“
Der Morgen (Ausschnitt),
von Philipp Otto Runge

Heimweh

Wer in die Ferne will wandern,
Der muß mit der Liebsten gehn,
Es jubeln und lassen die andern
Den Fremden alleine stehn.
Was wisset ihr, dunkle Wipfel,
Von der alten, schönen Zeit?
Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,
Wie liegt sie von hier so weit.

Am liebsten betracht' ich die Sterne,
Die schienen, wie ich ging zu ihr,
Die Nachtigall hör' ich so gerne,
Sie sang vor der Liebsten Tür.
Der Morgen, das ist meine Freude!
Da steig ich in stiller Stund'
Auf den höchsten Berg in die Weite,
Grüß' dich, Deutschland, aus Herzensgrund!

Vertont von Hugo Wolf

Die zwei Gesellen

Es zogen zwei rüst'ge Gesellen
Zum erstenmal von Haus,
So jubelnd recht in den hellen,
Klingenden, singenden Wellen
Des vollen Frühlings hinaus.
Die strebten nach hohen Dingen,
Die wollten, trotz Lust und Schmerz,
Was recht's in der Welt vollbringen,
Und, wem sie vorübergingen,
Dem lachten Sinnen und Herz.
Der erste, der fand ein Liebchen,
Die Schwieger kauft' Hof und Haus;
Der wiegte bald ein Bübdchen
Und sah aus heimlichem Stübchen
Behaglich ins Feld hinaus.

Dem zweiten sangen und logen
Die tausend Stimmen im Grund,
Verlockend' Sirenen, und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.
Und wie er auftaucht' vom Schlunde,
Da war er müde und alt,
Sein Schifflein, das lag im Grunde,
So still war's rings in der Runde,
Und über die Wasser weht's kalt.
Es singen und klingen die Wellen
Des Frühlings wohl über mir:
Und seh' ich so kecke Gesellen,
Die Tränen im Auge mir schwelen —
Ach Gott, führ' uns lieblich zu dir!

Mondnacht

Es war, als hätt' der Himmel
Die Erde still geküßt,
Dafß sie im Blütenschimmer
Von ihm nun träumen müßt'.
Die Luft ging durch die Felder,
Die Ähren wogten sacht,

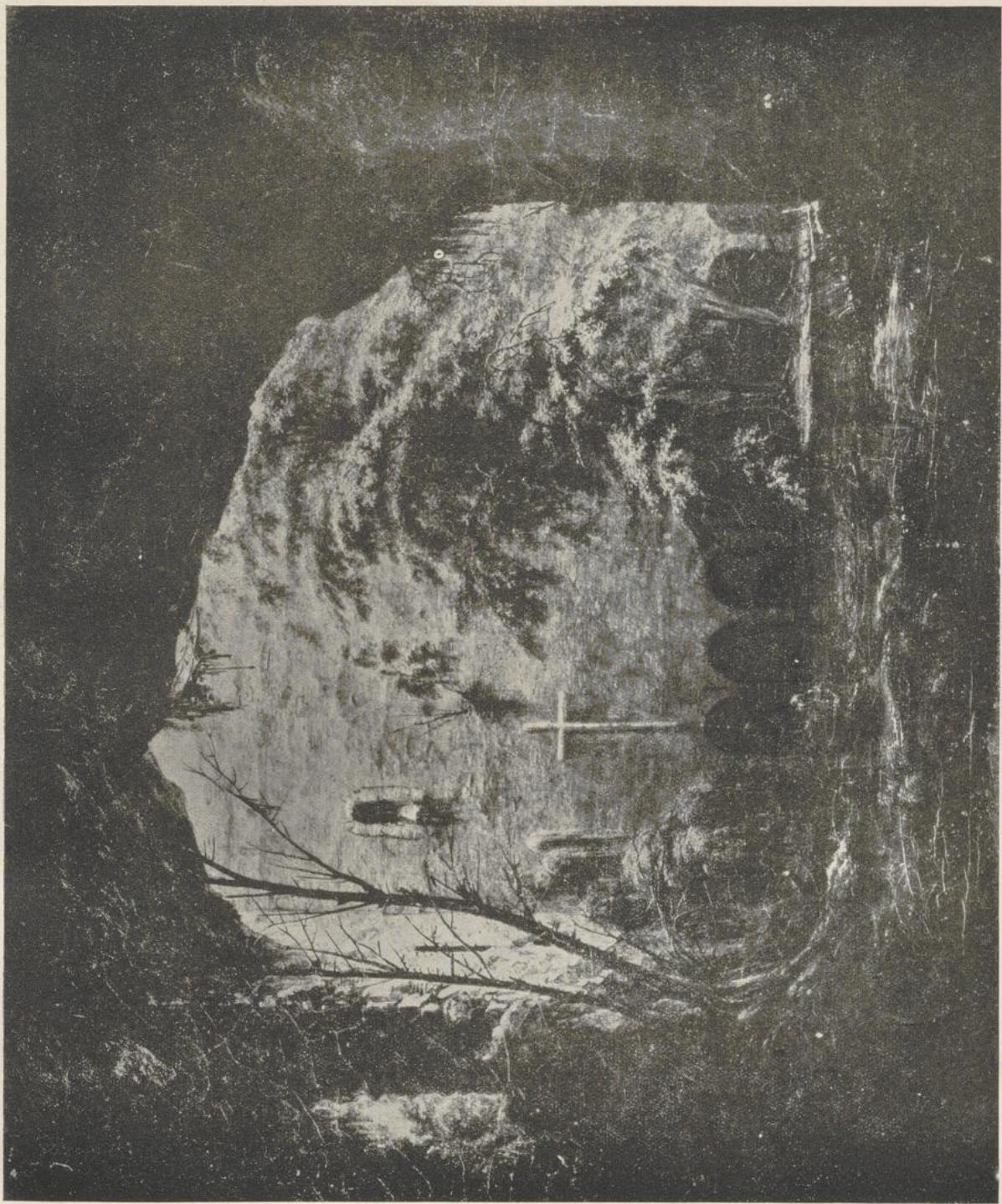
Es rauschten leis die Wälder,
So sternklar war die Nacht.
Und meine Seele spannte
Weit ihre Flügel aus,
Flog durch die stillen Lande,
Als flöge sie nach Haus.

Vertont von Rob. Schumann

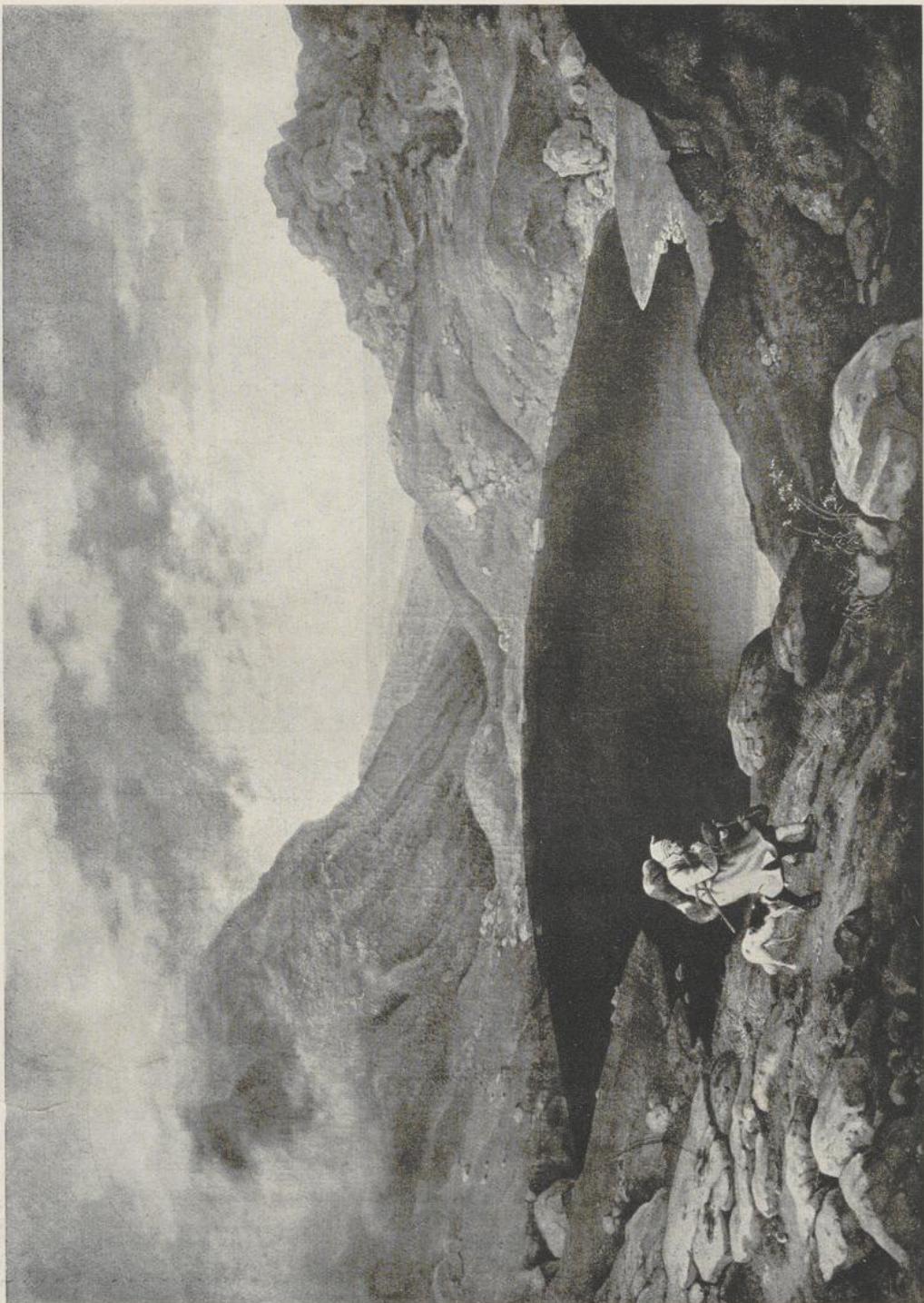
Anklänge

Liebe, wunderschönes Leben,
Willst du wieder mich verführen,
Soll ich wieder Abschied geben
Meinem fleißigen Studieren?
Offen stehen Fenster, Türen,
Drauß'en Frühlingsboten schweben,

Lerchen schwirrend sich erheben,
Echo will im Wald sich röhren.
Wohl, da hilft kein Widerstreben,
Tief im Herzen muß ich's spüren:
Liebe, wunderschönes Leben,
Wieder willst du mich verführen!



65 Carl Blechen, *Blick durch ein Felsentor auf eine Klosteranlage*. Berlin, Nationalgalerie



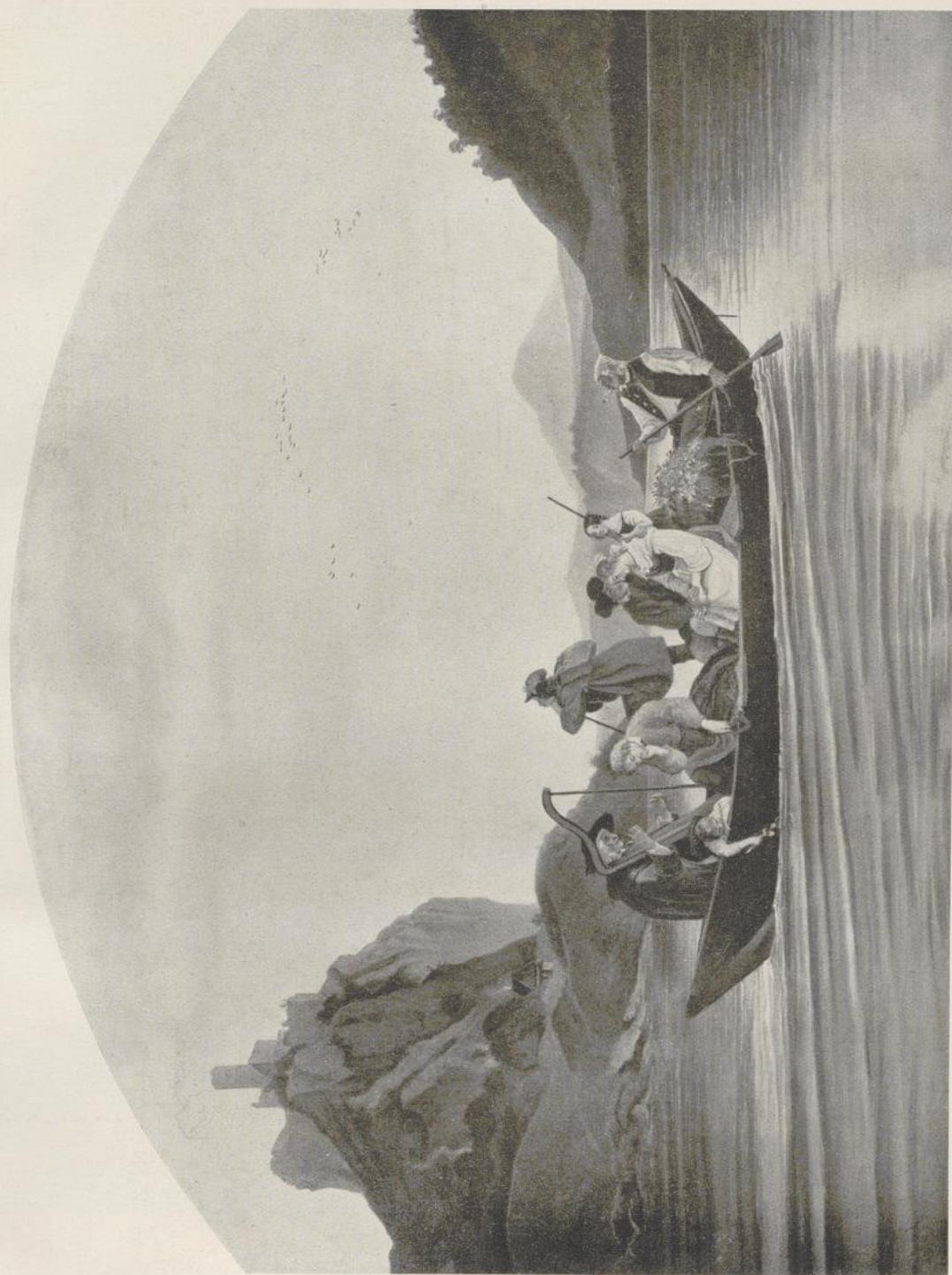
66 Ludwig Richter, Bergsee im Riesengebirge (Der kleine Teich). 1839. Berlin, Nationalgalerie



67 Ludwig Richter, Ziegenhirten im Tal bei Amalfi (1853)



68 Ludwig Richter, Brautzug im Frühling, 1847. Dresden, Staatl. Gemäldegalerie



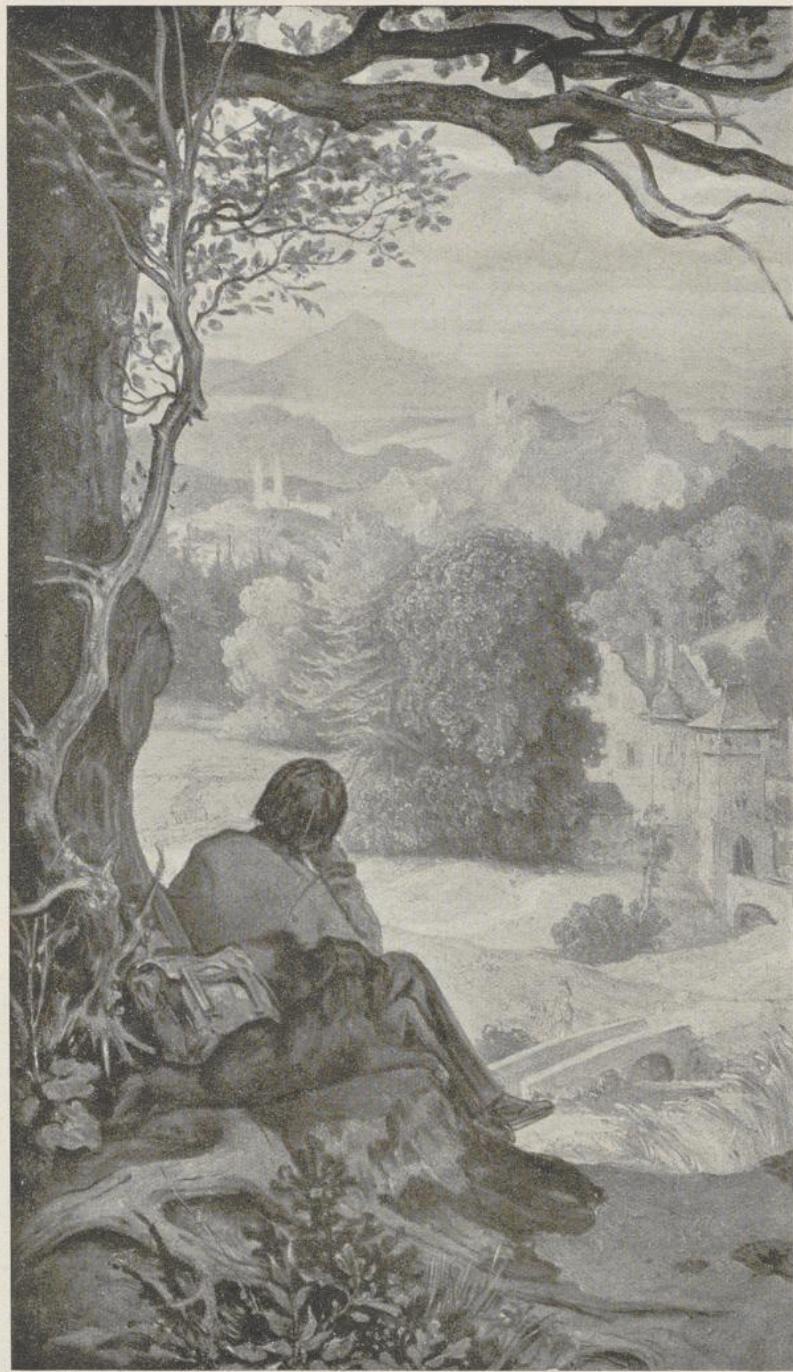
69 Ludwig Richter, Überfahrt am Schreckenstein. 1837. Dresden, Staatl. Gemäldegalerie



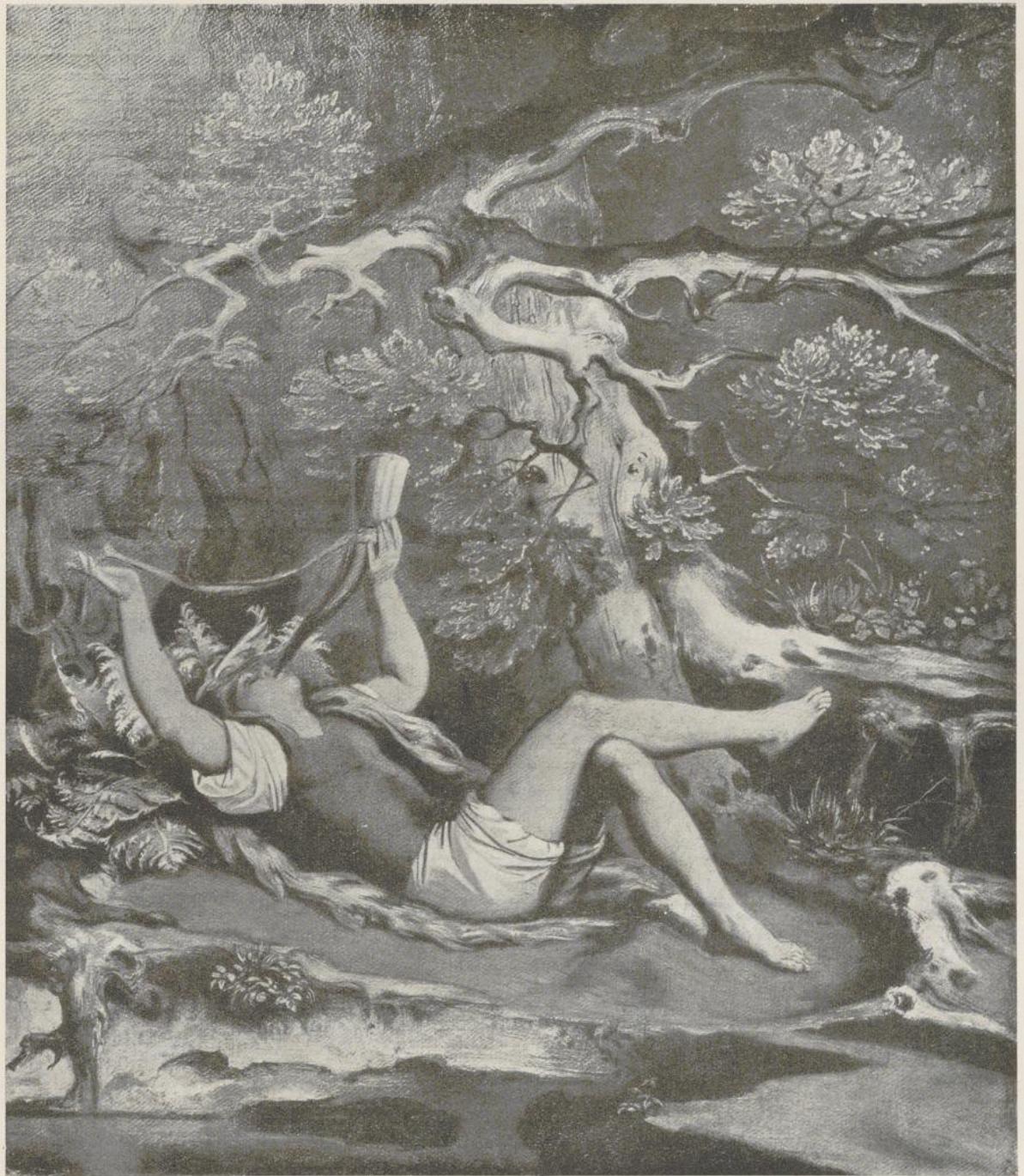
70 Ludwig Richter, Genoveva. 1841. Hamburg, Kunsthalle



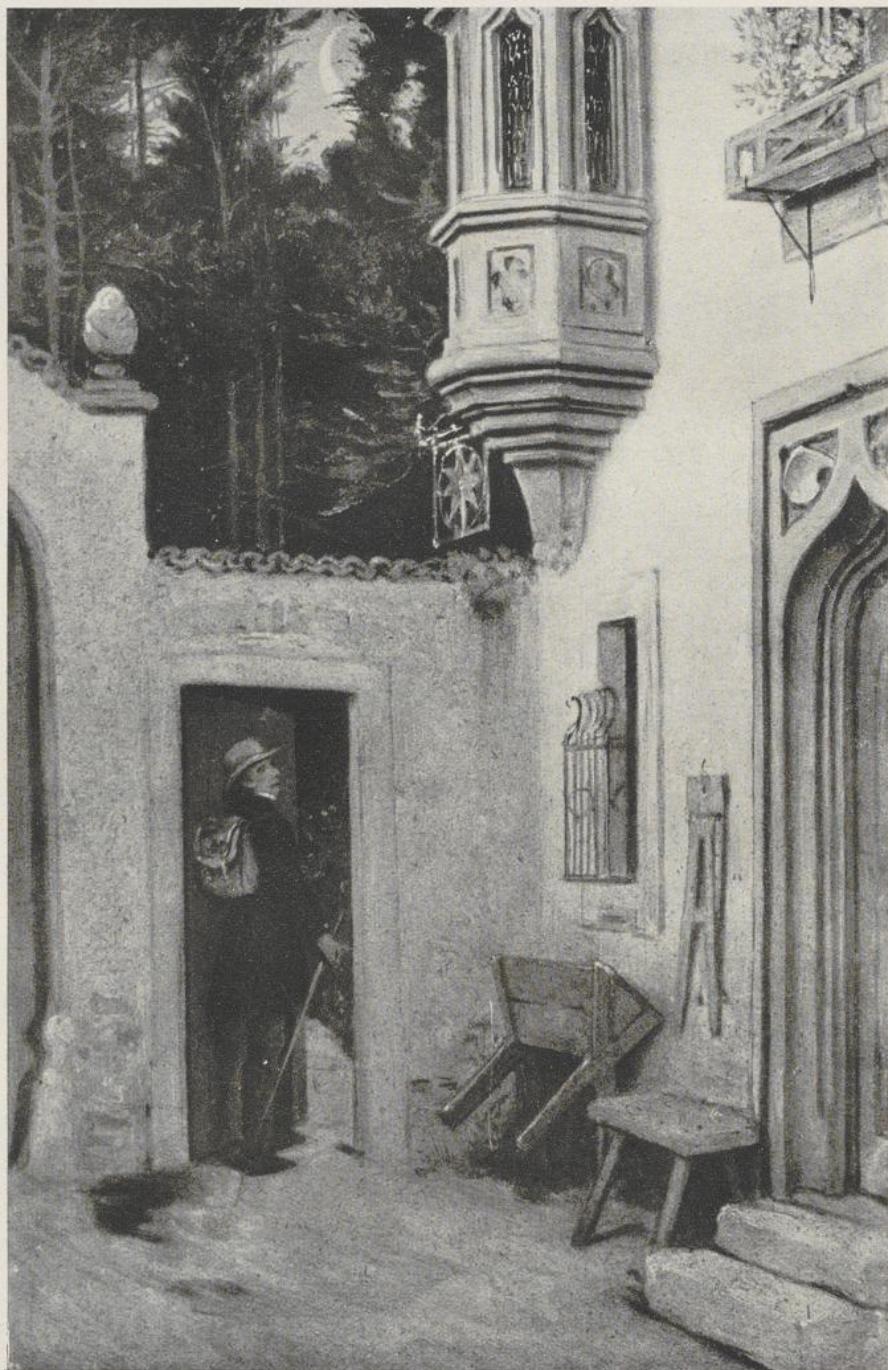
71 Johann David Passavant, *Der Hl. Eustachius*, Frankfurt a. M., Städelisches Kunstinstitut



72 Moritz von Schwind, *Ein Jüngling auf der Wanderschaft begriffen*
München, Schack-Galerie (verbrannt)



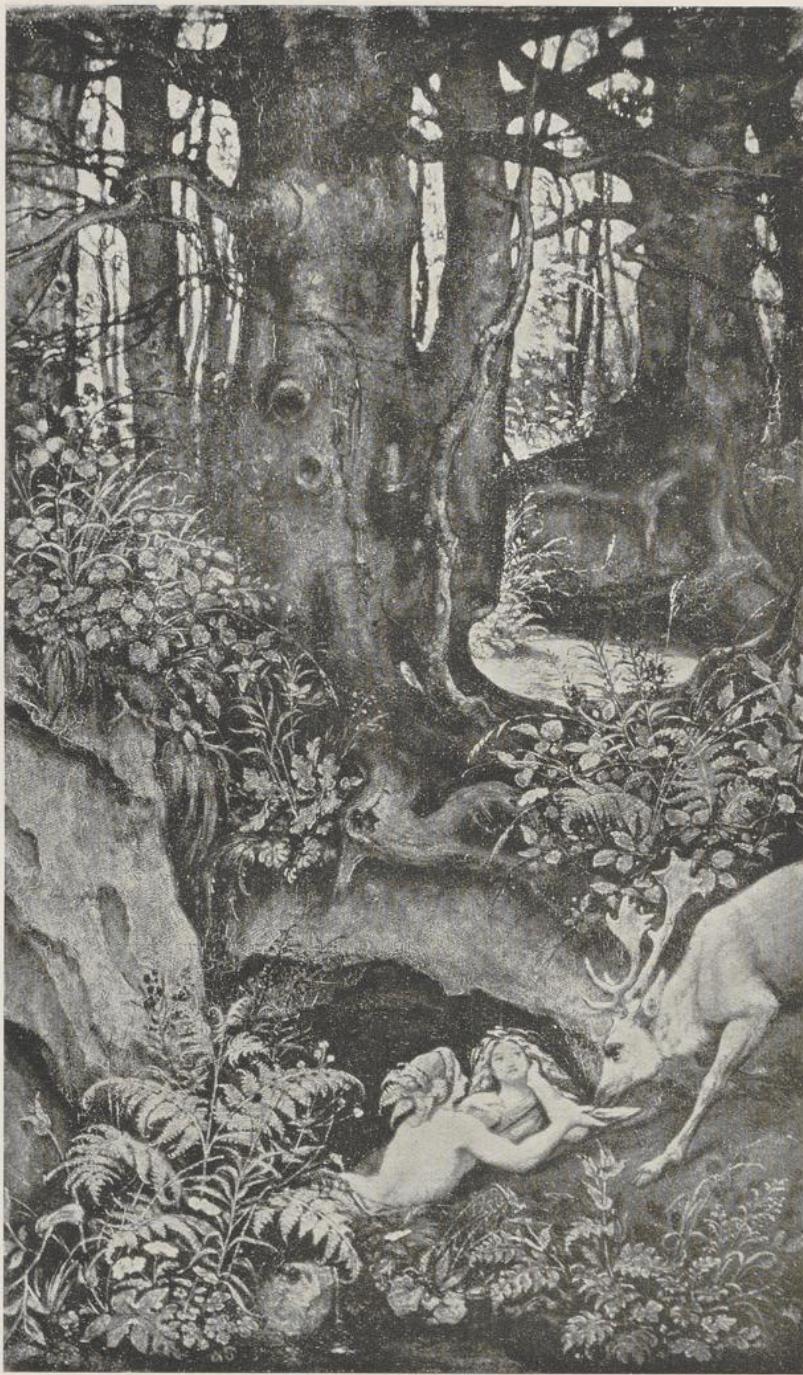
73 Moritz von Schwind, *Des Knaben Wunderhorn*. Um 1860. Verbrannt im Glaspalast München



74 Moritz von Schwind, *Abschied im Morgengrauen*. Berlin, Nationalgalerie



75 Moritz von Schwind, *Die Hochzeitsreise*. Um 1862. München, Neue Pinakothek



76 Moritz von Schwind, Nixen tränken einen Hirsch. München, Neue Pinakothek



77 Moritz von Schwind, *Rübezahl*. Um 1859. München, Neue Pinakothek



78 Moritz von Schwind, *Der Ritt Kunos von Falkenstein*, 1844, Leipzig, Museum der Bildenden Künste



79 Moritz von Schwind, *Elfentanz*. München, Neue Pinakothek



80 Moritz von Schwind, *Ritter Kurts Brautfahrt*, 1839. Verbrannt im Glaspalast München

Abschied

Im Walde bei Lubowitz

O Täler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen stets betrogen
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag' noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!
Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde stampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Vom rechten Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Und habe treu gelesen
Die Worte schlcht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward's unaussprechlich klar.
Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in die Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernsts Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Sonntag

Die Nacht war kaum verblühet,
Nur eine Lerche sang
Die stille Luft entlang.
Wen grüßt sie schon so frühe?

Und draußen in dem Garten
Die Bäume übers Haus
Sahn weit ins Land hinaus,
Als ob sie wen erwarten.

Schon klingen Morgenglocken,
Der liebe Gott nun bald
Geht durch den stillen Wald.“
Da kniet ich froherschrocken.

In festlichen Gewanden
Wie eine Kinderschar,
Tauperlen in dem Haar,
Die Blumen alle standen.

Ich dacht: Ihr kleinen Bräute,
Was schmückt ihr euch so sehr?
Da blickt die eine her:
„Still, still! 's ist Sonntag heute.

Der alte Garten

Kaiserkron und Päonien rot,
Die müssen verzaubert sein,
Denn Vater und Mutter sind lange tot,
Was blühn sie hier so allein?
Der Springbrunn' plaudert noch immer fort
Von der alten schönen Zeit,
Eine Frau sitzt eingeschlafen dort,
Ihre Locken bedecken ihr Kleid.

Die hat eine Laute in der Hand,
Als ob sie im Schlafe spricht,
Mir ist, als hätt' ich sie sonst gekannt —
Still, geh vorbei und weck' sie nicht.
Und wenn es dunkelt das Tal entlang,
Streift sie die Saiten sacht,
Das gibt einen wunderbaren Klang
Durch den Garten die ganze Nacht.

Frühlingsgruß

Es steht ein Berg in Feuer,
In feurigem Morgenbrand,
Und auf des Berges Spitze
Ein Tannbaum überm Land.

Und auf dem höchsten Wipfel
Steh ich und schau vom Baum:
O Welt, du schöne Welt du,
Man sieht dich vor Blüten kaum!

Der letzte Gruß

Ich kam vom Walde hernieder,
Da stand noch das alte Haus,
Mein Liebchen, sie schaute wieder
Wie sonst zum Fenster hinaus.
Sie hat einen andern genommen,
Ich war draußen in Schlacht und Sieg,
Nun ist alles anders gekommen,
Ich wollt', s' wär wieder erst Krieg.
Am Wege dort spielte ihr Kindlein,
Das glich ihr recht aufs Haar,
Ich küßt's auf sein rotes Mündlein:
„Gott segne dich immerdar!“

Sie aber schaute erschrocken
Noch lange Zeit nach mir hin,
Und schüttelte sinnend die Locken
Und wußte nicht, wer ich bin.
Da droben noch stand ich am Baume,
Da rauschten die Wälder so sacht,
Mein Waldhorn, das klang wie im Traume,
Hinüber die ganze Nacht.
Und, als die Vögelein sangen,
Frühmorgens, sie weinte so sehr,
Ich aber war weit schon gegangen,
Nun sieht sie mich nimmermehr.

Aus: „Das Leben eines Taugenichts“

Erstes Kapitel

Das Rad an meines Vaters Mühle brauste und rauschte schon wieder recht lustig, der Schnee tröpfelte emsig vom Dache, die Sperlinge zwitscherten und tummelten sich dazwischen; ich saß auf der Türschwelle und wischte mir den Schlaf aus den Augen; mir war so recht wohl in dem warmen Sonnenscheine. Da trat der Vater aus dem Hause; er hatte schon seit Tagesanbruch in der Mühle rumort und die Schlafmütze schief auf dem Kopfe, der sagte zu mir: „Du Taugenichts! da sonnst du dich schon wieder und dehnst und redgst dir die Knochen müde, und läßt mich alle Arbeit allein tun. Ich kann dich hier nicht länger füttern. Der Frühling ist vor der Tür, geh auch einmal hinaus in die Welt und erwirb dir selber dein Brot.“ — „Nun“, sagte ich, „wenn ich ein Taugenichts bin, so ist's gut, so will ich in die Welt gehen und mein Glück machen.“ Und eigentlich war mir das recht lieb, denn es war mir kurz vorher selber eingefallen, auf Reisen zu gehen, da ich die Goldammer, welche im Herbst und Winter immer betrübt an unserem Fenster sang: „Bauer, miet' mich, Bauer, miet' mich!“ nun in der schönen Frühlingszeit wieder ganz stolz und lustig vom Baume rufen hörte: „Bauer, behalt deinen Dienst!“ — Ich ging also in das Haus hinein und holte meine Geige, die ich recht artig spielte, von der Wand, mein Vater gab mir noch einige Groschen Geld mit auf den Weg, und so schlenderte ich durch das lange Dorf hinaus. Ich hatte recht meine heimliche Freude, als ich da alle meine alten Bekannten und Kameraden rechts und links, wie gestern und vorgestern und immerdar, zur Arbeit hinausziehen, graben und pflügen sah, während ich so in die freie Welt hinausstrich. Ich rief den armen Leuten nach allen Seiten recht stolz

und zufrieden Adieus zu, aber es kümmerte sich eben keiner sehr darum. Mir war es wie ein ewiger Sonntag im Gemüte. Und als ich endlich ins freie Feld hinauskam, da nahm ich meine liebe Geige vor und spielte und sang, auf der Landstraße fortgehend:

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Die Trägen, die zu Hause liegen,
Erquicket nicht das Morgenrot,
Sie wissen nur vom Kinderwiegen,
Von Sorgen, Last und Not um Brot.

Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehl' und frischer Brust?

Den lieben Gott laß' ich nur walten;
Der Bächlein, Lerchen, Wald und Feld
Und Erd' und Himmel kann erhalten,
Hat auch mein' Sach' aufs best' bestellt!

Indem wie ich mich so umsehe, kommt ein köstlicher Reisewagen ganz nahe an mich heran, der mochte wohl schon einige Zeit hinter mir drein gefahren sein, ohne daß ich es merkte, weil mein Herz so voller Klang war, denn es ging ganz langsam, und zwei vornehme Damen stekten die Köpfe aus dem Wagen und hörten mir zu. Die eine war besonders schön und jünger als die andere, aber eigentlich gefielen sie mir alle beide. Als ich nun aufhörte zu singen, ließ die ältere stillhalten und redete mich holdselig an: „Ei, lustiger Gesell, Er weiß ja recht hübsche Lieder zu singen.“ Ich nicht zu faul dagegen: „Euer Gnaden aufzuwarten, wüßt' ich noch viel schöner.“ Darauf fragte sie mich wieder: „Wohin wandert Er denn schon so am frühen Morgen?“ Da schämte ich mich, daß ich das selber nicht wußte, und sagte dreist: „Nach Wien“; nun sprachen beide miteinander in einer fremden Sprache, die ich nicht verstand. Die jüngere schüttelte einige Male mit dem Kopfe, die andere lachte aber in einem fort und rief mir endlich zu: „Spring' er nur hinten mit auf, wir fahren auch nach Wien.“ Wer war froher als ich! Ich machte eine Reverenz und war mit einem Sprunge hinter dem Wagen, der Kutscher knallte, und wir flogen über die glänzende Straße fort, daß mir der Wind am Hut pfiff.

Hinter mir gingen nun Dorf, Gärten und Kirchtürme unter, vor mir neue Dörfer, Schlösser und Berge auf, unter mir Saaten, Büsche und Wiesen bunt vorüberfliegend, über mir unzählige Lerchen in der klaren blauen Luft — ich schämte mich, laut zu schreien, aber innerlichst jauchzte ich und strampelte und tanzte auf dem Wagentritt herum, daß ich bald meine Geige verloren hätte, die ich unterm Arme hielt. Wie aber denn die Sonne immer höher stieg, rings am Horizont schwere weiße Mittagswolken aufstiegen und alles in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still wurde über den leise wogenden Kornfeldern, da fiel mir erst wieder mein Dorf ein und mein Vater und unsere Mühle, wie es da so heimlich kühl war an dem schattigen Weiher, und daß nun alles so weit, weit hinter mir lag. Mir war dabei so kurios zumute, als müßt' ich wieder umkehren; ich stckte meine Geige zwischen Rock und Weste, setzte mich voller Gedanken auf den Wagentritt hin und schlief ein.

Als ich die Augen aufschlug, stand der Wagen still unter hohen Lindenbäumen, hinter denen eine breite Treppe zwischen Säulen in ein prächtiges Schloß führte. Seitwärts durch die Bäume sah ich die Türme von Wien. Die Damen waren, wie es schien, längst ausgestiegen, die Pferde abgespannt. Ich erschrak sehr, da ich auf einmal so allein saß, und sprang geschwind in das Schloß hinein, da hörte ich von oben aus dem Fenster lachen.

In diesem Schlosse ging es mir wunderlich. Zuerst, wie ich mich in der weiten, kühlen Vorhalle umschau, klopfte mir jemand mit dem Stocke auf die Schulter. Ich kehre mich schnell

um, da steht ein großer Herr in Staatskleidern, ein breites Bandelier von Gold und Seide bis an die Hüften übergehängt, mit einem oben versilberten Stabe in der Hand und einer außerdentlich langen gebogenen kurfürstlichen Nase im Gesichte, breit und prächtig wie ein aufgeblasener Puter, der mich fragt, was ich hier will. Ich war ganz verblüfft und konnte vor Schreck und Erstaunen nichts hervorbringen. Darauf kamen mehrere Bedienten die Treppe herauf- und heruntergerannt, die sagten gar nichts, sondern sahen mich nur von oben bis unten an. Sodann kam eine Kammerjungfer (wie ich nachher hörte) gerade auf mich los und sagte: ich wäre ein scharmanter Junge, und die gnädigste Herrschaft ließe mich fragen, ob ich hier als Gärtnerbursche dienen wollte? — Ich griff nach der Weste; meine paar Groschen, weiß Gott, sie müssen beim Herumtanzen auf dem Wagen aus der Tasche gesprungen sein, waren weg, ich hatte nichts als mein Geigenspiel, für das mir überdies auch der Herr mit dem Stabe, wie er mir im Vorbeigehen sagte, nicht einen Heller geben wollte. Ich sagte daher in meiner Herzensangst zu der Kammerjungfer: ja! noch immer die Augen von der Seite auf die unheimliche Gestalt gerichtet, die immerfort wie der Perpendikel einer Turmuhr in der Halle auf und ab wandelte und eben wieder majestatisch und schauerlich aus dem Hintergrunde heraufgezogen kam. Zuletzt kam endlich der Gärtner, brummte was von Gesindel und Bauernlümmeleien unterm Bart und führte mich nach dem Garten, während er mir unterwegs noch eine lange Predigt hielt: wie ich nur fein nüchtern und arbeitsam sein, nicht in der Welt herumvagieren, keine brotlosen Künste und unnützes Zeug treiben solle, da könnt' ich es mit der Zeit noch einmal zu was Rechtem bringen. — Es waren noch mehr sehr hübsche, gutgesetzte, nützliche Lehren, ich habe nur seitdem fast alles wieder vergessen. Überhaupt weiß ich eigentlich gar nicht recht, wie das alles so gekommen war, ich sagte nur immerfort zu allem: ja — denn mir war wie einem Vogel, dem die Flügel begossen worden sind. — So war ich denn, Gott sei Dank, im Brote.

In dem Garten war schön leben, ich hatte täglich mein warmes Essen vollauf und mehr Geld, als ich zum Weine brauchte, nur hatte ich leider ziemlich viel zu tun. Auch die Tempel, Lauben und schönen grünen Gänge, das gefiel mir alles recht gut, wenn ich nur hätte ruhig drin herumspazieren können und vernünftig diskurrieren, wie die Herren und Damen, die alle Tage dahinkamen. Sooft der Gärtner fort und ich allein war, zog ich sogleich mein kurzes Tabakspfeifchen heraus, setzte mich hin und sammelte auf schöne höfliche Redensarten, wie ich die eine junge schöne Dame, die mich in das Schloß mitbrachte, unterhalten wollte, wenn ich ein Kavalier wäre und mit ihr hier herumginge. Oder ich legte mich an schwülten Nachmittagen auf den Rücken hin, wenn alles so still war, daß man nur die Bienen sumsen hörte, und sah zu, wie über mir die Wolken nach meinem Dorfe zuflogen und die Gräser und Blumen sich hin und her bewegten, und gedachte an die Dame, und da geschah es denn oft, daß die schöne Frau mit der Gitarre oder einem Buche in der Ferne wirklich durch den Garten zog, so still, groß und freundlich wie ein Engelsbild, so daß ich nicht recht wußte, ob ich träumte oder wachte.

So sang ich auch einmal, wie ich eben bei einem Lusthause zur Arbeit vorbeiging, für mich hin:

Wohin ich geh' und schaue,
In Feld und Wald und Tal,
Vom Berg' ins Himmelsblaue,
Vielschöne gnäd'ge Fraue,
Grüß' ich dich tausendmal.

Da seh' ich aus dem dunkelkühlen Lusthause zwischen den halb geöffneten Jalousien und Blumen, die dort standen, zwei schöne, junge, frische Augen hervorfunkeln. Ich war ganz erschrocken, ich sang das Lied nicht aus, sondern ging, ohne mich umzusehen, fort an die Arbeit.

Abends, es war gerade an einem Sonnabend, und ich stand eben in der Vorfreude kommenden Sonntags mit der Geige im Gartenhause am Fenster und dachte noch an die funkeln den Augen, da kommt auf einmal die Kammerjungfer durch die Dämmerung dahergestrichen. „Da schickt Euch die vielschöne gnädige Frau was, das sollt Ihr auf ihre Gesundheit trinken. Eine gute Nacht auch!“ Damit setzte sie mir fix eine Flasche Wein aufs Fenster und war sogleich wieder zwischen den Blumen und Hecken verschwunden wie eine Eidechse.

Ich aber stand noch lange vor der wundersamen Flasche und wußte nicht, wie mir geschehen war. — Und hatte ich vorher lustig die Geige gestrichen, so spielt' und sang ich jetzt erst recht und sang das Lied von der schönen Frau ganz aus und alle meine Lieder, die ich nur wußte, bis alle Nachtigallen draußen erwachten und Mond und Sterne schon lange über dem Garten standen. Ja, das war einmal eine gute, schöne Nacht!

Es wird keinem an der Wiege gesungen, was künftig aus ihm wird, eine blinde Henne findet manchmal auch ein Korn, wer zuletzt lacht, lacht am besten, unverhofft kommt oft, der Mensch denkt und Gott lenkt, so meditiert' ich, als ich am folgenden Tage wieder mit meiner Pfeife im Garten saß und es mir dabei, da ich so aufmerksam an mir heruntersah, fast vorkommen wollte, als wäre ich doch eigentlich ein rechter Lump. — Ich stand nunmehr, ganz wider meine sonstige Gewohnheit, alle Tage sehr zeitig auf, ehe sich noch der Gärtner und die andern Arbeiter rührten. Da war es so wunderschön draußen im Garten. Die Blumen, die Springbrunnen, die Rosenbüsche und der ganze Garten funkeln von der Morgensonne wie lauter Gold und Edelstein. Und in den hohen Buchenalleen, da war es noch so still, kühl und andächtig wie in einer Kirche, nur die Vögel flatterten und pickten auf dem Sande. Gleich vor dem Schlosse, gerade unter den Fenstern, wo die schöne Frau wohnte, war ein blühender Strauch. Dorthin ging ich dann immer am frühesten Morgen und duckte mich hinter die Äste, um so nach den Fenstern zu sehen, denn mich im Freien zu produzieren, hatte ich keine Courage. Da sah ich nun allemal die allerschönste Dame noch heiß und halb verschlafen im schneeweißen Kleide an das offene Fenster hervortreten. Bald flocht sie sich die dunkelbraunen Haare und ließ dabei die anmutig spielenden Augen über Busch und Garten ergehen, bald bog und band sie die Blumen, die vor ihrem Fenster standen, oder sie nahm auch die Gitarre in den weißen Arm und sang dazu so wundersam über den Garten hinaus, daß sich mir noch das Herz umwenden will vor Wehmut, wenn mir eins von den Liedern bisweilen einfällt — und ach, das alles ist schon lange her!

So dauerte das wohl über eine Woche. Aber das eine Mal, sie stand gerade wieder am Fenster, und alles war stille ringsumher, fliegt mir eine fatale Fliege in die Nase, und ich gebe mich an ein erschreckliches Niesen, das gar nicht enden will. Sie legt sich weit zum Fenster hinaus und sieht mich Ärmsten hinter dem Strauche lauschen. — Nun schämte ich mich und kam viele Tage nicht hin.

Endlich wagte ich es wieder, aber das Fenster blieb diesmal zu, ich saß vier, fünf, sechs Morgen hinter dem Strauche, aber sie kam nicht wieder ans Fenster. Da wurde mir die Zeit lang, ich faßte ein Herz und ging nun alle Morgen frank und frei längs dem Schlosse unter allen Fenstern hin. Aber die liebe, schöne Frau blieb immer und immer aus. Eine Strecke weiter sah ich dann immer die andere Dame am Fenster stehen. Ich hatte sie sonst so genau noch niemals gesehen. Sie war wahrhaftig recht schön rot und dick und gar prächtig und

hoffärtig anzusehen, wie eine Tulipane. Ich machte ihr immer ein tiefes Kompliment, und, ich kann nicht anders sagen, sie dankte mir jedesmal und nickte und blinzelte mit den Augen dazu ganz außerordentlich höflich. — Nur ein einziges Mal glaub' ich gesehen zu haben, daß auch die Schöne an ihrem Fenster hinter der Gardine stand und versteckt hervorguckte.

Viele Tage gingen jedoch ins Land, ohne daß ich sie sah. Sie kam nicht mehr in den Garten, sie kam nicht mehr ans Fenster. Der Gärtner schalt mich einen faulen Bengel, ich war verdrießlich, meine eigene Nasenspitze war mir im Wege, wenn ich in Gottes freie Welt hinaussah.

So lag ich eines Sonntags nachmittag im Garten und ärgerte mich, wie ich so in die blauen Wolken meiner Tabakspfeife hinaussah, daß ich mich nicht auf ein anderes Handwerk gelegt und mich also morgen nicht auch wenigstens auf einen blauen Montag zu freuen hätte. Die andern Burschen waren indes alle wohl ausstaffiert nach den Tanzböden in der nahen Vorstadt hinausgezogen. Da wallte und wogte alles im Sonntagsputze in der warmen Luft zwischen den lichten Häusern und wandernden Leierkasten schwärmand hin und zurück. Ich aber saß wie eine Rohrdommel im Schilfe eines einsamen Weiher im Garten und schaukelte mich auf dem Kahne, der dort angebunden war, während die Vespertglöckchen aus der Stadt über den Garten herüberschallten und die Schwäne auf dem Wasser langsam neben mir hin und her zogen. Mir war zum Sterben bange.

Während des hörte ich von weitem allerlei Stimmen, lustiges Durcheinandersprechen und Lachen, immer näher und näher, dann schimmerten rote und weiße Tücher, Hüte und Federn durchs Grüne, auf einmal kommt ein heller, lichter Haufen von jungen Herren und Damen vom Schlosse über die Wiese auf mich los, meine beiden Damen mitten unter ihnen. Ich stand auf und wollte weggehen, da erblickte mich die ältere von den schönen Damen. „Ei, das ist ja wie gerufen“, rief sie mir mit lachendem Munde zu, „fahr' Er uns doch an das jenseitige Ufer über den Teich!“ Die Damen stiegen nun eine nach der andern vorsichtig und furchtsam in den Kahn, die Herren halfen ihnen dabei und machten sich ein wenig groß mit ihrer Kühnheit auf dem Wasser. Als sich darauf die Frauen alle auf die Seitenbänke gelagert hatten, stieß ich vom Ufer. Einer von den jungen Herren, der ganz vorn stand, fing unmerklich an zu schaukeln. Da wandten sich die Damen furchtsam hin und her, einige schrien gar. Die schöne Frau, welche eine Lilie in der Hand hielt, saß dicht am Bord des Schiffleins und sah still lächelnd in die klaren Wellen hinunter, die sie mit der Lilie berührte, so daß ihr ganzes Bild zwischen den widerscheinenden Wolken und Bäumen im Wasser noch einmal zu sehen war, wie ein Engel, der leise durch den tiefen blauen Himmelsgrund zieht.

Wie ich noch so auf sie hinsehe, fällt's auf einmal der andern lustigen Dicken von meinen zwei Damen ein, ich sollte ihr während der Fahrt eins singen. Geschwind dreht sich ein sehr zierlicher, junger Herr mit einer Brille auf der Nase, der neben ihr saß, zu ihr herum, küßt ihr sanft die Hand und sagt: „Ich danke Ihnen für den sinnigen Einfall! ein Volkslied, gesungen vom Volke in freiem Felde und Walde, ist ein Alpenröslein auf der Alpe selbst — die Wunderhörner sind nur Herbarien —, ist die Seele der Nationalseele.“ Ich aber sagte, ich wisse nichts zu singen, was für solche Herrschaften schön genug wäre. Da sagte die schnippische Kammerjungfer, die mit einem Korbe voll Tassen und Flaschen hart neben mir stand, und die ich bis jetzt noch gar nicht bemerkt hatte: „Weiß Er doch ein recht hübsches Liedchen von einer vielschönen Fraue.“ — „Ja, ja, das sing' Er nur recht dreist weg“, rief darauf sogleich die Dame wieder. Ich wurde über und über rot. — Indem blickte auch die

schöne Frau auf einmal vom Wasser auf und sah mich an, daß es mir durch Leib und Seele ging. Da besann ich mich nicht lange, faßte ein Herz und sang so recht aus voller Brust und Lust:

Wohin ich geh' und schaue,
In Feld und Wald und Tal,
Vom Berg' hinab in die Aue:
Vielschöne, hohe Fraue,
Grüß' ich dich tausendmal.

In meinem Garten find' ich
Viel Blumen, schön und fein,
Viel Kränze wohl draus wind' ich,
Und tausend Gedanken bind' ich
Und Grüße mit darein.

Ihr darf ich keinen reichen,
Sie ist zu hoch und schön,
Die müssen alle verbleichen,
Die Liebe nur ohnegleichen
Bleibt ewig im Herzen stehn.

Ich schein' wohl froher Dinge
Und schaffe auf und ab,
Und ob das Herz zerspringe,
Ich grabe fort und singe
Und grab' mir bald mein Grab.

Wir stießen ans Land, die Herrschaften stiegen alle aus, viele von den jungen Herren hatten mich, ich bemerkte es wohl, während ich sang, mit listigen Mienen und Flüstern verspottet vor den Damen. Der Herr mit der Brille faßte mich im Weggehen bei der Hand und sagte mir, ich weiß selbst nicht mehr was, die ältere von meinen Damen sah mich sehr freundlich an. Die schöne Frau hatte während meines ganzen Liedes die Augen niedergeschlagen und ging nun auch fort und sagte gar nichts. — Mir aber standen die Tränen in den Augen schon, wie ich noch sang, das Herz wollte mir zerspringen von dem Liede vor Scham und vor Schmerz, es fiel mir jetzt auf einmal alles recht ein, wie sie so schön ist und ich so arm bin und verspottet und verlassen von der Welt — und als sie alle hinter den Büschen verschwunden waren, da konnte ich mich nicht länger halten, ich warf mich in das Gras und weinte bitterlich.

Siebentes Kapitel

Ich war Tag und Nacht eilig fortgegangen, denn es sauste mir lange in den Ohren, als kämen die von dem Berge mit ihrem Rufen, mit Fackeln und langen Messern noch immer hinter mir drein. Unterwegs erfuhr ich, daß ich nur noch ein paar Meilen von Rom wäre. Da erschrak ich ordentlich vor Freude. Denn von dem prächtigen Rom hatte ich schon zu Hause als Kind viel wunderbare Geschichten gehört, und wenn ich dann an Sonntagnachmittagen vor der Mühle im Grase lag und alles ringsum so stille war, da dachte ich mir Rom wie die ziehenden Wolken über mir, mit wundersamen Bergen und Abgründen am blauen Meere, und goldenen Toren und hohen glänzenden Türmen, von denen Engel in goldenen Gewändern sangen. — Die Nacht war schon wieder lange hereingebrochen, und der Mond schien prächtig, als ich endlich auf einem Hügel aus dem Walde heraustrat, und auf einmal die Stadt in der Ferne vor mir sah. — Das Meer leuchtete von weitem, der Himmel blitzte und funkelte unübersehbar mit unzähligen Sternen, darunter lag die heilige Stadt, von der man nur einen langen Nebelstreif erkennen konnte wie ein eingeschlafener Löwe auf der stillen Erde, und Berge standen daneben wie dunkle Riesen, die ihn bewachten.

Ich kam nun zuerst auf eine große, einsame Heide, auf der es so grau und still war wie im Grabe. Nur hin und her stand ein altes, verfallenes Gemäuer oder ein trockener, wunderbar gewundener Strauch; manchmal schwirrten Nachtvögel durch die Luft, und mein eigener Schatten strich immerfort lang und dunkel in der Einsamkeit neben mir her. Sie sagen, daß hier

eine uralte Stadt und die Frau Venus begraben liegt, und die alten Heiden zuweilen noch aus ihren Gräbern heraufsteigen und bei stiller Nacht über die Heide gehen und die Wanderer verwirren. Aber ich ging immer gerade fort und ließ mich nichts anfechten. Denn die Stadt stieg immer deutlicher und prächtiger vor mir herauf, und die hohen Burgen und Tore und goldenen Kuppeln glänzten so herrlich im hellen Mondscheine, als ständen wirklich die Engel in goldenen Gewändern auf den Zinnen und sängen durch die stille Nacht herüber.

So zog ich denn endlich erst an kleinen Häusern vorbei, dann durch ein prächtiges Tor in die berühmte Stadt Rom hinein. Der Mond schien zwischen den Palästen, als wäre es heller Tag, aber die Straßen waren schon alle leer, nur hin und wieder lag ein lumpiger Kerl, wie ein Toter, in der lauen Nacht auf den Marmorschwellen und schlief. Dabei rauschten die Brunnen auf den stillen Plätzen, und die Gärten an der Straße säuselten dazwischen und erfüllten die Luft mit erquickenden Düften.

Wie ich nun eben so weiter fortschlendere, und vor Vergnügen, Mondschein und Wohlgeruch gar nicht weiß, wohin ich mich wenden soll, läßt sich tief aus dem einen Garten eine Gitarre hören. Mein Gott, denk' ich, da ist mir wohl der tolle Student mit dem langen Überrocke heimlich nachgesprungen! Darüber fing eine Dame in dem Garten an, überaus lieblich zu singen. Ich stand ganz wie bezaubert, denn es war die Stimme der schönen gnädigen Frau und dasselbe welsche Liedchen, das sie gar oft zu Hause am offenen Fenster gesungen hatte.

Da fiel mir auf einmal die schöne alte Zeit mit solcher Gewalt aufs Herz, daß ich bitterlich hätte weinen mögen, der stille Garten vor dem Schlosse in früher Morgenstunde, und wie ich da hinter dem Strauche so glückselig war, ehe mir die dumme Fliege in die Nase flog. Ich konnte mich nicht länger halten. Ich kletterte auf den vergoldeten Zieraten über das Gittertor und schwang mich in den Garten hinunter, woher der Gesang kam. Da bemerkte ich, daß eine schlanke weiße Gestalt von fern hinter einer Pappel stand und mir erst verwundert zusah, als ich über das Gitterwerk kletterte, dann aber auf einmal so schnell durch den dunklen Garten nach dem Hause zuflog, daß man sie im Mondscheine kaum fühlsein konnte. „Das war sie selbst!“ rief ich aus, und das Herz schlug mir vor Freude, denn ich erkannte sie gleich an den kleinen, geschwinden Füßchen wieder. Es war nur schlimm, daß ich mir beim Herunterspringen vom Gartentore den rechten Fuß etwas vertreten hatte, ich mußte daher erst ein paarmal mit dem Beine schlanken, ehe ich zu dem Hause nachspringen konnte. Aber da hatten sie unterdes Tür und Fenster fest verschlossen. Ich kloppte ganz bescheiden an, horchte und kloppte wieder. Da war es nicht anders, als wenn es drinnen leise flüsterte und kicherte, ja einmal kam es mir vor, als wenn zwei helle Augen zwischen den Jalousien im Mondscheine hervorfunkelten. Dann war auf einmal wieder alles still.

Sie weiß nur nicht, daß ich es bin, dachte ich, zog die Geige, die ich allzeit bei mir trage, hervor, spazierte damit auf dem Gange vor dem Hause auf und nieder, und spielte und sang das Lied von der schönen Frau, und spielte voll Vergnügen alle meine Lieder durch, die ich damals in den schönen Sommernächten im Schloßgarten oder auf der Bank vor dem Zollhause gespielt hatte, daß es weit bis in die Fenster des Schlosses hinüberklang. — Aber es half alles nichts, es rührte und regte sich niemand im ganzen Hause. Da stedkte ich endlich meine Geige traurig ein und legte mich auf die Schwelle vor der Haustür hin, denn ich war sehr müde von dem langen Marsche. Die Nacht war warm, die Blumenbeete vor dem Hause dufteten lieblich, eine Wasserkunst weiter unten im Garten plätscherte immerfort dazwischen. Mir träumte von himmelblauen Blumen, von schönen, dunkelgrünen, einsamen Gründen, wo Quellen rauschten und Bächlein gingen und bunte Vögel wunderbar sangen, bis ich endlich fest einschlief.

Als ich aufwachte, rieselte mir die Morgenluft durch alle Glieder. Die Vögel waren schon wach und zwitscherten auf den Bäumen um mich herum, als ob sie mich für'n Narren haben wollten. Ich sprang rasch auf und sah mich nach allen Seiten um. Die Wasserkunst im Garten rauschte noch immerfort, aber in dem Hause war kein Laut zu vernehmen. Ich guckte durch die grünen Jalousien in das eine Zimmer hinein. Da war ein Sofa und ein großer runder Tisch mit grauer Leinwand verhangen, die Stühle standen alle in großer Ordnung und unverrückt an den Wänden herum; von außen aber waren die Jalousien an allen Fenstern heruntergelassen, als wäre das ganze Haus schon seit vielen Jahren unbewohnt. — Da überfiel mich ein ordentliches Grausen vor dem einsamen Hause und Garten und vor der gestrigen weißen Gestalt. Ich lief, ohne mich weiter umzusehen, durch die stillen Lauben und Gänge und kletterte geschwind wieder an dem Gartentore hinauf. Aber da blieb ich wie verzaubert sitzen, als ich auf einmal von dem hohen Gitterwerke in die prächtige Stadt hinunter sah. Da blitzte und funkelte die Morgensonne weit über die Dächer und in die langen, stillen Straßen hinein, daß ich laut aufjauchzen mußte und voller Freude auf die Straße hinunter sprang.

Aber wohin sollt' ich mich wenden in der großen, fremden Stadt? Auch ging mir die konfuse Nacht und das welsche Lied der schönen gnädigen Frau von gestern noch immer im Kopfe hin und her. Ich setzte mich endlich auf den steinernen Springbrunnen, der mitten auf dem einsamen Platze stand, wusch mir in dem klaren Wasser die Augen hell und sang dazu:

Wenn ich ein Vöglein wär',
Ich wüßt' wohl, wovon ich sänge,
Und auch zwei Flüglein hätt',
Ich wüßt' wohl, wohin ich mich schwänge!

„Ei, lustiger Gesell, du singst ja wie eine Lerche beim ersten Morgenstrahle!“ sagte da auf einmal ein junger Mann zu mir, der während meines Liedes an den Brunnen herangetreten war. Mir aber, da ich so unverhofft deutsch sprechen hörte, war es nicht anders im Herzen, als wenn die Glocke aus meinem Dorfe am stillen Sonntagsmorgen plötzlich zu mir herüberklänge. „Gott willkommen, bester Herr Landsmann!“ rief ich aus und sprang voller Vergnügen von dem steinernen Brunnen herab. Der junge Mann lächelte und sah mich von oben bis unten an. „Aber was treibt Ihr denn eigentlich hier in Rom?“ fragte er endlich. Da wußte ich nun nicht gleich, was ich sagen sollte, denn daß ich soeben der schönen gnädigen Frau nachspränge, mocht' ich ihm nicht sagen. „Ich treibe“, erwiderte ich, „mich selbst ein bißchen herum, um die Welt zu sehen.“ — „So so!“ versetzte der junge Mann und lachte laut auf, „da haben wir ja ein Metier. Das tu' ich eben auch, um die Welt zu sehen und hinterdrein abzumalen.“ — „Also ein Maler!“ rief ich fröhlich aus, denn mir fiel dabei Herr Leonhard und Guido ein. Aber der Herr ließ mich nicht zu Worte kommen. „Ich denke“, sagte er, „du gehst mit und frühstückst bei mir, da will ich dich selbst abkonterfeien, daß es eine Freude sein soll!“ — Das ließ ich mir gern gefallen, und wanderte nun mit dem Maler durch die leeren Straßen, wo nur hin und wieder erst einige Fensterladen aufgemacht wurden und bald ein Paar weiße Arme, bald ein verschlafenes Gesichtchen in die frische Morgenluft hinausguckte.

Er führte mich lange hin und her durch eine Menge konfuser, enger und dunkler Gassen, bis wir endlich in ein altes verräuchertes Haus hineinhuschten. Dort stiegen wir eine finstere Treppe hinauf, dann wieder eine, als wenn wir in den Himmel hineinstiegen wollten. Wir standen nun unter dem Dache vor einer Tür still, und der Maler fing an, in allen Taschen vorn und hinten mit großer Einfertigkeit zu suchen. Aber er hatte heute früh vergessen zuzuschließen und den Schlüssel in der Stube gelassen. Denn er war, wie er mir unterwegs erzählte, noch vor

Tagesanbruch vor die Stadt hinausgegangen, um die Gegend bei Sonnenaufgang zu betrachten. Er schüttelte nur mit dem Kopfe und stieß die Tür mit dem Fuße auf.

Das war eine lange, lange große Stube, daß man darin hätte tanzen können, wenn nur nicht auf dem Fußboden alles vollgelegen hätte. Aber da lagen Stiefel, Papiere, Kleider, umgeworfene Farbentöpfe, alles durcheinander; in der Mitte der Stube standen große Gerüste, wie man zum Birnenabnehmen braucht, ringsum an der Wand waren große Bilder angelehnt. Auf einem langen, hölzernen Tische war eine Schüssel, worauf neben einem Farbenkleckse Brot und Butter lag. Eine Flasche Wein stand daneben.

„Nun eßt und trinkt erst, Landsmann!“ rief mir der Maler zu. — Ich wollte mir auch sogleich ein paar Butterschnitten schmieren, aber da war wieder kein Messer da. Wir mußten erst lange in den Papieren auf dem Tische herumrascheln, ehe wir es unter einem großen Pakete endlich fanden. Darauf riß der Maler das Fenster auf, daß die frische Morgenluft fröhlich das ganze Zimmer durchdrang. Das war eine herrliche Aussicht weit über die Stadt weg in die Berge hinein, wo die Morgensonnen lustig die weißen Landhäuser und Weingärten beschien. — „Vivat unser kühlgrünes Deutschland da hinter den Bergen!“ rief der Maler aus und trank dazu aus der Weinflasche, die er mir dann hinreichte. Ich tat ihm höflich Bescheid und grüßte in meinem Herzen die schöne Heimat in der Ferne noch viel tausendmal.

Der Maler aber hatte unterdes das hölzerne Gerüst, worauf ein sehr großes Papier aufgespannt war, näher an das Fenster herangerückt. Auf dem Papier war bloß mit großen, schwarzen Strichen eine alte Hütte gar künstlich abgezeichnet. Darin saß die heilige Jungfrau mit einem überaus schönen, freudigen und doch recht wehmütigen Gesichte. Zu ihren Füßen auf einem Nestlein von Stroh lag das Jesuskind, sehr freundlich, aber mit großen ernsthaften Augen. Draußen auf der Schwelle der offenen Hütte aber knieten zwei Hirtenknaben mit Stab und Tasche. — „Siehst du“, sagte der Maler, „dem einen Hirtenknaben da will ich deinen Kopf aufsetzen, so kommt dein Gesicht doch auch etwas unter die Leute, und will's Gott, sollen sie sich daran noch erfreuen, wenn wir beide schon lange begraben sind und selbst so still und fröhlich vor der heiligen Mutter und ihrem Sohne knien, wie die glücklichen Jungen hier.“ — Darauf ergriff er einen alten Stuhl, von dem ihm aber, da er ihn aufheben wollte, die halbe Lehne in der Hand blieb. Er paßte ihn geschwind wieder zusammen, schob ihn vor das Gerüst hin, und ich mußte mich nun daraufsetzen und mein Gesicht etwas von der Seite nach dem Maler zu wenden. — So saß ich ein paar Minuten ganz still, ohne mich zu rühren. Aber ich weiß nicht, zuletzt konnte ich's gar nicht recht aushalten, bald juckte mich's da, bald juckte mich's dort. Auch hing mir gerade gegenüber ein zerbrochener halber Spiegel, da mußt' ich immerfort hineinsehen, und machte, wenn er eben malte, aus Langerweile allerlei Gesichter und Grimassen. Der Maler, der es bemerkte, lachte endlich laut auf und winkte mir mit der Hand, daß ich wieder aufstehen sollte. Mein Gesicht auf dem Hirten war auch schon fertig und sah so klar aus, daß ich mir ordentlich selber gefiel.

Er zeichnete nun in der frischen Morgenkühle immer fleißig fort, während er ein Liedchen dazu sang und zuweilen durch das offene Fenster in die prächtige Gegend hinausblickte. Ich aber schnitt mir unterdes noch eine Butterstulle und ging damit im Zimmer auf und ab und besah mir die Bilder, die an der Wand aufgestellt waren. Zwei darunter gefielen mir ganz besonders gut. „Habt Ihr die auch gemalt?“ fragte ich den Maler. „Warum nicht gar!“ erwiderte er, „die sind von den berühmten Meistern Leonardo da Vinci und Guido Reni — aber da weißt du ja doch nichts davon!“ — Mich ärgerte der Schluß der Rede. „Oh“, versetzte ich gelassen, „die beiden Meister kenne ich wie meine eigene Tasche.“ — Da machte er große

Augen. „Wieso?“ fragte er geschwind. „Nun“, sagte ich, „bin ich nicht mit ihnen Tag und Nacht fortgereist, zu Pferde und zu Fuß und zu Wagen, daß mir der Wind am Hute pfiff, und hab' sie alle beide in der Schenke verloren, und bin dann allein in ihrem Wagen mit Extrapost immer weiter gefahren, daß der Bombenwagen immerfort auf zwei Rädern über die entsetzlichen Steine flog, und“ — „Oho! Oho!“ unterbrach mich der Maler, und sah mich



Holzschnitt von Ludwig Richter

starr an, als wenn er mich für verrückt hielte. Dann aber brach er plötzlich in ein lautes Gelächter aus. „Ach“, rief er, „nun versteh‘ ich erst, du bist mit zwei Malern gereist, die Guido und Leonhard hießen?“ — Da ich das bejahte, sprang er rasch auf und sah mich nochmals von oben bis unten ganz genau an. „Ich glaube gar“, sagte er, „am Ende — spielst du die Violine?“ — Ich schlug auf meine Rocktasche, daß die Geige darin einen Klang gab. — „Nun wahrhaftig“, versetzte der Maler, „da war eine Gräfin aus Deutschland hier, die hat sich in allen Winkeln von Rom nach den beiden Malern und nach einem jungen Musikanten mit der Geige erkundigen lassen.“ — „Eine junge Gräfin aus Deutschland?“ rief ich voller Entzücken

aus, „ist der Portier mit?“ — „Ja, das weiß ich alles nicht“, erwiderte der Maler, „ich sah sie nur einigemal bei einer Freundin von ihr, die aber auch nicht in der Stadt wohnt. — Kennst du die?“ fuhr er fort, indem er in einem Winkel plötzlich eine Leinwanddecke von einem großen Bilde in die Höhe hob. Da war mir's doch nicht anders, als wenn man in einer finstern Stube die Laden aufmacht und einem die Morgensonne auf einmal über die Augen blitzt, es war — die schöne gnädige Frau! — Sie stand in einem schwarzen Samtkleide im Garten und hob mit einer Hand den Schleier vom Gesichte und sah still und freundlich in eine weite, prächtige Gegend hinaus. Je länger ich hinsah, je mehr kam es mir vor, als wäre es der Garten am Schlosse, und die Blumen und Zweige wiegten sich leise im Winde, und unten in der Tiefe sähe ich mein Zollhäuschen und die Landstraße weit durchs Grüne und die Donau und die fernen blauen Berge.

„Sie ist's, sie ist's!“ rief ich endlich, erwischte meinen Hut und rannte rasch zur Tür hinaus, die vielen Treppen hinunter und hörte nur noch, daß mir der verwunderte Maler nachschrie, ich sollte gegen Abend wiederkommen, da könnten wir vielleicht mehr erfahren!

Aus: „Die Glücksritter“

1. Suppius und Klarinetten

Der Abend funkelte über die Felder, eine Reisekutsche fuhr rasch die glänzende Straße entlang, der Staub wirbelte, der Postillion blies, hinten auf dem Wagentritte aber stand vergnügt ein junger Bursch, der im Wandern heimlich aufgestiegen, bald auf den Zehen langgestreckt, bald sich duckend, damit die im Wagen ihn nicht bemerkten. Und hinter ihm ging die Sonne unter und vor ihm der Mond auf, und manchmal, wenn der Wald sich teilte, sah er von ferne Fenster glitzern im Abendgolde, dann einen Turm zwischen den Wipfeln und weiße Schornsteine und Dächer immer mehr und mehr, es mußte eine Stadt ganz in der Nähe sein. Da zog er geschwind die Ärmel seines Rockes tiefer über die Handgelenke, denn er hatte ihn ausgewachsen, auch war derselbe schon etwas dünn und spannte über dem Rücken. Im Walde neben ihm aber war ein großes Gefunkel und Zwitschern und Hämmern von den Spedten, bald da, bald dort, als wollten sie ihn necken, und die Eichkätzchen guckten um die Stämme nach ihm, und die Schwalben kreuzten jauchzend über den Weg: Kiwitt, kiwitt, was hat dein Rock für einen schönen Schnitt!

So ging's wie im Fluge fort, es wurde allmählich dunkel, jetzt klangen schon deutlich die Abendglocken über den Wald herüber. Sind wir bald dort? fragte eine wunderliche Stimme aus dem Wagen. — Gleich, gleich, antwortete rasch der Bursch, der sich in der Freude vergessen; da bemerkten sie ihn erst alle. Wart', ich will dir herunterhelfen! rief der Postillion und hielt mit der Peitsche zurück nach ihm, eine Hand haspelte eifrig von innen am Wagenfenster. Indem aber fuhren sie eben an einer Gartenmauer hin, über die der Ast eines Apfelbaumes weit herauslangte, der Bursch hatte ihn schon gefaßt und schwang sich behend auf die Mauer und von der Mauer auf den Baum. Darüber öffnete sich das Glasfenster der Kutsche, ein junges Mädhengesichtchen guckte neugierig hervor. Gott, wie ist die schön! rief der Bursch und schüttelte aus Leibeskräften den Baum vor Lust, daß der Wagen im Vorbeifliegen ganz von Blüten verschneit war. Über dem Schütteln aber flog ihm droben der Hut vom Kopfe, er wollte ihn haschen, darüber verlor er sein Bündel, und eh' er sich's versah, fuhren Hut und Bündel und Bursch prasselnd zwischen den Zweigen in den fremden Garten.

Jetzt tat's plötzlich unten einen lauten Schrei, er aber erschrak am allermeisten, denn als er aufblickte, bemerkte er in der Dunkelheit eine Dame und einen Herrn dicht vor sich, die dort zu lustwandeln schienen. Da ruft ihm aber zu seinem Erstaunen auch schon der Herr lachend entgegen: „Nun endlich, endlich, willkommen!“ und „Wir haben schon recht auf Sie gewartet!“ sagt die Dame. Der Bursch, ohne sich in der Konfusion lange zu besinnen, macht ein Kompliment und erwiderst: Sein Kurier wäre an allem schuld, der hätte zur Unzeit mit der Peitsche geschnalzt, da habe sein Roß einen erstaunlichen Satz gemacht, daß er mit der Frisur am Aste hängen geblieben; so habe er in der Geschwindigkeit die Gartentür verfehlt — und den rechten Ton getroffen, meinte die Dame, Sie spielen zum Entzücken. — Bloß das Klarinetten ein wenig, sagte der Bursch verwundert. — Aber wo bleibt denn dein Schatz? fragte der Herr wieder. — Schatz? — entgegnete der Bursch — o die kommt mir mit Extrapolation nachgefahrene wie eine Ananas im Glaskasten. — Und wahrhaftig, als er unter den dunklen Bäumen umherschaute, sah er seitwärts am Gartentore den Wagen, den er kaum verlassen, soeben im hellen Mondscheine stillhalten. Aber die anderen bemerkten es nicht mehr, sie waren schon lachend vorausgeeilt. Er ist da, Herr Klarinetten ist da! riefen sie und sprangen nach dem Hause im Garten, daß der taftne Reifrock der Dame im Winde rauschte.

Indem aber hüpf't auch das hübsche Frauenzimmer am Tore schon aus dem Wagen und gleich hinter ihr ein junger Mensch, schlank, gesellenhaft, ein Bündel auf dem Rücken; die streichen im Dunkeln an dem Burschen, der nicht weiß, wie ihm geschieht, schnell vorüber, gerade nach dem Hause hin, und wie sie ankommen, geht eben die Haustür auf, ein Glanz von Lichtern schlägt blendend heraus, drin summt und wimmelt es ordentlich vor Gesellschaft. Da, Herr Klarinetten und sein Schatz, und superb und tausendwillkommen, hört der Bursch vor dem Hause, drauf noch ein großes Scharren und Komplimentieren auf der Schwelle, dann klappt auf einmal die Saaltür hinter dem ganzen Jubel zu, und der Bursch stand wieder ganz allein draußen in der Nacht.

Das ärgerte ihn sehr, denn wußt' er gleich in der Finsternis nicht recht, wo eigentlich Fortunas Haarzopf hier flatterte, so hatte er ihn doch fast schon erwischt und sah nun unschlüssig zwischen einem Holunderstrauch hervor. Da eilt plötzlich ein galonierter Bedienter dicht an ihm vorüber, und in demselben Augenblicke öffnet sich leise seitwärts ein Fensterchen und: „pst, pst, bist du's?“ reicht ein weißer Arm fix eine Flasche Wein heraus. Der Bursch, nicht zu faul, langt schnell nach der Flasche, der Bediente, der soeben der prächtigen Felsentorte, die er nach dem Hause trug, heimlich zugesprochen, hatte beide Backen voll und konnte weder gleich reden noch zugreifen. Und eh' er sich noch besinnt, hat der Bursch auch schon der Torte das Dach eingeschlagen und schiebt sie zur Flasche in den Schubsack, das ging alles so still und rasch hintereinander, daß man's nicht so geschwind erzählen kann. Nun aber bekam der Bediente endlich Luft und schrie: Diebe, Spitzbuben! Das Frauenzimmer am Fenster kreischte, ein Hund schlug im Garten an, mehrere Türen im Hause flogen heftig auf. Der Bursch indes war quer durchs Gesträuch schon am andern Ende des Gartens. Kaum aber hatte er beide Beine über den Zaun geschwungen, so schreit's schon wieder draußen: Wer da! neben ihm. Er, ohne Antwort zu geben, mit den dickgeschwollenen Rocktaschen über ein frischgeackertes Feld immerfort, daß der Staub flog, zwei Kerls mit langen Stangen hinter ihm: hallo und fangt den Schnapsackspringer! und Gärten rechts und Gärten links, so stürzten endlich alle miteinander durch ein altes Tor unverhofft mitten in eine Stadt herein.

Hier wäre er ihnen um ein Haar entwischt, denn er hatte einen guten Vorsprung und flog eben in ein abgelegenes Seitengäßchen, aber das war zum Unglück eine Sackgasse, dort

trieben sie ihn hinein und warfen ihm ihre Stangen nach den Füßen, worüber in der ganzen Gegend ein großes Verwundern und Tür- und Fensterklappen entstand. Da trat aber plötzlich ein langer Mann in einem zottigen Mantel um die Ecke, wie ein Tanzbär in Stiefeln, der faßte, ohne ein Wort zu sagen, den einen Häscher am Genick, den andern an der Halsbinde, warf den dahin, den dorthin, riß dem dritten seine Stange aus der Hand und versetzte damit dem vierten, der etwas dick war und nicht so geschwind entrinnen konnte, einen Schlag über den breiten Rücken, und in einem Augenblicke war alles auseinandergestoben und der Platz leer. Nun wetzte er die eroberte Stange, die unten mit Eisen beschlagen war, kreuzweis auf dem Pflaster, daß es Funken gab und rief zu wiederholten Malen: Hoho, sind noch mehrere da, die Prügel haben wollen? Da sich aber niemand weiter meldete, so nahm er die Stange, die er einen Bleistift nannte, unter den einen Arm und den Burschen unter den andern und führte ihn über die Straße fort. Unterwegs, als dieser sich wieder etwas erholt und nach allen Seiten umgesehen hatte, fragte er endlich, was denn das für eine Stadt sei? — Das wird Halle¹ geheißen, erwiederte jener.

So kamen sie an ein kleines Haus und über eine enge Treppe, wo der Graumantel mit seinen ungeheuren Reiterstiefeln mehrmals stolperte, in eine große, wüste Stube, in der eine Öllampe verwirrte Scheine über die kahlen Wände und in die staubigen Winkel umherwarf. Der alte Student (denn das war der im Mantel) warf, wie er eintrat, seinen Bleistift mitten in die Stube und zog mühsam den Docht der halbverloschenen Lampe zurecht; da tauchte nach und nach allerlei Gerümpel ringsher aus der Dämmerung: ein ausgetrocknetes Tintenfaß, leere Bierflaschen, die als Leuchter gedient, Rapiere und ein alter Stiefel daneben, da hatt' er seine Wäsche drin. Er selbst aber nahm sich, so bei Licht besehen, ziemlich graulich aus: große, weit herausstehende Augen, eine lederne Kappe auf dem zerzausten Kopfe, einen Strick um den Leib und lauter Bart, wie ein Eremit.

Als er mit der Lampe fertig war, reckte er sich zufrieden, daß ihm alle Glieder knackten. Ach, sagte er, solche Motion tut not, wenn man so den ganzen Tag über den Büchern hockt. — Der Bursch sah sich überall um, aber es war kein Buch zu sehen. — Drauf wandte der Student sich zu ihm: Aber Fuchs, bist du denn des Teufels, sagte er, gleich zwischen Spießen und Stangen hier mit der Tür ins Haus zu brechen! — Zerbrochen? entgegnete der Bursch, erschrocken nach seinem Schubsacke greifend, nein, da ist die ganze Bescherung.

Mit diesen Worten brachte er Flasche und Torte aus den Taschen hervor. Als der Student das sah, fragte er nicht weiter nach dem Herkommen, sondern verbiß sich, obgleich es fast über Mitternacht war, sogleich mit so erstaunlichem Appetit in die Felsentorte, daß ihm die Trümmer über den Bart herabkollerten. Wie heißt du denn? fragte er dazwischen. — Der Bursch, ohne sich lange zu bedenken, erwiederte: Klarinet. — Hm, ein guter Klang, meinte der Student. Dann griff er nach dem Weine, und da kein Glas da war, trank er ihm aus der Flasche zu: Daß dich der Donner erschlag', Klarinet, wenn du nicht ein ordentlicher Kerl wirst! Überhaupt, fuhr er, sich den Bart wischend, fort, wenn du studieren willst, da mußt du die Bücher in die Nase — wollt' sagen die Nase in die Bücher stecken und Cajo², Cujacio³ und allen den schweinsledernen Kerls auf den Leib gehen, und wenn sie noch so dick wären!

¹ Eichendorff läßt sich hier also einen Anachronismus zuschulden kommen, da die Universität Halle erst 1693 eröffnet wurde, während seine Erzählung im Jahre 1648 spielen soll.

² Caius (richtiger Gajus), römischer Rechtsgelehrter (etwa von 117—180 nach Chr. lebend), Verfasser des noch heute gebrauchten Lehrbuches „Institutiones“.

³ Cujacius, eigentlich Jacques Cujas, berühmter französischer Rechtslehrer, geb. 1522, gest. 1590.

Aber, fiel ihm hier der Bursch ins Wort, ich bin ja gar kein Student, sondern eigentlich ein wandernder Musikus.

Was, ein Musikanter? rief der Student, was spielst du? — Das Klarinetten. — Oho, sagte er, du pfeifst also deinen eigenen Namen wie der Kuckuck. Hier ging er, wie in reiflicher Überlegung, mit langen Schritten ein paarmal im Zimmer auf und nieder, dann blieb er plötzlich vor dem Burschen stehen und vertraute ihm, wie er eine große heimliche Lieb' gefaßt hätte seit langer Zeit zu einer vornehmen Dame hier im Orte; er wußte aber nicht, wie sie hieße, sondern ginge nur zuweilen an ihrem Hause vorüber, wo sie mit ihrem dicken Kopfzeuge wie eine prächtige Hortensia am Fenster säße, aber so oft er unter die Fenster käme, hörte er bloß ein angenehmes Flüstern droben und sähe nichts als weiße Arme flimmern und Augen funkeln durch die Blumen.

Der Bursch versetzte darauf, er solle sich nur etwas besser herausputzen bei solchen Gelegenheiten. — Der Student sah an sich herunter, schüttelte den Kopf und schien ganz zufrieden mit seinem Aufzuge. Dann sagte er, er hätte schon lange die Intention gehabt, vor ihren Fenstern eine Serenade aufzuführen, aber seine Kommilitonen könnte er dazu nicht brauchen, die würden ihn auszustechen suchen bei ihr; nun aber wolle er ihr morgen abend das Ständchen bringen, da sollte der Bursch mit blasen helfen.

Dieser war damit zufrieden, und nun sollte auch sogleich die Serenade eingeübt werden. Der Student nahm voller Eifer ein Waldhorn von der Wand, staubte es erst sorgfältig ab, setzte ein wackeliges Notenpult unter Zorn und Fluchen, weil es nicht feststehen wollte, mitten in der Stube zurecht, legte die Notenbücher drauf, und beide stellten sich nun einander gegenüber und fingen mit großer Anstrengung ein sehr künstliches Stück zu blasen an. Darüber aber war bei der nächtlichen Stille nach und nach die ganze Nachbarschaft in Aufruhr geraten. Ein Hund fing im Hofe zu heulen an, drauf tat sich erst bescheiden ein Fenster gegenüber auf, dann wieder eins und endlich unaufhaltsam immer mehrere vom Keller bis zum Dache und dicke und dünne Stimmen durcheinander, alles schimpfte und zankte auf die unverhoffte Nachtmusik. Zuletzt wurde es doch dem Studenten zu toll, er warf voller Wut das Horn weg, ergriff ein altes verrostetes Pistol vom Tische und drohte zum offenen Fenster hinaus, den Zipfel von jeder Schlafmütze herabzuschießen, die sich ferner am Fenster blicken ließe. Da duckten auf einmal alle Mausköpfe unter, und es wurde wieder stille draußen, nur der Hund bellte noch ein Weilchen den Mond an, der prächtig über die alten Dächer schien.

Der Student aber, sich den Schweiß von der Stirn wischend, streckte sich nun ganz ermüdet der Länge nach auf das zerrissene Sofa hin, Klarinetten sollte sich's auch kommod machen, aber es war nur ein einziger Stuhl in der Stube, und als er ihn angriff, ging die Lehne auseinander. Da wies der Student auf einen leeren Koffer neben dem Kanapee, dann verlangte er gähnend, Klarinetten sollte ihm seinen Lebenslauf erzählen, damit er ihm danach gute Ratschläge für sein weiteres Fortkommen erteilen könnte.

Der Bursch schoß einen seltsamen, scharfen Blick herüber, als wollt' er erst prüfen, wieviel er hier vertrauen dürfte, dann rückte er sich auf seinem Koffer zurecht und begann nach kurzem Besinnen: Ich weiß nicht, ob mein Vater ein Müller war, aber er wohnte in einer verfallenen Waldmühle, da rauschten die Wasser lustig genug, aber das Rad war zerbrochen und das Dach voller Lücken, in den klaren Winternächten sahen oft die Wölfe durch die Löcher ins Haus herein.

Was lachst du denn? unterbrach ihn hier der Student. — Wahrhaftig, erwiderte der

Bursch, Ihr gemahnt mich heut ganz an meinen seligen Vater, wie ihn mir die Mutter einmal beschrieben hat. — Was geht mich dein seliger Vater an, meinte der Student. Aber der Bursch fuhr von neuem lachend fort: Es war nämlich gerade den Abend nach einer Schlacht, man hatte den ganzen Tag in der Ferne schießen hören, da ging mein seliger Vater eilig ins Feld hinaus, denn die Mühle lag seitwärts im Grunde tief verschneit! so war der Krieg darüber weggegangen. Draußen aber hatte er mancherlei Plunder im Schnee verstreut, zerhauene Wämser, Fahnen, Pickelhauben und Waffen! mein Vater konnte alles brauchen; er fuhr sogleich in ein Paar ungeheure Reiterstiefeln hinein, zog hastig Pappenheimsche Kürasse, schwedische Koller und Kroatenmäntel an, eins über das andere, dabei war er in der Geschwindigkeit mit beiden Armen in ein Paar spanische Pluderhosen geraten, der Wind blies den Kroatenmantel im Freien weit auf, je mehr er zuckte und reckte, je verwinkelter wurde die Konfusion von Schlitten, Falten, flatternden Zipfeln und Quasten, und als nun meine Mutter, die eben guter Hoffnung war, ihn so haspelnd und fluchend mit ausgespreizten Armen wie einen fliegenden Wegweiser daherstreichen sah, mußte sie so darüber lachen, daß sie plötzlich meiner genas. Und in demselben Augenblick, wo ich zur Welt kam, ging draußen klingendes Spiel durch die stille Luft, die Kaiserlichen bliesen noch im Fortziehen Viktoria weit auf den Bergen, daß es lustig über den Schnee herüberklang, mein Vater meinte, das wäre ein gutes Zeichen, ich würde ein glücklicher Soldat werden. Ich selbst aber weiß mich von allem dem nur noch dunkel so viel zu erinnern, daß ich so recht still und warm in der wohlgeheizten Stube in meinem Kissen lag und verwundert die spielenden Ringe und Figuren betrachtete, welche die Nachtlampe an der Stubendecke abbildete. Das zahme Rotkehlchen war von dem ungewohnten Licht und Nachtrumore aufgewacht, schüttelte die Federn, wie wenn es auch sein Bettlein machen wollte, setzte sich dann neugierig auf die Bettlade vor mir und sang ganz leise, als wollt' es mir zum Geburtstage gratulieren. Meine Mutter aber neigte sich mit ihrem schönen, bleichen Gesicht und den großen Augen freundlich über mich, daß ihre Locken mich ganz umgaben, zwischen denen ich draußen die Sterne und den stillen Schnee durchs kleine Fenster herein funkeln sah. Seitdem, so oft ich eine klare, weitgestirnte Winternacht sehe, bin ich immer wieder wie neu geboren.

Hier hielt er plötzlich inne, denn er hörte soeben Herrn Suppius (so hieß der Student) auf dem Kanapee schon tüchtig schnarchen. Der Mondschein lag wie Schnee auf den Dächern, da war's ihm in dieser Stille, wie der Lampenschein so flatternd an der Decke spielte, als hörte er draußen die Wasser und den Wind wieder gehen durch die Wipfel im Walde und das Rotkehlchen wieder dazwischen singen.

WEST-ÖSTLICHE ROMANTIK

FRIEDRICH RÜCKERT

1788—1866

GEDICHTE

Um Mitternacht

Um Mitternacht hab ich gewacht
und aufgeblickt zum Himmel; kein Stern vom Sternengewimmel
hat mir gelacht um Mitternacht.

Um Mitternacht hab ich gedacht
hinaus in dunkle Schranken; es hat kein Lichtgedanken
mir Trost gebracht um Mitternacht.

Um Mitternacht nahm ich in acht
die Schläge meines Herzens; ein einziger Puls des Schmerzens
war angefacht um Mitternacht.

Um Mitternacht hab ich die Macht
in deine Hand gegeben; Herr über Tod und Leben
du hältst die Macht um Mitternacht.

Aus „Pantheon“

Süßes Begräbnis

Schäferin, o wie haben
sie dich so süß begraben!
alle Lüfte haben gestöhnet
Maienglocken zu Grab dir getönet,
Glühwurm wollte die Fackel tragen,
Stern ihm selbst es tät versagen.

Nacht ging schwarz in Trauerflören,
und all ihre Schatten gingen in Chören,
die Tränen wird dir das Morgenrot weinen
und den Segen die Sonn' auf's Grab dir scheinen.
Schäferin, o wie haben
sie dich so süß begraben! —

Aus „Aus der Jugendzeit und Verwandtes“

Was ich ahnte, was ich träumte

Was ich ahnte, was ich träumte,
war soviel, doch nicht genug,
bis ich weg die Zweifel räumte
und die Dunkelheit zerschlug.
Ist nun mehr die vielgepriesene
Einsicht als der Dämmerflor?

Minder scheint das Klarbewiesene,
als mir dunkel schwebte vor,
Reizen mag nur das unendlich,
dessen Ziel du nicht gesehen,
und was dir erst ward verständlich,
ist nicht wert mehr zu verstehen.

Aus „Die gesammelten Lieder“ (1833)

Klage nicht

Klage nicht, daß du in Fesseln seist geschlagen,
klage nicht, daß du der Erde Joch mußt tragen,
klage nicht, die weite Welt sei ein Gefängnis;
zum Gefängnis machen sie nur deine Klagen,
Frage nicht, wie sich dies Rätsel wird entfalten;
schön entfalten wird sich's ohne deine Fragen:
sage nicht, die Liebe habe dich verlassen:
wen hat Liebe je verlassen? Kannst du's sagen?
Zage nicht, wenn dich der grimme Tod will schrecken;
er erliegt dem, der ihn antritt ohne Zagen;
jage nicht das flücht'ge Reh des Weltgenusses;
denn es wird ein Leu und wird den Jäger tragen.
Schlage nicht dich selbst in Fesseln, Herz, so wirst du
klagen nicht, daß du in Fesseln seist geschlagen.

Aus „Ghasele“

Die Weisheit des Brabmanen

Unglücklich bist du nicht, wie unglücklich du seiest;
Das Schicksal nur beglückt, doch glücklich macht der Geist.
Denkst du, wie schön es wär, ob du ein Gut gewannst.
Denk auch, noch schöner ist's, daß du's entbehren kannst.
Ob auszuteilen du nicht Schätze hast im Haus
So teile, die du hast, die goldnen Lieder aus.
Ich gebe, was ich hab', um nur zu geben,
Zu geben samml' ich ein, dies Sammeln ist mein Leben.
Den König wollt' ich seh'n, den in Freimütigkeit
mit mir man wetten hörte. Wer, Fürsten, wagt den Streit?
Dazu aus Ost und West erheb ich Geisteszehnten
zu lohnen königlich all meine Kron belehnten.
So zieht die Sonne wohl das Wasser auf mit Strahlen
und gibt's der Welt zurück in Regenbogen-Schalen.

*

Das Glück des Mannes kann nicht etwas sein, o Sohn,
Wo einer wenig hat und einer viel davon.
Das Glück muß etwas sein, wie Luft und Licht und Leben,
Das allen allgemein, ist allen gleich gegeben.
Nicht Reichtum kann es sein und Macht und solche Gaben,
Wovon dem einen fehlt, soviel die andern haben.
Nicht Weisheit kann es sein und Kunst, zu deren Stufen
Die wenigen kommen, die besonders sind berufen.
Nur Gutsein ohne Groll ist höchstes Gut des Manns,
Weil gutsein jeder soll, und wer es will, der kann's.

*

Als wie der Schwan, der rein auf reinen Fluten schwimmt,
im Himmel unter sich ein Spiegelbild vernimmt,
und wenn er lang im See gezogen seine Kreise,
taucht unter und zurück läßt keine Spur der Reise:

glückselig wer so rein sich auf der Welt bewahrt
und Abschied also nimmt, daß niemand es gewahrt.
Laß nur den tollen Spuk der Zeit vorüberflirren;
ergötzen kann er dich, er kann dich nicht verwirren.
Doch wenn dem Schwindel trotzt dein Geist mit fester Stirne,
bedenke, daß es gibt auch schwächere Gehirne.
Den Wirbel mehre nicht, worin sich Trunkne drehn;
Zeig ihnen eh'r den Punkt, worauf man fest kann stehn.

*

Du sollst den Stand auf dem du stehest, nicht verkennen,
Vom Tod schon Ewiges nicht eigenmächtig trennen.
Zu beiden bist du da, der Erde Kampf zu streiten,
und dich zum Frieden vor des Himmels zu bereiten.
Wer feige Frieden nur sucht für sein eigen Heil,
wird zum Verräter an der Welt gemeinem Heil.

*

Dem müden Wandersmann ist doch die Nacht willkommen,
die den bestäubten Stab ihm aus der Hand genommen.
Und wenn das Leben nun ist eine Wanderreise,
was freuet Lebende der Tod nicht gleicher Weise?
Den Wandrer freut die Nacht nur, wenn er ist am Ziel,
auf halbem Wege nicht, wenn sie ihn überfiel.
Die meisten fürchten sich darum vorm Tod vielleicht,
weil sie des Lebens Ziel noch haben nicht erreicht.

*

Kind, lerne zweierlei, so wirst du nicht verderben:
Zum ersten lerne was, um etwas zu erwerben.
Zum andern lerne das, das niemand dich kann lehren:
Gern das, was du nicht kannst erwerben, zu entbehren.

*

Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er kann,
ist wohl ein guter Spruch, doch genügt er nicht dem Mann.
Der Mensch kann, was er will, wenn er will, was er soll,
zu diesem ist das Maß der Mannestugend voll.
Das ist der Zauberbann, womit du alles stillst:
wolle nur, was du sollst, so kannst du, was du willst.

*

Wem ein Geliebtes stirbt, dem ist es wie ein Traum,
die ersten Tage kommt er zu sich selber kaum.
Wie er's ertragen soll, kann er sich selbst nicht fragen;
und wenn er sich besint, so hat er's schon ertragen.

*

Des Freundes denkend, wenn ich Glückliches erstrebt,
Sprech' ich: o hättest du doch dieses miterlebt!
Dann seiner denkend, wenn mich drücket eine Last,
sprech' ich: o glücklich, daß du's miterlebt nicht hast!
Ist zu bedauern, ist zu preisen, wer geschieden?
daß er hinging und du noch da bist, sei zufrieden!

Aus dem Liebesfrühling

Rose, Meer und Sonne
sind ein Bild der Liebsten mein,
die mit ihrer Wonne
faßt mein ganzes Leben ein.
Aller Glanz, ergossen,
aller Tau der Frühlings-Flur
liegt vereint beschlossen
in den Kelch der Rose nur.
Alle Farben ringen,
alle Düft' im Lenzgefild,
um hervorzubringen,
im Verein der Rose Bild.
Rose, Meer und Sonne,
sind ein Bild der Liebsten mein,
die mit ihrer Wonne
faßt mein ganzes Leben ein.
Alle Ströme haben
ihren Lauf auf Erden bloß,
um sich zu begraben,
sehnd in des Meeres Schoß.

Alle Quellen fließen,
in den unerschöpften Grund,
einen Kreis zu schließen
um der Erde blüh'ndes Rund.
Rose, Meer und Sonne
sind ein Bild der Liebsten mein,
die mit ihrer Wonne
faßt mein ganzes Leben ein.
Alle Stern' in Lüften
sind ein Liebesblick der Nacht,
in des Morgens Düften
sterbend, wann der Tag erwacht.
Alle Welten-Flammen,
der zerstreute Himmelsglanz
fließen hell zusammen
in der Sonne Strahlenglanz.
Rose, Meer und Sonne
sind ein Bild der Liebsten mein,
die mit ihrer Wonne
faßt mein ganzes Leben ein.

Hymne

Flammt empor in euren Höhen, Morgensonnen, lobt den Herrn!
Rauscht in eure Tiefen auf, Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
Die ihr ohne zu verglühn langgeflammt vor seinem Blick
ohne zu verrinnen, langhingeronnen, lobt den Herrn!
Die ein mannigfältiges Leben ihr habt gewonnen, lobt den Herrn;
alle Tropfen seiner Huld, die zu Perlen sind geronnen, lobt den Herrn!
So viel Halme von dem Tau seiner Gnade trunken sind,
So viel sich an seinem Strahl Welten sonnen, lobt den Herrn!
Blumen, die der Frühling weckt, Garben, die der Sommer dörrt,
Trauben, deren Blut der Herbst preßt in Tonnen, lobt den Herrn!
Raupe, die das Blatt benagt, haftend an dem grünen Zweig,
Puppe, zur Verwandlung reif, eingesponnen, lobt den Herrn!
Schmetterlinge, die ihr noch an dem Duft der Blüten nascht,
Schmetterlinge, die ins Licht schon zerronnen, lobt den Herrn!
Die ihr mit dem Flügelschlag blühender Begeisterung strebt,
oder fördert euer Werk still besonnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, daß Lichtgewand auch durch dunkle Fäden wächst,
die ein unscheinbarer Fleiß hat gesponnen, lobt den Herrn!
Lobt den Herrn, der lobend sich gern in allen Sprachen hört,
die Bedürfnis seines Lobs hat ersonnen, lobt den Herrn!
Alle, die ihr euren Gott fühlet, ahnet, denket, schaut,
die ihr sinnt, was niemals wird ausgesonnen, lobt den Herrn!
Wenn in des Gemütes Nacht, euch sein erster Schimmer brach
Oder wenn ihr euch im Glanz habt versonnen, lobt den Herrn!
Alle Sinne, die des Sanges Woge schwellet himmeln,
Lobt mit allen rauschenden Schöpfungsbronnen, lobt den Herrn!
Alle Seelen, in der Glut des Gebetes Weihrauch gleich,
Lobt mit allen brennenden Morgensonnen, lobt den Herrn! Aus „Ghasele“

Eine Parabel

Es ging ein Mann im Syrerland,
führt ein Kamel am Halfterband;
das Tier mit grimmigen Gebärden
urplötzlich anfing scheu zu werden
und tat so ganz entsetzlich schnauen,
der Führer vor ihm mußt' entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
von ungefähr am Wege da.
Das Tier hört er im Rücken schnauben,
das mußt ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
aus des geborstnen Brunnens Bauch.
Daran der Mann sich fest tat klammern
und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
dort das Kamelhaupt furchtbar nah',
das ihn wollt' oben fassen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder;
Da sah am Grund er einen Drachen
aufgähnen mit entsperrtem Rachen,
der drunten ihn verschlingen wollte,
wenn er hinunterfallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte,
da sah der Arme noch das Dritte.
Wo in die Mauerspalte ging
des Sträuchleins Wurzel, dran er hing,
da sah er still ein Mäusepaar,
schwarz eine, weiß die andre war,
er sah die schwarze mit der weißen,
abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
die Erd ab von der Wurzel spülten;
und wie sie rieselnd niederrann,
der Drach' im Grund aufblickte dann,

zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann in Angst und Furcht und Not,
umstellt, umlagert und umdroht,
im Stand des jammerhaften Schwebens,
sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
sah er ein Zweiglein, welches nickte,
vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren;
da konnt' er doch der Lust nicht wehren.
Er sah nicht des Kameles Wut
und nicht den Drachen in der Flut
und nicht der Mäuse Tückespiel,
als ihm die Beer' ins Auge fiel.
Er ließ das Tier von oben rauschen,
und unter sich den Drachen lauschen
und neben sich die Mäuse nagen,
griff nach den Beerlein mit Behagen.
Sie deuchten ihm zu essen gut,
aß Beer' auf Beerlein wohlgemut
und durch die Süßigkeit im Essen
war alle seine Furcht vergessen.
Du fragst, wer ist der töricht' Mann,
der so die Furcht vergessen kann?
So wiss, o Freund, der Mann bist du;
vernimm die Deutung auch dazu:
Es ist der Drach' im Brunnengrund
des Todes aufgesperrter Schlund;
und das Kamel, das oben droht,
es ist des Lebens Angst und Not.
Du bist's, der zwischen Tod und Leben
am grünen Strauch der Welt muß schweben.
Die beiden, so die Wurzeln nagen,
Dich samt den Zweigen, die dich tragen,
zu liefern in des Todes Macht,
die Mäuse heißen Tag und Nacht.

Er ist gekommen

Er ist gekommen in Sturm und Regen,
Ihm schlug beklommen mein Herz entgegen.
Wie konnt ich ahnen, daß seine Bahnen
Sich einen sollten meinen Wegen?

Er ist gekommen in Sturm und Regen,
Er hat genommen mein Herz verwegen.
Nahm er das meine? Nahm ich das seine?
Die beiden kamen sich entgegen.

Er ist gekommen in Sturm und Regen,
Nun ist entglommen des Frühlings Segen.
Der Freund zieht weiter, ich seh es heiter,
Denn er bleibt mein auf allen Wegen.

Du meine Seele

Du meine Seele, du mein Herz,
Du meine Wonne, o du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel du, darein ich schwebe,
O du mein Grab, in das hinab!
Ich ewig meinen Kummer gab!

Du bist die Ruh, du bist der Frieden,
Du bist der Himmel, mir beschieden.
Dass du mich liebst, macht mich mir wert,
Dein Blick hat mich vor mir verklärt.
Du hast mich liebend über mich,
Mein guter Geist, mein bess'res Ich.

Aus dem „Liebesfrühling“

Kehr ein bei mir

Du bist die Ruh, der Friede mild,
Die Sehnsucht du, und was sie stillt.

Ich weihe dir voll Lust und Schmerz
zur Wohnung hier mein Aug und Herz.

Kehr ein bei mir und schließe du
Still hinter dir die Pforten zu!

Treib andern Schmerz aus dieser Brust!
Voll sei dies Herz von deiner Lust.

Dies Augenzelt, von deinem Glanz
Allein erhellt, oh, füll es ganz!

Vertont von Rob. Schumann

Chidher

Chidher, der ewig junge, sprach:
Ich fuhr an einer Stadt vorbei;
Ein Mann im Garten Früchte brach.
Ich fragte, seit wann die Stadt hier sei.
Er sprach und pflückte die Früchte fort:
„Die Stadt steht ewig an diesem Ort
Und wird so stehen ewig fort.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich des selbigen Wegs gefahren.

Da fand ich keine Spur der Stadt;
ein einsamer Schäfer blies die Schalmei,
Die Herde weidete Laub und Blatt;
Ich fragte: „Wie lang ist die Stadt vorbei?“
Er sprach und blies auf dem Rohre fort:
„Das eine wächst, wenn das andere dorrt,
das ist mein ewiger Weideort.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
kam ich des selbigen Wegs gefahren.

Da fand ich ein Meer, das Wellen schlug,
Ein Schiffer warf die Netze frei;
Und als er ruhte vom schweren Zug,
fragt ich, seit wann das Meer hier sei.
Er sprach und lachte meinem Wort:
„So lang als schäumen die Wellen dort,
fischt und fischt man in diesem Port.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich des selbigen Wegs gefahren.

Da fand ich einen waldigen Raum
Und einen Mann in der Siedelei;
Er fällte mit der Axt den Baum.
Ich fragte, wie alt der Wald hier sei.
Er sprach: „Der Wald ist ein ewiger Hort,
schon ewig wohn ich an diesem Ort,
und ewig wachsen die Bäum' hier fort.“
Und aber nach fünfhundert Jahren
Kam ich des selbigen Wegs gefahren.

Da fand ich eine Stadt und laut
erschallte der Markt vom Volksgeschrei.
Ich fragte: „Seit wann ist die Stadt erbaut?
Wohin ist Wald und Meer und Schalmei?“
Sie schrien und hörten nicht mein Wort:
„So ging es ewig an diesem Ort
Und wird so gehen ewig fort!“
Und aber nach fünfhundert Jahren
will ich des selbigen Weges fahren.

SCHWÄBISCHE ROMANTIKER

LUDWIG UHLAND

1786—1862

GEDICHTE

Frühlingsglaube

Die linden Lüfte sind erwacht,
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,
Sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herz, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden!

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Tal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden.



Zeichnung von Moritz von Schwind
zur „Historie von der schönen Lau“

Die Kapelle

Droben stehet die Kapelle,
Schaut still ins Tal hinab,
Drunten singt bei Wies' und Quelle
Froh und hell der Hirtenknab.
Traurig tönt das Glöcklein nieder,
Schauerlich der Leichendorf;

Stille sind die frohen Lieder
Und der Knabe lauscht empor.
Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Tal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe!
Dir auch singt man dort einmal.

Schäfers Sonntagslied

Das ist der Tag des Herrn!
Ich bin allein auf weiter Flur,
Noch eine Morgenglocke nur;
Nun Stille nah' und fern.
Anbetend knei' ich hier.
O süßes Grau! Geheimes Wehn!

Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir.
Der Himmel, nah' und fern,
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt er öffnen sich: —
Das ist der Tag des Herrn!

EDUARD MORIKE

1804—1875

GEDICHTE

Die Geister am Mummelsee

Vom Berge, was kommt dort um Mitternacht spät
Mit Fackeln so prächtig herunter?
Ob das wohl zum Tanze, zum Feste noch geht?
Wie klingen die Lieder so munter.
o nein!
So sage, was mag es wohl sein?

Das, was du da siehest, ist Totengeleit,
Und, was du da hörest, sind Klagen.
Dem König, dem Zauberer gilt es zu Leid,
Sie bringen ihn wieder getragen.
o weh!
So sind es die Geister vom See!

Sie schweben herunter in's Mummelseetal —
Sie haben den See schon betreten —
Sie röhren und netzen den Fuß nicht einmal —
Sie schwirren in leisen Gebeten —
o schau,
Am Sarge die glänzende Frau!

Jetzt öffnet der See das grünspiegelnde Tor?
Gibt acht, nun tauchen sie nieder!
Es schwankt eine lebende Treppe hervor,
und — drunten schon summen die Lieder.
Hörst du?
Sie singen ihn unten zur Ruh.

Die Wasser, wie lieblich sie brennen und glühn!
Sie spielen in grünendem Feuer;
es geisten die Nebel am Ufer dahin,
zum Meere verzicht sich der Weiher —
nur still!
ob dort sich nichts rühren will?

Es zuckt in der Mitten — o Himmel! ach hilf!
Nun kommen sie wieder, sie kommen!
Es orgelt im Rohr und es klirret im Schilf;
nur hurtig, die Flucht nur genommen!
Davon!
Sie wittern, sie haschen mich schon!

Gesang Weylas

Du bist Orplid, mein Land!
Das ferne leuchtet;
Vom Meere dampfet dein besonner Strand
Den Nebel, so der Götter Wange feudtet.

Uralte Wasser steigen
Verjüngt um deine Hüften, Kind!
Vor deiner Gottheit beugen
Sich Könige, die deine Wärter sind.
(Vertont von Hugo Wolf)

Verborgenheit

Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locke nicht mit Liebesgaben,
Laß dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!
Was ich traure, weiß ich nicht,
Es ist unbekanntes Wehe;
Immerdar durch Tränen sehe
Ich der Sonne liebes Licht.

Oft bin ich mir kaum bewußt,
Und die helle Freude zücket
Durch die Schwere, so mich drücket,
Wonniglich in meine Brust.
Laß, o Welt, o laß mich sein!
Locke nicht mit Liebesgaben,
Laß dies Herz alleine haben
Seine Wonne, seine Pein!

Der Feuerreiter

Sehet ihr am Fensterlein
Dort die rote Mütze wieder?
Nicht geheuer muß es sein:
Denn er geht schon auf und nieder.
Und auf einmal Welch Gewühle
Bei der Brücke, nach dem Feld!
Horch! Das Feuerglöcklein gellt:
 hinterm Berg,
 hinterm Berg
Brennt es in der Mühle!

Schaut! Da sprengt er wütend schier
Durch das Tor, der Feuerreiter,
Auf dem rippendürren Tier
Als auf einer Feuerleiter!
Querfeldein! Durch Qualm und Schwüle
Rennt er schon und ist am Ort!
Drüben schallt es fort und fort:
 hinterm Berg,
 hinterm Berg
Brennt es in der Mühle!

Der so oft den roten Hahn
Meilenweit von fern gerochen,
Mit des heiligen Kreuzes Span
Freventlich die Glut besprochen —
Weh! dir grinst am Dachgestühle
Dort der Feind im Höllenschein.
Gnade Gott der Seele dein!
 hinterm Berg,
 hinterm Berg
Rast er in der Mühle!

Keine Stunde hielt es an,
Bis die Mühle barst in Trümmer;
Doch den kecken Reitersmann
Sah man von der Stunde nimmer.
Volk und Wagen im Gewühle
Kehren heim von all dem Graus;
Auch das Glöcklein klinget aus:
 hinterm Berg,
 hinterm Berg
Brennt's! —

Nach der Zeit ein Müller fand
Ein Gerippe samt der Mützen
Aufrecht an der Kellerwand
Auf der beinern Mähre sitzen:
Feuerreiter, wie so kühle
Reitest du in deinem Grab!
Horch! da fällt's in Asche ab.
 Ruhe wohl,
 ruhe wohl
Drunten in der Mühle!

(Vertont von Hugo Wolf)

Schön-Rohbraut

Wie heißt König Ringangs Töchterlein?
Rohbraut, Schön-Rohbraut.
Was tut sie denn den ganzen Tag,
Da sie wohl nicht spinnen und nähen mag?
Tut fischen und jagen.
O daß ich doch ihr Jäger wär'!
Fischen und jagen freute mich sehr.
— Schweig stille, mein Herze!

Und über eine kleine Weil,
Rohbraut, Schön-Rohbraut,
So dient der Knab auf Ringangs Schloß
In Jägertracht und hat ein Roß,
Mit Rohbraut zu jagen.
O daß ich doch ein Königssohn wär'!
Rohbraut, Schön-Rohbraut lieb ich so sehr.
— Schweig stille, mein Herze!

Einstmals sie ruhten am Eichenbaum,
Da lacht Schön-Rohbraut:
Was siehst mich an so wunniglich?
Wenn du das Herz hast, küsse mich!
Ach! erschrak der Knabe!
Doch denket er: mir ist's vergunnt,
Und küsstet Schön-Rohbraut auf den Mund.
— Schweig stille, mein Herze!

Darauf sie ritten schweigend heim,
Rohbraut, Schön-Rohbraut;
Es jauchzt der Knab in seinem Sinn:
„Und würdest du heute Kaiserin,
Mich sollt's nicht kränken:
Ihr tausend Blätter im Walde wißt,
Ich hab' Schön-Rohbrauts Mund geküßt!“
— Schweig stille, mein Herze!

Denk es, o Seele

Ein Tännlein grünet wo,
Wer weiß, im Walde,
Ein Rosenstrauch, wer sagt
In welchem Garten?
Sie sind erlesen schon,
Denk es, o Seele,
Auf deinem Grab zu wurzeln
Und zu wachsen.
Zwei schwarze Rößlein weiden

Auf der Wiese,
Sie kehren heim zur Stadt
In muntern Sprüngen.
Sie werden schrittweis gehn
Mit deiner Leiche;
Vielleicht, vielleicht noch eh
An ihren Hufen
Das Eisen los wird,
Das ich blitzen sehe!

WILHELM WAIBLINGER

1804—1830

GEDICHTE

Ave Maria

Untersank, o Roma, die Sonne deinen
Sieben Hügeln. Langsam erscheint die Nacht schon
Und ein Tag verschwindet von deinem Leben,
Ave Maria!

Deinem Leben! Welch ein Gedank', o Roma!
Aufbewahrt im Buche der Ewigkeit ruht
Jeder deiner Tag und die Weltgeschichte,
Deine nur ist sie!

Also, Allumarmende, streckt der Vater
Seine Arm', Okeanos, um die Erde,
Ihnen sinkt die scheidende Sonn' entgegen.
Ave Maria!

Welch ein Ernst! wie wandelt die Nacht, die alte,
Deines Schicksals Geist zu vergleichen, aus des
Kolosseums schreckhaft geborstnem Sarge
Dämmernd hervor schon!

Hell entstrahlt, gebadet im frischen Nachtblau,
Jovis Stern dem Himmel, mit Wehmut blickt er
Seine Tempelräummer am Kapitol an.

Ave Maria!

Halb im Mondschein, halb in der Dämmerung schon
Graut der Stiere säulenbedecktes Schuttfeld,
Und im Zwielicht wandelt noch eines Mönches
Einsamer Schatten.

Und von hundert Kirchen zumal ertönet
Fern und nahes Glockengeläut dem Tage
Schwermutsvoll und feierlich noch sein Grablied.

Ave Maria!

Dumpf antwortend folgt ein gewaltiger Nachhall
In der Seel', ein betend Gefühl, als klängen
Eben drei Jahrtausenden dieser Roma
Glocken zu Grabe.

Und man denkt der Stunde, da vor's Gericht sie
Treten, wann der ewigen Stadt und mit ihr
Auch der Welt zum letztenmal schaurig tönet

Ave Maria!

Kalonasore

Einen Trunk, Kalonasore,
Deinen Kypfer aus dem Keller!
Und vom grünen Gartentore
Feigen auf dem Silberteller!
Denn es war des Tages Schwüle
Meinem Feuerblut zu drückend,
Darum, Freudenwein, o kühle
Mich mit deinem Geist entzückend!
Eure Weisheit, arme Toren,
Mögt ihr nur bei euch behalten:
Wein, dir und Kalonasoren
Sind die höheren Gewalten!

Mögt ihr statt des wahren Lebens
Euch am bloßen Abbild freuen;
Ich will's nicht und nicht vergebens,
Wahrlich, mich soll's nicht gereuen.
Weg mit diesen Torengrollen,
Die sich Weisheit ausgeboren,
Laßt mich meinen Becher füllen!
Einen Kuß Kalonasoren!
Staubbedeckte Bücherbände,
Möge mancher gern drin blättern,
Aber ohne Maß und Ende
Will ich, Leben, dich vergöttern!

Aus: „Griechische Erzählungen“

DER WELTSCHMERZ IN DER ROMANTIK

NIKOLAUS LENAU

1802—1850

GEDICHTE

Himmelstrauer

Am Himmelsantlitz wandelt ein Gedanke,
Die düstre Wolke dort, so bang, so schwer;
Wie auf dem Lager sich der Seelenkranke,
Wirft sich der Strauch im Winde hin und her.
Vom Himmel tönt ein schermutsmaßes Grollen,
— So blinzeln Augen, wenn sie weinen wollen —
Und aus der Wimper zuckt ein schwacher Strahl,
Nun schleichen aus dem Moore kühle Schauer
Und leise Nebel übers Heideland,
Der Himmel ließ, nachsinnend seiner Trauer,
Die Sonne lässig fallen aus der Hand.

Winternacht

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es knirscht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart —
Nur fort, nur immer fort geschritten!
Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die sehn suchtvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.
Frost! friere mir in's Herz hinein,
Tief in das heißbewegte, wilde!
Daß einmal Ruh' mag drinnen sein
Wie hier im nächtlichen Gefilde!

Dort heult im wilden Waldesraum
Ein Wolf; wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heischt von ihr sein blutig Futter.
Nun brausen über Schnee und Eis
Die Winde fort mit tollem Jagen,
Als wollten sie sich rennen heiß:
Wach auf, o Herz, zu wilden Klagen!
Laf' deine Toten auferstehn
Und deiner Qualen dunkle Horden!
Und laf' sie mit den Stürmen gehn,
Dem rauhen Spielgesind aus Norden!

Die Zweifler

Vergänglichkeit! Wie rauschen deine Wellen
Dahin durch's Lebenslabyrinth so laut!
In deine Wirbel flüchten alle Quellen,
Kein Damm, kein Schutz sich dir entgegenbaut!
Es wächst dein Strom mit jeglicher Minute,
Stets lauter klagt der dumpfe Wellenschlag,
Doch wie die Flut auch unaufhaltsam flute,
Ist mancher doch, der sie nicht hören mag.
Wenn auch die Wellen ihre Ufer fressen

Und du zum Meer hinwucherst unermessen;
Doch stehn an deinem Ufer frohe Toren,
In ihren Traum „Unsterblichkeit“ verloren.
Am Ufer? — nein! es ist von deinem Bronnen
Tiefinnerst jede Kreatur durchronnen;
Es braust in meines Herzens wildem Takt,
Vergänglichkeit, dein lauter Katarakt!
Wenn ich dem Strome zu entfliehen meine,
Aufblickend zu der Sterne hellem Scheine,

Aufsehend mich mit zitterndem Verlangen,
Daßrettend einst sie meinen Geist empfangen;
Ich habe mich getäuscht! Ich seh' erbleichen
Die Sterne selbst und zitternd rückwärts weichen;
Sie hören, wie die Woge braust, sie ahnen,
Daß sie nicht sicher sind in ihren Bahnen;
Sie schauen, wie es wächst, das grause Meer,
Und fürchten wohl — mir sagt's ihr zitternd Blinken —
Einst wird vom raschen Flug ihr strahlend Heer,
Ein müdes Schwalbenvolk, heruntersinken.

Dann brütet auf dem Ozean die Nacht,
Dann ist des Todes großes Werk vollbracht;
Dann stockt und starrt zu Eis die graue Flut,
Worin der Wunsch des finstern Gottes ruht:
Er wandelt auf der Fläche und ermißt,
Wie alles nun so still, so dunkel ist;
Er lächelt dann voll selbstzufriedner Freude
In seine Welt, in seine Nacht hinein
Und es erglänzt des Eises stille Heide
Nur noch von seines Lächelns Widerschein! —

Schilflied

Auf dem Teich, dem regungslosen,
Weilt des Mondes holder Glanz,
Flechend seine bleichen Rosen
In des Schilfes grünen Kranz.
Hirsche wandeln dort am Hügel
Blicken in die Nacht empor;

Manchmal regt sich das Geflügel
Träumerisch im tiefen Rohr.
Weinend muß mein Blick sich senken;
Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet!

Niagara

Klar und wie die Jugend heiter
Und wie murmelnd süßen Traum
Zieht der Niagara weiter
An des Urwalds grünem Saum;
Zieht dahin im sanften Flusse,
Daß er noch des Waldes Pracht
Widerstrahlt mit froher Muße
Und die Sterne stiller Nacht.
Also sanft die Wellen gleiten,
Daß der Wandrer ungestört
Und erstaunt die meilenweiten
Katarakte rauschen hört.
Wo des Niagara Bahnen
Näher ziehn dem Katarakt,
Hat den Strom ein wildes Ahnen
Plötzlich seines Falls gepackt.

Erd' und Himmels unbekümmert
Eilt er jetzt im tollen Zug,
Hat ihr schönes Bild zertrümmert,
Das er erst so freundlich trug.
Die Stromschnellen stürzen, schießen,
Donnern fort in wildem Drang,
Wie von Sehnsucht hingerissen
Nach dem großen Untergang.
Den der Wandrer fern vernommen,
Niagaras tiefen Fall
Hört er nicht, herangekommen,
Weil zu laut der Wogenschwall.
Und so mag vergebens lauschen,
Wer dem Sturze näher geht;
Doch die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet.

Beethovens Büste

Traurig kehrt' ich eines Abends
In mein einsam düst'res Zimmer,
Überraschend drin entgegen
Blinkte mir ein Freudenschimmer.
Mit dem sichern Blick der Liebe
Hatt' ein Freund den Spalt getroffen,
Wo des Unmuts düst're Zelle
Blieb dem Strahl der Freude offen.

Ha! ich fand des Mannes Büste,
Den ich höchst als Meister ehre
Nebst dem schroffen Urgebirge
Und dem grenzenlosen Meere.
Ein Gewitter in den Alpen,
Stürme auf dem Ozeane,
Und das große Herz Beethovens,
Laut im heiligen Orkane,

Sind die Wecker meines Mutes,
Der das Schicksal wagt zu fordern,
Der den letzten Baum des Edens
Lächelnd sieht zu Asche lodern.
Kämpfen lern' ich ohne Hassan,
Glühend lieben und entsagen
Und des Todes Wonneschauer,
Wenn Beethovens Lieder klagen;
Wenn sie jubeln, Leben schmetternd,
Menschenwillens heil'ge Speere,
Und besiegt zum Abgrund heulend
Flüchten die Dämonenheere. —
Sanftes Wogen, holdes Rieseln;
Sind des Weltmeers kühle Wellen
Süß beseeelt zu Liebesstimmen?
Wie sie steigen, sinken, schwollen!
Auf der glatten Muscheldiele
Halten Nixen ihren Reigen,
Keime künft'ger Nachtigallen
Träumen auf Korallenzweigen.
Horch! Noch leiser! Dem Naturgeist
Abgelauschte Lieder sind es,
Die er flüstert in das erste
Träumen eines schönen Kindes;
Die er spielt auf Mondstrahlsaiten,
Ob dem Abgrund ausgespannten,
Deren Rhythmen in der Erdnacht
Starren zu Kristallenkanten;

Und nach deren Zaubertakten
Rose läßt die Knospe springen,
Kranich aus der Herbste Wehmut
Lüftet seine Wanderswingen. —
Ach, Coriolan! vorüber
Ist das Ringen, wilde Pochen,
Plötzlich sind's die letzten Töne,
Dumpf verhallend und gebrochen.
Wie der Held im schönen Frevel
Überstürmte alle Schranken,
Dann — der tragisch Überwundne
Steh'n geblieben in Gedanken.
Sinnend starit er in den Boden,
Sein Verhängnis will Genüge;
Fallen muß er, stummes Leiden
Zuckt um seine edlen Züge. —
Horch! Im Zwiespalt dieser Töne
Klingt der Zeiten Wetterscheide,
Jetzo rauschen sie Versöhnung
Nach der Menschheit Kampf und Leide.
In der Symphonien Rauschen,
Heiligen Gewittergüssen,
Seh' ich Zeus auf Wolken nah'n und
Christi blut'ge Stirne küssen;
Hört das Herz die große Liebe
Alles in die Arme schließen,
Mit der alten Welt die neue
In die ewige zerfließen.

Blick' in den Strom

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut, in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.
O starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebtestes sein,
Vom Herzen wird gerissen.

Blick unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Tränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.
Hinräumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Lenaus letztes Gedicht, 1844

EXOTISCHE ROMANTIK

FERDINAND FREILIGRATH

1810—1876

GEDICHTE

Im Herbst

Und wieder ist es Herbst — entblättert stehn die Bäume;
Dem dürren Laube gleich, verwehen meine Träume;
Aus Norden braust es hohl!
Es ziehn die Kraniche nach wärmerer Meere Borden;
Erschrocken fahr' ich auf! ja, es ist Herbst geworden —
So war's auch Sommer wohl!

Und wieder ist es Herbst! — die alten Türme trauern;
Befeuchtet hat der Hauch des Nebels ihre Mauern
Und ihrer Dächer Blei.
Der Nordwind rüttelt sie; die Wetterfahnen klirren;
Um die verwitternden sieht man die Dohle schwirren
Mit winterlichem Schrei.

Und wieder ist es Herbst! — der Sommer ist vergangen,
Umsäuselt hat das Wehn des Lenzes meine Wangen —
Ich hab' es nicht gewußt!
Aufs neue ließ ein Jahr ich ungenossen fliehn;
Und, ach! ich merk' es erst, da jetzo sein Verziehn
Mir schauert durch die Brust.

Und wo denn wieder war's, daßträumerisch indessen
Die Monden ich verpaßt; daß ich den Lenz vergessen,
Und Seufzer eingetan? —
Durchirrt hab' ich den Sand, ein Quell- und Schattenspürer,
Ich watete durch Blut; die Sonne war mein Führer,
Mein Roß der Ozean.

Ich sah der Wüste Brand und ihrer Körner Dürsten,
Versprengt von ihrer Schar sah ich Nomadenfürsten;
Am Boden lag ihr Pferd.
Sie schauten grimmig aus nach einer Karawane;
An ihrem prächt'gen Gurt hing wimmernd die Sultane,
Nachschleifend wie ein Schwert.

Zur Fehde zog ich aus mit Rittern und Baronen;
Den Flamberg in der Faust, erstürmt' ich Mauerkronen —
Gewieher und Geschnauf!
Die Leitern legt' ich an, ich klomm hinan die Scharten,
Ich pflanzte blutbefleckt die flatternden Standarten
Auf Feindesleichen auf.

Schlachtbanner, schwärzliche, zerschoßne sah ich fliegen;
Erschlagne Krieger starr am Boden sah ich liegen
Mit blut'gem Angesicht.
Es neigten Jungfrau'n sich hernieder zu den Toten —
Ach, ob sie Becher auch den kalten Lippen boten,
Sie weckten jene nicht!

Und Flotten sah ich ziehn mit weißen Segelschwingen;
Ich sah sie rüsten sich zum Kampf; ich sah sie ringen,
Entmästet und entmarst.
Ich sah sie bäumend sich, geschaukelt auf dem Rachen
Des alten Ozeans; — ich sah es, wie mit Krachen
Ein Admiralschiff barst.

Von hoher Berge Stirn schaut' ich nach zweien Landen; —
Tief unten, wo der Schlucht bereifte Tannen standen,
Ein bunter Maultierzug!
Ich sah auf ihrem Haupt die weiß und rote Feder! —
Voran ein brausend Paar von Zeltern, deren jeder
Ein schwärzlich Mädchen trug.

Zigeuner waren es! — Geklirr von Tamburinen! —
Sie zogen übers Joch des Berges in die grünen
Jenseit'gen Talesau'n!
Den Schwalben gleicht dies Volk; es flieht des Winters Grenze;
Es sucht im Herbst ein Land, auf welches ew'ge Lenze
Vom Himmel niedertau'n!

Die Lenze sah ich wohl; doch den, der mich umgeben,
Ich ließ ihn achtlos fliehn! Ich träumte, statt zu leben!
Die Schwalben sammeln sich!
Ja, wieder ist es Herbst; es klierrt um meine Klaus;
Er rüttelt mich: „Wach auf! kehr' ein im eignen Hause
Du Sinnender, besinne dich!”

1836

Der Löwenritt

Wüstenkönig ist der Löwe; will er sein Gebiet durchfliegen,
Wandelt er nach der Lagune, in dem hohen Schilf zu liegen;
Wo Gazellen und Giraffen trinken, kauert er im Rohre,
Zitternd über dem Gewalt'gen rauscht das Laub der Sykomore.
Abends, wenn die hellen Feuer glühn im Hottentottenkraale,
Wenn des jähnen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
Nicht mehr glänzen, wenn der Kaffer einsam schweift durch die Karru,
Wenn im Busch die Antilope schlummert und am Strom das Gnu:
Sieh, dann schreitet majestatisch durch die Wüste die Giraffe,
Daß mit der Lagune trüben Fluten sie die heiße, schlaffe
Zunge kühle, lechzend eilt sie durch der Wüste nackte Strecken,
Kniend schlürft sie langen Halses aus dem schlammgefüllten Becken.
Plötzlich regt es sich im Rohre; mit Gebrüll auf ihren Nacken
Springt der Löwe; Welch ein Reitpferd! Sah man reichere Schabracken
In den Marstallkammern einer königlichen Hofburg liegen,

Als das bunte Fell des Renners, den der Tiere Fürst bestiegen?
In die Muskeln des Genickes schlägt er gierig seine Zähne;
Um den Bug des Riesenpferdes weht des Reiters gelbe Mähne,
Mit dem dumpfen Schrei des Schmerzes springt es auf und flieht gepeinigt;
Sieh, wie Schnelle des Kameles es mit Pardelhaut vereinigt.
Sieh, die mondbestrahlte Fläche schlägt es mit den leichten Füßen!
Starr aus ihrer Höhlung treten seine Augen; rieselnd fließen
An dem braungefleckten Halse nieder schwarzen Blutes Tropfen.
Und das Herz des flücht'gen Tieres hört die stille Wüste klopfen.
Gleich der Wolke, deren Leuchten Israel im Lande Yemen
Führte, wie ein Geist der Wüste, wie ein fahler, luft'ger Schemen
Eine sandgeformte Trombe in der Wüste sand'gem Meer,
Wirbelt eine gelbe Säule Sandes hinter ihnen her.
Ihrem Zuge folgt der Geier; krächzend schwirrt er durch die Lüfte;
Ihrer Spur folgt die Hyäne, die Entweiherin der Grüfte;
Folgt der Panther, der des Kaplands Hürden räuberisch verheerte;
Blut und Schweiß bezeichnen ihres Königs grausenvolle Fährte.
Zagend auf lebend'gem Throne sehn sie den Gebieter sitzen,
Und mit scharfer Klaue seines Sitzes bunte Polster ritzen.
Rastlos, bis die Kraft ihr schwindet, muß ihn die Giraffe tragen;
Gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen.
Taumelnd an der Wüste Saume stürzt sie hin und röchelt leise.
Tot, bedeckt mit Staub und Schaume, wird das Roß des Reiters Speise.
Über Madagaskar, fern im Osten, sieht man Frühlicht glänzen. —
So durchsprengt der Tiere König nächtlich seines Reiches Grenzen.

Unter den Palmen

Mähnen flattern durch die Büsche; tief im Walde tobt der Kampf,
Hörst du aus dem Palmendickicht das Gebrüll und das Gestampf?
Steige mit mir auf den Teekbaum! Leise, daß des Köchers Klingen
Sie nicht aufschreckt! Sieh den Tiger mit dem Leoparden ringen!
Um den Leichnam eines Weißen, den der Tiger überfiel,
Als er schlief auf dieses Abhangs scharlachfarb'gem Blumenpfuhl,
Um den Fremden, seit drei Monden unsrer Zelte stillen Bürger,
Der nach Pflanzen ging und Käfern, streiten die gescheckten Würger.
Weh, kein Pfeil mehr kann ihn retten! schon geschlossen ist sein Aug'!
Rot sein Schlaf, gleichwie die Blume auf dem Fackeldistelstrauch!
Die Vertiefung auf dem Hügel, drin er liegt, gleicht einer Schale
Voll von Blut, und seine Wange trägt des Tigers Klauenmale.
Wehe! Wie wird deine Mutter um dich klagen, weißer Mann! —
Geifernd fliegt der Leoparde den gereizten Tiger an:
Aber dessen linke Tatze ruht auf des Erwürgten Leibe,
Und die Rechte hebt er drohend, daß den Gegner er vertreibe.
Siehe, welch ein Sprung! — Der Springer hat des Toten Arm erfaßt;
Zerrend flieht er, doch der andre läßt nicht von der blut'gen Last.
Ringend, ungestüm sich packend, stehn sie auf den Hinterpranken
Aufrecht, zwischen sich den starren, mit emporgerafften Flanken.
Da — o sieh, was über ihnen sich herabläßt aus dem Baum,
Grünlich schillernd, öffnen Rachens, an den Zähnen gift'gen Schaum! —
Riesenschlange, keinen einz'gen lässest du den Raub zerreißen,
Du umstrickst sie, du zermalmst sie — Tiger, Leoparden, Weißen!

Die Auswanderer

Ich kann den Blick nicht von euch wenden;
Ich muß euch anschauen immerdar:
Wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
Dem Schiffer eure Habe dar!

Ihr Männer, die ihr von dem Nacken
Die Körbe langt, mit Brot beschwert,
Das ihr aus deutschem Korn gebacken,
Geröstet habt auf deutschem Herd.

Und ihr, im Schmuck der langen Zöpfe,
Ihr Schwarzwaldmädchen braun und schlank,
Wie sorgsam stellt ihr Krüg' und Töpfe
Auf der Schaluppe grüne Bank!

Das sind dieselben Töpf' und Krüge,
Oft an der Heimat Born gefüllt!
Wenn am Missouri alles schwiege,
Sie malten euch der Heimat Bild:

Des Dorfes steingefäßte Quelle,
Zu der ihr schöpfend euch gebückt,
Des Herdes traute Feuerstelle,
Das Wandgesims, das sie geschmückt.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden:
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
Und euren Feldern Reis und Mais!

Bald zieren sie im fernen Westen
Des leichten Bretterhauses Wand;
Bald reicht sie müden, braunen Gästen
Voll frischen Trunkes eure Hand.

Es trinkt daraus der Tscherokese,
Ermattet, von der Jagd bestaubt;
Nicht mehr von deutscher Rebenelese
Tragt ihr sie heim, mit Grün belaubt.

O sprech! Warum zogt ihr von dannen?
Das Neckatal hat Wein und Korn;
Der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
Im Spessart klingt des Äplers Horn.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimatberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
Durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
Wird es euch vor der Seele stehn.

Sommer 1832

DIE MUSIK DER SPÄTROMANTIK

ROBERT SCHUMANN

1810—1856

Die C-dur-Symphonie von Franz Schubert

Der Musiker, der zum erstenmal Wien besucht, mag sich wohl eine Weile lang an dem festlichen Rausche in den Straßen ergötzen können und oft und verwundert immer vor dem Stephansturme stehengeblieben sein; bald aber wird er daran erinnert, wie unweit der Stadt ein Kirchhof liegt, ihm wichtiger als alles, was die Stadt sonst an Sehenswürdigem hat, wo zwei der Herrlichsten seiner Kunst nur wenige Schritte voneinander ruhen. So mag denn, wie ich, schon mancher junge Musiker bald nach den ersten geräuschvollen Tagen hinausgewandert sein zum Währinger Kirchhof, auf jenen Gräbern ein Blumenopfer niederzulegen und wär' es ein wilder Rosenstrauß, wie ich ihn an Beethovens Grab hingepflanzt fand.

Franz Schuberts Ruhestätte war ungeschränkt. So war endlich ein heißer Wunsch meines Lebens in Erfüllung gegangen, und ich betrachtete mir lange die beiden heiligen Gräber, beinahe den einen beneidend, irr' ich nicht, einen Grafen O'Donnell, der zwischen beiden mitteninne liegt. Einem großen Mann zum erstenmal ins Angesicht zu schauen, seine Hand zu fassen, gehört wohl zu jedes ersehntesten Augenblicken. War es mir nicht vergönnt, jene beiden Künstler im Leben begrüßen zu dürfen, die ich am höchsten verehre unter den neueren Künstlern, so hätte ich nach jenem Gräberbesuch so gern wenigstens jemanden zur Seite gehabt, der einem von ihnen näher gestanden, und am liebsten dachte ich mir einen ihrer Brüder. Es fiel mir ein auf dem Zuhausewege, daß ja Schuberts Bruder, Ferdinand, noch lebe, auf den er, wie ich wußte, große Stücke gehalten. Bald suchte ich ihn auf und fand ihn seinem Bruder ähnlich, wie mir nach der Büste schien, die neben Schuberts Grabe steht, mehr klein, aber kräftig gebaut. Ehrlichkeit wie Musik gleich viel im Ausdruck des Gesichts. Er kannte mich aus meiner Verehrung für seinen Bruder, wie ich sie oft öffentlich ausgesprochen, und erzählte und zeigte mir vieles, wovon auch früher unter der Überschrift „Reliquien“ mit seiner Bewilligung in der Zeitschrift mitgeteilt wurde. Zuletzt ließ er mich auch von den Schätzen sehen, die sich noch von Franz Schuberts Kompositionen in seinen Händen befinden. Der Reichtum, der hier aufgehäuft lag, machte mich freudeschauernd; wo zuerst hingreifen, wo aufhören! Unter andern wies er mir die Partitur mehrerer Symphonien, von denen viele noch gar nicht gehört worden sind, ja oft vorgenommen, als zu schwierig und schwülstig zurückgelegt wurden. Man muß Wien kennen, die eignen Konzertverhältnisse, die Schwierigkeiten, die Mittel zu größeren Aufführungen zusammenzufügen, um es zu verzeihen, daß man da, wo Schubert gelebt und gewirkt, außer seinen Liedern von seinen größeren Instrumentalwerken wenig oder gar nichts zu hören bekommt. Wer weiß wie lange auch die Symphonie, von der wir heute sprechen, verstäubt und im Dunkel liegenblieben wäre, hätte ich mich nicht bald mit Ferdinand Schubert verständigt, sie nach Leipzig zu schicken an die Direktion der Gewandhauskonzerte, wie an den Künstler selbst, der sie leitet (Mendelssohn), dessen feinen Blicken ja kaum die schüchtern aufsteigende Schönheit entgeht, geschweige so offenkundige, meisterhaft strahlende. So ging es in Erfüllung. Die Symphonie kam in Leipzig an, wurde gehört, verstanden, wieder gehört und freudig beinahe allgemein bewundert. Die tätige Verlagshandlung Breitkopf & Härtel kaufte

Werk und Eigentum an sich, und so liegt sie nun fertig in den Stimmen vor uns, vielleicht auch bald in Partitur, wie wir es zu Nutz und Frommen der Welt wünschten.

Sag' ich es gleich offen: wer diese Symphonie nicht kennt, kennt noch wenig von Schubert, und dies mag nach dem, was Schubert bereits der Kunst geschenkt, allerdings als ein kaum glaubliches Lob angesehen werden . . . Hier ist außer meisterlicher musikalischer Technik der Komposition noch Leben in allen Fasern, Kolorit bis in die feinste Abstufung, Bedeutung überall, schärfster Ausdruck des Einzelnen, und über das Ganze endlich eine Romantik ausgegossen, wie man sie schon anders vorher an Franz Schubert kennt. —

Franz Liszts zweites Konzert in Leipzig

Die genialste Leistung Liszts aber stand uns noch bevor: Webers Konzertstück, mit dem er in seinem zweiten Konzert anfing. Wie denn an diesem Abend Virtuose wie Publikum in besonders frischer Stimmung schienen, so überstieg der Enthusiasmus während des Spielens und zum Schluß auch beinah alles hier Erlebte. Wie Liszt gleich das Stück anfaßt, mit einer Stärke und Großheit im Ausdruck, als gelte es eben einen Zug auf den Kampfplatz, so führt er von Minute zu Minute steigend fort bis zu jener Stelle, wo er sich wie an die Spitze des Orchesters stellt und es jubelnd selbst anführt. Schien er an dieser Stelle doch jener Feldherr selbst, dem wir ihn an äußerer Gestalt verglichen, und der Beifall darauf an Kraft nicht unähnlich einem „Vive l'Empereur“. Der Künstler gab noch eine Phantasie über Themas aus den „Hugenotten“, das „Ave Maria“, „Ständchen“ und auf Verlangen des Publikums noch den „Erlkönig“ von Schubert. Das Konzertstück aber war und blieb die Krone seiner Leistung.

Über Johannes Brahms

Es sind Jahre verflossen — beinahe ebenso viele als ich der früheren Redaktion diese Blätter widmete (Neue Zeitschrift für Musik), nämlich zehn — daß ich mich auf diesem an Erinnerungen so reichen Terrain einmal hätte vernehmen lassen. Oft, trotz angestrengter produktiver Tätigkeit fühlte ich mich angeregt; manche neue, bedeutende Talente erschienen, eine neue Kraft der Musik schien sich anzukündigen, wie dies viele der hochaufstrebenden Künstler der jüngsten Zeit bezeugen, wenn auch deren Produktionen mehr einem engeren Kreise bekannt sind. Ich dachte, die Bahnen dieser Auserwählten mit der größten Teilnahme verfolgend, es würde, es müsse nach solchem Vorgang einmal plötzlich einer erscheinen, der den höchsten Ausdruck der Zeit in idealer Weise auszusprechen berufen wäre, der uns die Meisterschaft nicht in stufenweiser Entfaltung brächte, sondern, wie Minerva, gleich vollkommen gepanzert aus dem Haupte des Kronion spränge und er ist gekommen, ein junges Blut, an dessen Wiege Grazien und Helden Wache hielten. Er heißt Johannes Brahms, kam von Hamburg, dort in dunkler Stille schaffend, aber von einem trefflichen und begeistert zutragenden Lehrer gebildet in den schwierigsten Satzungen der Kunst, mir kurz vorher von einem verehrten bekannten Meister empfohlen (Jos. Joachim). Er trug auch im Äußeren alle Anzeichen an sich, die uns ankündigen: Das ist ein Berufener. Am Klavier sitzend fing er an, wunderbare Regionen zu enthüllen. Wir wurden in immer zauberischere Kreise hineingezogen; dazu kam ein ganz giales Spiel, das aus dem Klavier ein Orchester von wehklagenden und

laut jubelnden Stimmen machte. Es waren Sonaten, mehr verschleierte Symphonien — Lieder, deren Poesie man, ohne die Worte zu kennen, verstehen würde. Obwohl eine tiefe Gesangsmelodie sich durch alle hindurchzieht, — einzelne Klavierstücke, teilweise dämonischer Natur von der anmutigsten Form, — dann Sonaten für Violine und Klavier, — Quartette für Saiteninstrumente, — und jedes so abweichend vom andern, daß sie jedes verschiedenen Quellen zu entströmen schienen. Und dann schien es, als vereinigte er als Strom dahinbrausend alle wie zu einem Wasserfall, über die hinunterstürzenden Wogen den friedlichen Regenbogen tragend und am Ufer von Schmetterlingen umspielt und von Nachtigallstimmen begleitet.

Wenn er seinen Zauberstab dahinsenken wird, wo ihm die Mächte der Massen, im Chor und Orchester ihre Kräfte leihen, so stehen uns noch wunderbarere Blicke in die Geheimnisse der Geisterwelt bevor.

Möchte ihn der höchste Genius dazu stärken, wozu die Voraussicht da ist, da ihm auch ein anderer Genius, der der Bescheidenheit, innenwohnt. Seine Mitgenossen begrüßen ihn bei seinem ersten Gang durch die Welt, wo seiner vielleicht Wunden warten werden, aber auch Lorbeer und Palmen; wir heißen ihn willkommen als starken Streiter. (Ende Oktober 1853)

E. T. A. HOFFMANN

1776—1822

Über C. M. von Webers Freischütz

Aus „Musikalische Schriften“

Wie überall die Extreme sich berühren, so haben wir es auch alle in der jüngst verflossenen Zeit erlebt, daß auf eine Periode der tiefsten Erniedrigung, der erbärmlichsten Erschlaffung in unserer vaterländischen Poesie unmittelbar eine andere folgte, die die faden Geister wieder in ein neues Leben zu rufen versuchte, das freilich aber so weit von dem wahren Ziele abweicht, als jenes glücklicherweise nun ausgelebte; kurz, wir sahen, so wie der Werther-Zeit die Zeit des Götz folgte, der zuckerbreiigen Karfunkelperiode unserer Neoromantiker eine derbe Pack- und Schüttelperiode unmittelbar auf dem Fuße folgte. Die jüngst noch so zarte, nervenschwache Muse befreundete sich plötzlich mit dem Satan, der Hölle, mit einer Fratze, die sie Schicksal nannte, und Galgen und Rad wurden ihr Toilettenspielwerk. Das Theater, das lange von ihr versäumte Theater, war es besonders, das ihr nun wieder einmal heimzusuchen beliebte, und sie fing an, es zum Tummelplatz von alle dem „Kribskrabs der Imagination“ zu machen (um mit Goethe zu reden), den ihr Eigensinn für den Augenblick an ihren Hof gezogen hatte. So sahen wir Februarsnächte, Ahnfrauen, Teufelsbeschwörer, von Zigeunern behexte Brudermörder, und der Schwindel des Zeitgeistes hielt ordentlich dieses Zeug einen Augenblick oben; es kam hinzu, daß ein wahres Genie, aber auch nur eines, Lord Byron, gleichfalls diesen Weg einschlug, und es war um die Köpfe der meisten Zeitgenossen geschehen! Das Höchste, worauf der exaltierteste Geist auf dieser Richtung gelangen konnte, ward ersonnen in der Erzählung „Der Vampyr“, und dieser Vampyrismus ist es denn, der in der Poesie des Augenblicks (und nicht nur in Deutschland) allmächtig spukt. Man will nicht ergriffen, nicht gerührt, man will gepackt, geschüttelt werden, es soll sich das Haar sträuben, der Odem stocken — und die Poesie hat ihre Wirkung getan!

Es schien nötig, diesen augenblicklichen Zustand kurz anzudeuten, wenn von der neuen Oper die Rede sein soll, die soeben die Theaterfreunde Berlins beschäftigt, denn es ist dieselbe so ganz ein Kind dieses Augenblicks, daß man mit der Schilderung ihrer Abstammung sie selbst schon charakterisiert hat. Und in dieser Hinsicht ist ihre Erscheinung auch historisch-poetisch merkwürdig, denn das Reich der Oper ist vor ihr, unseres Wissens, von jener Muse noch nicht betreten worden. Wer uns als Entgegnung den Don Juan usw. zitieren wollte, für den müssen wir bedauern, ganz unverständlich geblieben zu sein. Hr. Kind in Dresden ist also mit seinem Gedicht gerade zur rechten Stunde gekommen, es ist nicht zu leugnen, aber es ist zu fürchten, daß er eben eine Stunde später, wenn dieser schwere Rausch vorüber — zu spät gekommen wäre: diese Stunde wird aber, und gibt's Gott, bald schlagen, und man wird dann das belachen, was heute die Überspannten fesselt, sowie wir jetzt die Siegwartlinge, die Ritter- und Räuberromane, die Karfunkler belächeln. Sollte „Der Freischütz“ mit unzähligen anderen Effektjägern dann vielleicht gar mit begraben werden — um Hrn. Kinds Anteil daran würde die Nachwelt nicht zu trauern haben; aber der unsterbliche Lebenshauch, den v. Weber dem wunderlichen Gesellen einblies, schützt diese sicher vor dem Untergang.

Mit dieser ausgesprochenen Überzeugung von der Grundidee und dem Plan der Oper (die wir übrigens nicht näher entwickeln wollen, um die Überraschung der Leser beim Anschauen des Stücks nicht zu stören) müssen wir noch den Tadel verbinden, der die Zeichnung und Physiognomie der Rollen und fast die ganze dramatische Szenerie betrifft. Wem die Geschichte des Stücks nicht früher aus anderen Quellen geläufig ist, der wird sie nur sehr schwer bei der Aufführung fassen, und der durchaus hinkende schleppende Schluß, wo der Knoten, und nicht einmal geschickt, zerhauen wird, beweist wohl ebensowenig, als die erstere Behauptung für ein dramatisches Geschick von seiten des Dichters. Die Charaktere aber sind in stereotype Formen gegossen, und ein Gutmütiger, eine Naive (!!), eine fromme Liebende, ein wilder Taugenichts usw. bewegen sich da nebeneinander hin, ohne daß man Grund hätte, eine nähere Bekanntschaft mit einem von ihnen zu wünschen. Mehr Lob verdient die Ausführung im einzelnen, wenn wir die mannigfachen Reminiszenzen abrechnen, unter denen die aus Klingemanns Faust (!) am unverzeihlichsten sind; aber in der Versifizierung der Musikstücke erkannten wir mit Freuden den Dichter Kind wieder. Auch der Dialog ist fließend, die Sprache rein.

Was die Musik betrifft, so müssen wir von vornherein die Meinung aussprechen, daß seit Mozart nichts Bedeutenderes für die deutsche Oper geschrieben ist, als Beethovens Fidelio und dieser „Freischütz“. Weber, so scheint es, habe alle in unzählige Lieder- und Instrumentalkompositionen zerstreuten Strahlen seines erstaunenswerten Genius kühn in einen Brennpunkt gesammelt, denn mit allen seinen längst berühmten Eigentümlichkeiten finden wir den interessanten Geist hier wieder. Neuheit in Form und Ausdruck, Kraft und Kedkeit, ja Übermut in den Harmonien, seltener Reichtum der Phantasie, unübertroffene Laune, wo es gilt, bewundernswerte Tiefe in den Intentionen, und alle diese Eigenschaften mit dem Stempel der Originalität bezeichnet, dies sind die Elemente, aus denen Weber dies sein neuestes Werk gewebt hat. Mehr ins einzelne gehend, finden wir eine Fülle von Melodien, die sich sehr sangbar entwickeln, eine meisterhafte Kenntnis der Instrumentaleffekte, die zum tiefen Studium auffordert, und eine genaue Bekanntschaft mit der theatralischen Kraft der Musik, der Weber mit den kleinsten Motiven oft einen überraschenden Einfluß auf das Herz des Hörers abzugewinnen weiß, wie man sich aus seinen einfachsten Liedern wohl erinnert. Wenn andere ängstlich ringen und streben, so scheint Weber mit der Muse vertraulich zu scherzen, und doch weiß er ihr immer ihre besten Gaben abzulocken, denn er ist ihr Liebling.

Dies sein neuestes Werk, das, wie wir sogleich sehen werden, aus den verschiedensten Bestandteilen zusammengesetzt ist, trägt doch durchgängig die Farbe des Bodens, aus dem es entsprossen, und die dumpfe, schwüle Gewitterluft des Gedichtes weht auch durch die ganze Musik, zwar konsequent, aber, gestehen wir es, beim ersten Hören nicht zu erfreulich. Freilich gibt dies gerade der Oper jenes Gepräge, das ihr den Platz in die Schule anweist, von der wir oben ausgingen, aber diesen Eindruck würden wir lieber den leidigen Kriminal- und Schicksalstragödien für sich gelassen haben.

Die Ouvertüre (in C) ist, was sie wohl immer sein soll: der Prolog der Oper, im Sinne der Alten. Sie bereitet das Ungewitter vor, und dieselben Wolken findet man später, wenn es Zeit ist, oft wieder; gegen das Ende erhebt sie sich freudig, wie die ganze Oper, denn das gute Prinzip siegt, in einem — Spontinischen Motiv. Dieser Schlußsatz der Ouvertüre, der später auch der der Oper wird, erinnert so offenbar an Spontinische Rhythmen, daß es unbegreiflich ist, wie dem Komponisten diese Reminiszenz entgehen konnte. Desto eigentümlicher wird er aber gleich im ersten Chor (8/8 in Es), dem besonders die Behandlung des Basses im „Viktoria“ ein frischkräftiges Leben gibt. Kilians Lied (G-dur) „Schau der Herr“ ist eins der wunderlichsten, originellsten Stücke der Oper; die Melodie ist fließend, ausdrucksvooll die Ausweichung in Moll in der Fermate „Mosje!“ und ganz neu die Übertragung der Sekunde in den Mäddchenhören „He, he, he!“, die die schnippische Dummheit unvergleichlich gut ausdrücken, wozu die Pizzikato- und Oboenbegleitung viel beiträgt. Das Terzett Nr. 3 ist uns besonders wert wegen des vortrefflichen Chores am Schlusse: „Laßt lustig die Hörner erschallen“ (F), wo die Tenöre wieder ganz neu behandelt sind, und an den sich ein Walzer anschließt, in welchem man Weber so wenig erkennen wird als in jenem Chor. Auf die Arie Nr. 4, in welche das finstere Motiv aus der Ouvertüre gegen den Schluß wirksam eintritt, folgte das Lied in h-moll: „Hier im ird'schen Jammertal“, die Krone aller Weberschen Lieder überhaupt, und der Brillant der Oper. Das ist die Lustigkeit der Hölle, die glühend dies Meisterlied durchdringt, und der erschütternde Effekt der Pikkoloflöten beweist doch gewiß eine unserer obigen Behauptungen von der Kenntnis des musikalischen Effekts. Wild schließt der erste Akt mit Caspars Arie, die gewaltig instrumentiert ist, und glücklich an das eben genannte Lied erinnert.

Der zweite Akt hat nur ein ganz vollendetes Musikstück aufzuweisen, die vortreffliche Szene der Agathe, die Madame Seidler so schön singt, und die wir gern durch und durch kommentierten, wenn nicht unsere Relation unter der Feder schon so angewachsen wäre. Die jubilierende Freudenarie: „All' meine Pulse schlagen“ im jauchzenden E-dur ist von tüchtiger Wirkung, und klingt sehr gut gedacht an die Ouvertüre an. In dem Anfangsduett dieses Aktes ist besonders der Schluß: „Grillen sind usw.“ der Aufmerksamkeit wert, wo die beiden Soprane sehr kunstreich zusammengestellt sind, und in der Melodie des ersten der leibhaftige Weber nicht zu erkennen ist. Schwächer ist das folgende Ariettchen, aber reich an schönen Intentionen das Terzett in Es: „Wie? Was?“ So kündigen die Bässe bei den Worten: „Ich bin vertraut mit jenem Grausen“ sehr geschickt den zu erwartenden Sturm an und der kanonische Satz: „Doch hast du auch vergeben“ mit der originell durchgeföhrten Unterstimme hat gewiß jenes Lob verdient. Es folgt nun der Kulminationspunkt der „romantischen“ Oper, für welchen vor allen den Dekorateuren und Maschinisten der gefühlteste Dank gezollt werden muß, worin alle weiche Seelen einstimmen werden. Aber eben weil hier das Auge so übermäßig beschäftigt ist, hat das Ohr kaum Kraft ihm zu folgen, was doch bei den düsterwilden Musikstücken dieses Finals wohl not täte: und der Komponist muß uns deshalb entschuldigen, wenn wir uns noch nach den wenigen Vorstellungen nicht getrauen, seine Absichten in dieser Szene ganz zu entwickeln.

Viele derselben sind uns nicht entgangen; so z. B. die sinnige Wiederholung der Melodie aus dem ersten Spott- und Schimpfchor, den dem zaudernden Max der böse Dämon hämisch vorzuhalten scheint; aber eine musikalische Szene, wie diese, ist nie und nirgends geschrieben und sie fordert darum nur verdoppelte Aufmerksamkeit, um gewürdigt zu werden.

Die Introduktion zum dritten Akt verkündet den nahen Sieg des guten Genius über den Bösen; freudig klingt schon der Jagdchor (Nr. 4) an, aber der böse Geist hat auch aus Neckerei die Vestalin mit eingeflochten! Agathens Cavatine in A ist zart und reich an Modulation; mit der Zusammenstellung von Bässen, Hörnern und Fagotten hat der Komponist an diesem Ort wohl schicklich eine Orgel ahnen lassen wollen. Die folgende Romanze würden wir ohne Schmerz ganz entbehren; wie sie einmal da ist, zeichnen wir das von Herrn Semmler sehr gelungen ausgeführte Bratschen-Akkompagnement aus. Dafür folgen ihr aber unmittelbar wieder zwei sehr seltene herrliche Stücke. Das allerliebste, einfache Volkslied (C-dur) „Wir winden dir den Jungfernkranz“ bewährt aufs neue Webers längst anerkannten Beruf zum wahren Volksliederkomponisten. Die Naivität, die Unschuld, die Neuheit dieser kleinen Komposition lässt sich nicht wiedergeben; man höre das Lied, und man wird es fühlen. Flöten und Oboen gehen geschickt mit. Der wirksame Theatercoup in dem Liede beweist, daß nicht immer Massen und äußere Mittel nötig sind, um zu ergreifen! Einen sehr genialen Übergang bereitet der Jägerchor (D-dur), in dem man, in seiner freien Fröhlichkeit, in seinem kecken Übermut, den Komponisten von „Lützows“ berühmter Jagd gleich wieder erkennen wird.

Von nun an sinkt aber das Interesse der Oper, wegen des zu entsetzlich breiten und langen Schlusses und das Finale geht leider! in den Fehlern des Dichters so ziemlich mit verloren. Im allgemeinen wird man überhaupt bemerkt haben, daß die Lieder und Chöre in dieser Oper die größeren Ensembles an Vortrefflichkeit überwiegen; die Meisterschaft in jenem Teile der Musik ist aber auch so groß und bewundernswert, daß Weber sich durch sie jetzt gewiß seinen Platz für die Unsterblichkeit gesichert haben würde — wäre der ihm nicht längst gewiß.

Die Aufführung auf unserer Bühne, welche zugleich das Interessante darbot, daß sie das erste Singspiel im neuen Schauspielhause gab, gelingt so vorzüglich, daß wir nur die Namen Seidler, Eunice, Blume und Stümer nennen wollen, um allen gemeinschaftlich einen großen Dank zu bringen. Auch die Nebenpartien sowie die Chöre, das Orchester, die Anordner und Maschinisten verdienen nur Lob.

Von der so glänzenden und ehrenvollen, als verdienten Aufnahme des Meisterwerkes und seines Schöpfers hat bereits ein früherer Artikel erzählt; es ist ein seltener Fall, daß eine dramatische Neuigkeit bei uns dreimal in einer Woche das Haus überfüllt, und jedesmal lebhaften Enthusiasmus erregt.

ROMANTISCHE GESCHICHTSSCHREIBUNG

FRIEDRICH VON RAUMER

1781—1873

Konradins Ende (1268)

... Auf unparteiischem, leidenschaftslosem, rechtlichem Wege (so hieß es jetzt) müsse über das Schicksal der Gefangenen von Astura entschieden werden: deshalb ließ der König (Karl von Anjou) Richter und Rechtsgelehrte aus mehreren Teilen des Reiches nach Neapel kommen, welche untersuchen und das Urteil sprechen sollten. Jeder von ihnen, das hoffte er, werde der Anklage beistimmen: „Konradin sei ein Freyler gegen die Kirche, ein Empörer und Hochverräter an seinem rechtmäßigen Könige und, gleich allen seinen Freunden und Mitgefangenen, des Todes schuldig.“ — Als die Richter diese Anklage hörten, erschraken sie sehr, wagten aber, der wilden Grausamkeit eingedenk, lange nicht ihre entgegengesetzte Ansicht unverhohlen darzulegen. Da trat endlich der edle Guido von Suzara hervor und sagte mit lauter und fester Stimme: „Konradin ist nicht gekommen als ein Räuber oder Empörer, sondern im Glauben und Vertrauen auf sein gutes Recht. Er frevelte nicht, indem er versuchte, sein angestammtes väterliches Reich durch offenen Krieg wieder zu gewinnen; er ist nicht einmal im Angriff, sondern auf der Flucht gefangen, und Gefangene schonend zu behandeln, gebietet göttliches wie menschliches Recht.“ — Erstaunt über diese unerwartete Erklärung, wandte König Karl (das niedrige Geschäft eines Anklägers selbst übernehmend und seine Behandlung Benevents vergessend) hingegen ein: daß Konradins Leute sogar Klöster angezündet hätten; — worauf aber Guido ungeschickt erwiederte: „Wer kann beweisen, daß Konradin und seine Leute dies anbefohlen haben? Ist nicht Ähnliches von anderen Heeren geschehen? Und steht es nicht der Kirche allein zu, über Vergehen wider die Kirche zu urteilen?“ —

Alle Richter bis auf einen, den unbedeutenden, knechtisch gesinnten Robert von Bari, sprachen jetzt Konradin und seine Gefährten frei, welches preiswürdige Benehmen den König indes so wenig zur Mäßigung und Besonnenheit zurückbrachte, daß er vielmehr, in verdoppelter Leidenschaft, jeden Schein von Form und Recht selbst zerstörte und frech jener einzelnen Knechtsstimme folgend, aus eigener Macht das Todesurteil über alle Gefangenen aussprach.

Als Konradin diese Nachricht beim Schachspiel erhielt, verlor er die Fassung nicht, sondern benutzte, gleich seinen Unglücksgefährten, die wenige ihnen gelassene Zeit, um sein Testament zu machen und sich mit Gott durch Beichte und Gebet auszusöhnen.

Unterdes errichtete man in aller Stille das Blutgerüst dicht vor der Stadt, nahe bei dem später sogenannten Neuen Markte und der Kirche der Karmeliter. Es schien, als sei dieser Ort boshaft ausgewählt worden, um dem Jünglinge alle Herrlichkeit seines Reiches vor dem Tode noch einmal zu zeigen. Die Wogen des hier so schönen und friedlichen Meeres dringen nämlich bis dahin und der diesen herrlichsten aller Meerbusen einschließende Zauberkreis von Portici, Castellamare, Sorrento und Massa stellt sich, durch den blendenden Glanz südlich reiner Lüfte noch verklärt, dem erstaunten Beobachter dar. Auf furchtbare Mächte der Natur deutet jedoch das zur Linken sich erhebende schwarze Haupt des Vesuv, und rechts begrenzen den

Gesichtskreis die schroffen zackigen Felsen der Insel Capri, wo einst Tiberius, ein würdiger Genosse Karls von Anjou, frevelte.

Am 29. Oktober 1268, zwei Monate nach der Schlacht bei Scurzola, wurden die Verurteilten zum Richtplatze geführt, wo der Henker mit bloßen Füßen und aufgestreiften Ärmeln schon ihrer wartete. Nachdem König Karl in dem Fenster einer benachbarten Burg einen angeblichen Ehrenplatz eingenommen hatte, sprach Robert von Bari, jener ungerechte Richter, auf dessen Befehl: „Versammelte Männer! Dieser Konradin, Konrads Sohn, kam aus Deutschland, um als ein Verführer seines Volkes fremde Staaten zu ernten und mit Unrecht rechtmäßige Herrscher anzugreifen. Anfangs siegte der Zufall, dann aber ward durch des Königs Tüchtigkeit der Sieger zum Besiegten, und der, welcher sich durch kein Gesetz für gebunden hielt, wird jetzo gebunden vor das Gericht des Königs geführt, welches er zu vernichten trachtete. Dafür wird, mit Erlaubnis der Geistlichen und nach dem Rate der Weisen und Gesetzverständigen, über ihn und seine Mitschuldigen als Räuber, Empörer, Aufwiegler, Verräter das Todesurteil gesprochen und, damit keine weitere Gefahr entstehe, auch sogleich vor aller Augen vollzogen.“

Als die Gegenwärtigen dies sie größtenteils überraschende Urteil hörten, entstand ein dumpfes Gemurmel, welches die lebhafte Bewegung der Gemüter verkündete: Alle aber beherrschte die Furcht, und nur Graf Robert von Flandern, des Königs eigener Schwiegersohn, ein so schöner als edler Mann, sprang, seinem gerechten Zornen freien Lauf lassend, hervor und sprach zu Robert von Bari: „Wie kannst du frecher, ungerechter Schurke einen so großen und herrlichen Ritter zum Tode verurteilen?“ — und zu gleicher Zeit traf er ihn mit seinem Schwerte dergestalt, daß er für tot hinweggetragen wurde. Der König verbiß seinen Zorn, als er sah, daß die französischen Ritter des Grafen Tat billigten; — das Urteil aber blieb unverändert! Hierauf bat Konradin, daß man ihm noch einmal das Wort verstatte, und sprach mit großer Fassung: „Vor Gott habe ich als Sünder den Tod verdient: hier aber werde ich ungerecht verdammt. Ich frage alle die Getreuen, für welche meine Vorfahren hier väterlich sorgten, ich frage alle Häupter und Fürsten dieser Erde: ob der des Todes schuldig ist, welcher seine und seiner Völker Rechte verteidigt? Und wenn ich auch schuldig wäre, wie darf man die Unschuldigen grausam strafen, welche, keinem andern verpflichtet, in tödlicher Treue mir anhingen?“ — Diese Worte erzeugten Rührung, aber keine Tat; und der, dessen Rührung allein hätte in Taten übergehen können, blieb nicht bloß versteinert gegen die Gründe des Rechts, sondern auch gegen die Eindrücke, welche Stand, Jugend und Schönheit des Verurteilten auf jeden machten. — Da warf Konradin seinen Handschuh vom Blutgerüst hinab, damit er dem Könige Peter von Aragonien als ein Zeichen gebracht werde, daß er ihm alle Rechte auf Apulien und Sizilien übertrage. Ritter Heinrich Truchseß von Waldburg nahm den Handschuh auf und erfüllte den letzten Wunsch seines Fürsten. Dieser, aller Hoffnung einer Änderung des ungerechten Spruches beraubt, umarmte seine Todesgenossen, besonders Friedrich von Österreich, zog dann sein Oberkleid aus und sagte, Arme und Augen gen Himmel hebend: „Jesus Christus, Herr aller Kreaturen, König der Ehren! Wenn dieser Kelch nicht vor mir vorübergehen soll, so befehle ich meinen Geist in deine Hände!“ Jetzt kniete er nieder, rief aber dann noch einmal, sich emporrichtend, aus: „O Mutter, welches Leiden bereite ich dir!“ Nach diesen Worten empfing er den Todesstreich. —

Als Friedrich von Österreich das Haupt seines Freundes fallen sah, schrie er in unermeßlichem Schmerze so gewaltsam auf, daß alle anfingen zu weinen. Aber auch sein Haupt fiel; auch das des Grafen Gerhard von Pisa. — Vergeblich hatte Graf Galvan Lanzia für sich und seinen Sohn 100 000 Unzen Goldes als Lösungssumme geboten: der König rechnete sich aus

dem Einziehen aller Güter der Ermordeten einen größeren Gewinn heraus, auch überwog sein Blutdurst noch seine Habsucht. Denn er befahl jetzt ausdrücklich, daß der Sohn des Grafen Galvan in dessen Armen, und dann erst er selbst getötet werde! —

Nach diesen mordete man noch mehrere: wer von den Beobachtern hätte aber ihre Namen erfragen, wer kaltblütig zählen sollen? Nur im allgemeinen findet sich bezeugt, daß über tausend allmählich auf solche Weise ihr Leben verloren. — Die Leichen der Hingerichteten wurden nicht in geweihter Erde begraben, sondern am Strande des Meeres, oder, wie andere erzählen, auf dem Kirchhof der Juden verscharrt.

Aus „Geschichte der Hohenstaufen“

ROMANTISCHE RECHTSWISSENSCHAFT

FRIEDRICH CARL VON SAVIGNY

1779—1861

Über den Zweck der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft

Wer die mannigfaltigen Ansichten und Methoden, die von jeher unter den deutschen Juristen herrschend gewesen sind, genau betrachtet, wird finden, daß sie sich auf zwei Hauptklassen, die Juristen selbst also auf zwei Schulen, zurückführen lassen, zwischen welchen allen eine Grundverschiedenheit angenommen werden kann, während alle Differenzen innerhalb dieser Schulen nur als bedingt betrachtet werden können, und stets durch unmerkliche Übergänge vermittelt werden. Daß diese Grundverschiedenheit jetzt bestimmter und schärfer als ehemals ausgesprochen zu werden pflegt, muß von jedem als wohltätig erkannt werden, er mag nun selbst an dem Streite tätigen Anteil nehmen, oder als ruhiger Zuschauer den Ausgang abwarten; denn auch der Zuschauer wird nun den Vorteil haben, bestimmter zu erfahren, was ihm vorher lange verborgen bleiben konnte, zu welcher Partei er selbst seiner inneren Gesinnung nach gehöre und wen er als gleichgesinnt oder als Widersacher zu betrachten habe.

Die eine dieser Schulen ist durch den Namen der *geschichtlichen* hinlänglich gezeichnet, für die andere dagegen ist ein positiver Name kaum zu finden möglich, indem sie in sich nur eins ist, außerdem aber in den verschiedensten und widersprechendsten Formen auftritt und sich bald als Philosophie und Naturrecht, bald als gesunden Menschenverstand ankündigt. Wir wollen sie daher in Ermangelung eines anderen Ausdrucks die *ungeschichtliche* Schule nennen. Aber der Gegensatz dieser Juristenschulen kann nicht gründlich verstanden werden, solange man den Blick auf diese unsere Wissenschaft beschränkt, da er vielmehr ganz allgemeiner Natur ist, und mehr oder weniger in allen menschlichen Dingen, am meisten aber in allem, was zur Verfassung und Regierung der Staaten gehört, fühlbar wird.

Dieses also ist die allgemeine Frage: In welchem Verhältnis steht die Vergangenheit zur Gegenwart oder das Werden zum Sein? Und hierüber lehren die einen, daß jedes Zeitalter sein Dasein, seine Welt, frei und willkürlich selbst hervorbringe, gut und glücklich, oder schlecht und unglücklich, je nach dem Maße seiner Einsicht und Kraft. In diesem Geschäft sei auch die Betrachtung der Vorzeit nicht zu verachten, indem von ihr gelernt werden könne, wie sie sich bei ihrem Verfahren bekundet habe; die Geschichte also sei eine moralisch-politische Beispielsammlung. Aber diese Betrachtung sei doch nur eine von vielen Hilfskenntnissen, und das Genie könne auch ihrer wohl entraten.

Nach der Lehre der anderen gibt es kein vollkommen einzelnes und abgesondertes menschliches Dasein, vielmehr, was als einzeln angesehen werden kann, ist, von einer anderen Seite betrachtet, Glied eines höheren Ganzen. So ist jeder einzelne Mensch notwendig zugleich zu denken als Glied einer Familie, eines Volkes, eines Staates, jedes Zeitalters eines Volkes als die Fortsetzung und Entwicklung aller vergangenen Zeiten; und eine andere als diese Ansicht ist eben deshalb einseitig, und, wenn sie sich allein geltend machen will, falsch und verderblich. Ist aber dieses, so bringt nicht jedes Zeitalter für sich und willkürlich seine Welt hervor, sondern

es tut dieses in unauflöslicher Gemeinschaft mit der ganzen Vergangenheit. Dann also muß jedes Zeitalter etwas Gegebenes anerkennen, welches jedoch notwendig und frei zugleich ist; notwendig, insofern es nicht von der besonderen Willkür der Gegenwart abhängig ist, frei, weil es ebensowenig von irgendeiner fremden besonderen Willkür (wie der Befehl des Herrn an seinen Sklaven) ausgegangen ist, sondern vielmehr hervorgebracht von der höheren Natur des Volkes als eines stets werdenden, sich entwickelnden Ganzen. Von diesem höheren Volke ist ja auch das gegenwärtige Zeitalter ein Glied, welches in jenem und mit jenem Ganzen will und handelt, so daß, was von jenem Ganzen gegeben ist, auch von diesem Gliede frei hervorgebracht genannt werden darf. Die Geschichte ist dann nicht mehr bloße Beispielsammlung, sondern der einzige Weg zur wahren Erkenntnis unseres eigenen Zustandes. Wer auf diesem geschichtlichen Standpunkt besteht, urteilt ferner über das entgegengesetzte Verfahren. Es ist nicht etwa Gerede von einer Wahl zwischen Gutem und Schlechtem, so daß das Anerkennen eines Gegebenen gut, das Verwerfen desselben schlecht, aber gleichwohl möglich wäre. Vielmehr ist dieses Verwerfen des Gegebenen der Strenge nach ganz unmöglich, es beherrscht uns unvermeidlich, und wir können uns nur darüber täuschen, nicht es ändern. Wer sich so täuscht und seine besondere Willkür auszuüben meint, wo nur jene höhere gemeinsame Freiheit möglich ist, gibt seine edelsten Ansprüche selbst auf; ein Knecht, der sich einen König wähnt, da er ein freier Mann sein könnte.

Es war eine Zeit, wo die Absonderung des Einzelnen vom Ganzen streng und mit großem Selbstvertrauen durchgeführt wurde, nicht bloß die Absonderung der Gegenwart von der gering geschätzten Vorzeit, sondern auch die des einzelnen Bürger vom Staate. Diese letzte ist durch schwere Erfahrungen für verkehrt und heillos erkannt worden, und so viele auch sie noch jetzt in ihrem Herzen hegen und praktisch üben mögen, so wird sie doch in der Theorie nicht leicht mehr gewahrt. Ganz anders ist es mit jener Absonderung der Gegenwart von der Vergangenheit, die noch jetzt überall laute und freudige Bekänner findet, obgleich es inkonsistent ist, die eine zu verwerfen, während man die andere bekennt. Der Grund, warum sich dieser geschichtliche Egoismus (wie man jene erste Absonderung nennen könnte) so viel länger als der andere erhalten hat, liegt wohl darin, daß so viele, freilich, ohne es selbst zu wissen, ihre eigene persönliche Betrachtung des Weltlaufs mit dem Weltlauf selbst verwechseln und so zu dem täuschenden Gefühl gelangen, als habe mit ihnen und ihrem Gedanken die Welt angefangen. Es versteht sich, daß bei keinem dieses im allgemeinen zum Bewußtsein kommt, sondern daß es in dunklem Gefühl bleibt und nur in ganz einzelnen Anwendungen zutage kommt; aber daß es so ist, könnte durch mehr als eine literarische Erscheinung bewiesen werden.

Wenden wir diese allgemeine Darstellung des Gegensatzes zwischen geschichtlicher und ungeschichtlicher Ansicht auf die Rechtswissenschaft an, so wird es nicht schwer sein, den Charakter der zwei oben erwähnten Schulen zu bestimmen. Die geschichtliche Schule nimmt an, der Stoff des Rechts sei durch die gesamte Vergangenheit der Nation gegeben, doch nicht durch Willkür, so daß er zufällig dieser oder ein anderer sein könnte, sondern aus dem innersten Wesen der Nation selbst und ihrer Geschichte hervorgegangen. Die besonnene Tätigkeit jedes Zeitalters aber müsse darauf gerichtet werden, diesen mit innerer Notwendigkeit gegebenen Stoff zu durchschauen, zu verjüngen und frisch zu erhalten. —

Die ungeschichtliche Schule dagegen nimmt an, das Recht werde in jedem Augenblick durch die mit der gesetzgebenden Gewalt versehenen Personen mit Willkür hervorgebracht, ganz unabhängig von dem Rechte der vorhergehenden Zeit und nur nach bester Überzeugung, wie sie der gegenwärtige Augenblick gerade mit sich bringe. Daß also in irgendeinem Augenblick

nicht das ganze Recht neu und von den vorigen völlig verschieden eingerichtet wird, kann diese Schule nur daraus erklären, daß der Gesetzgeber zur rechten Ausübung seines Amtes zu träge war, er müßte denn zufälligerweise die Rechtsansichten des vorigen Augenblicks auch jetzt noch für wahr gehalten haben. — Wie durchgreifend der Widerstreit dieser Schulen sei, wird jeder inne werden, wenn er die Anwendungen dieser Grundsätze auf das einzelne versuchen will.

Das Geschäft der gesetzgebenden Gewalt, das des Richters, besonders die wissenschaftliche Behandlung des Rechts, — alles wird von Grund aus anders, je nach der einen oder anderen Ansicht. In der Wirklichkeit finden sich so schneidende Gegensätze in der Ausübung nicht, vielmehr sehen einander die Erzeugnisse beider Schulen oft noch ganz leidlich ähnlich; das kommt aber daher, weil in der Wirklichkeit oft nur nach einem unmittelbaren Gefühl gehandelt, Grundsatz und Konsequenz aber vergessen werden.

Die Herausgeber dieser Zeitschrift, welche mit voller Überzeugung der geschichtlichen Schule zugetan sind, wünschen durch ihre gemeinschaftliche Unternehmung die Entwicklung und Anwendung der Ansichten dieser Schule zu fördern, teils durch eigene Arbeiten, teils, indem sie gleichgesinnten Freunden einen Punkt der Vereinigung darbieten. Eine solche Unternehmung darf gerade jetzt, da durch die edelsten Kräfte die höchsten Güter der Nation gerettet sind, mit frischer Hoffnung begonnen werden. Denn alle geschichtliche Untersuchung, zumal die vaterländische, mußte in den letzten traurigen Jahren ein zerreißendes Gefühl geben, wie sie jetzt einen neuen frischen Reiz erhalten hat und so würden sich die Herausgeber besonders freuen, wenn es ihnen gelingen sollte, der Ergründung des vaterländischen Rechts eine neue Anregung zu geben. Gerade hier liegen noch reiche Schätze verborgen, und so unerkannt, daß die Gegner der geschichtlichen Schule gewöhnlich alle ihre Feindschaft allein gegen die eifrige Bearbeitung der römischen Rechtsgeschichte richten, die deutsche aber, als ob sie nicht vorhanden wäre, ganz mit Stillschweigen übergehen, obgleich dieselbe, wenn ihr Dasein vermutet würde, ihnen ebenso verhasst als die römische, ja noch verhaßter sein müßte ...

Geschrieben 1815

ROMANTISCHE GERMANISTIK

JACOB GRIMM

1785—1863

Der Teufel

Aus „Deutsche Mythologie“

Die Vorstellung des Teufels und teuflischer Geister, welche allmählich auch in dem Volks-glauben so großen Umfang gewonnen und so feste Wurzel geschlagen hat, war unserem Heidentum fremd.

Überhaupt scheint es, daß ein das höchste Wesen in Gegensätze spaltender Dualismus, wo er nicht im uralten Tiefsinn des Systems (wie etwa des zendischen) seinen Grund hat, späterhin nur durch abstrakte Philosopheme hergestellt wird. Den in breiter Mitte liegenden sinnlichen Mythologien ist er unangemessen.

Einen durchdringenden idealistischen Unterschied zwischen gutem und bösem Geist, Ormuzd und Ahriman, kennt weder die indische und griechische, noch die deutsche Götterlehre. Vor der Gewalt des einen allwaltenden Gottes verschwindet des Kakodämons Macht. Aus dieser Einheit erwachsen dann Trilogien (Brahma, Wischnu, Schiwa; Zeus, Poseidon, Pluton; Wuotan, Donar, Fro; Hár, Iafnhár, Thridhi), Dodekalogien und die Fülle des Pantheismus. Grundzug der Vielgötterei ist aber, dünkt mich, daß das gute und wohltätige Prinzip in dem göttlichen überwiegt; nur einzelne, dem Ganzen untergeordnete Gottheiten neigen sich zum Bösen oder Schädlichen, wie der nordische Loki, dessen Natur gleichwohl immer noch der des Hephaestos näher steht als des christlichen Teufels. Selbst in den elbischen Geistern walitet die Güte vor; dem Nix, dem Kobold, ja dem Riesen wird nur teilweise Grausamkeit oder Tücke beigelegt. Hiermit im Einklang ist die milde Vorstellung unseres Altertums von Tod und von Unterwelt.

Darum braucht jedoch in den Gestalten und im Farbenreichtum solcher Mythologien der dualistische Gegensatz nicht völlig zu schweigen, in einzelnen Zügen tritt er auf, ohne in das Ganze einzugreifen. Hierher fallen z. B. die Mythen von Tag und Nacht, von Licht- und Schwarzelben, von Sommer und Winter.

Der jüdische Monotheismus gewährte dem Satan bloß die Nebenrolle eines Versuchers, Lästerers, wie sie das Buch Hiob deutlich zeigt, und der griechische Ausdruck diabolos, den die LXX und das Neue Testament abwechselnd mit Satan, Satanas oder Daimonion brauchen, bestätigt. Seit dem Exil waren aber die Juden mit der Idee des Dualismus bekannt, und zur Zeit des Neuen Testaments hatte sich die ganze Dämonologie vielfach ausgebildet; Beelzebub wird als der oberste aller bösen Geister genannt, den das Alte Testament bloß als ein heidnisches Idol kennt; hier also schon gehen Götzen über in den Begriff der Dämons oder Teufel.

Es gehört in die Geschichte des Christentums, zu entwickeln, wie die Vorstellung von Lucifer, einem abgefallenen Lichtgeist, der sich wider Gott vermaß und mit seinen Anhängern (Engel werden schon Matth. 25, 41 dem Teufel beigelegt) in die Finsternis verwiesen wurde, hinzutrat. Das System eines teuflischen Reiches, im feindlichen Gegensatz zu dem himmlischen, erlangte dadurch immer mehr Halt; die bösen Geister sind zwar der schwächere Teil und unterliegen, allein sie werben um gottlose Menschen und suchen ihr Heer damit zu verstärken.

Bündnisse werden mit dem Teufel geschlossen und er unterstützt seine Verbündeten schon in ihrem irdischen Leben.

Von der anderen Seite wirkte die Bekehrung der Heiden selbst mit, die herrschende Vorstellung von dem Einfluß des Teufels zu erweitern und zu vervielfältigen. Es ist schon öfter bemerkt, daß die verlassenen heidnischen Götter zwar für besiegt und ohnmächtig, nicht aber geradezu für machtlos erklärt worden; ihre ehemals gütige, wohltätige Gewalt hatte sich in eine böse, teuflische verkehrt. Was also die Christen von dem Teufel glaubten, bekam durch die beiden einen doppelten Zuwachs: heidnische Gottheiten und Geister, die an sich schon übelätig und finster waren (z. B. Loki und Hel), gingen leicht in den christlichen Begriff teuflischer Wesen über; schwieriger, und mit größerem Widerstand der Volksmeinung, erfolgte die Verwandlung der guten Götter des Altertums in Gespenster und Teufel. Meistenteils wurden dabei die Namen unterdrückt oder entstellt; Mythen und Erzählungen ließen sich nicht sobald vertilgen.

Alle diese höchst verschiedenartigen Einwirkungen haben die Volksansicht von dem Wesen und der Natur des Teufels, wie sie im Neuen Testament bis auf unsere Tage bestand, hervorgebracht. Der Teufel ist jüdisch, christlich, heidnisch, abgöttisch, elbisch, riesenhaft, gespenstig, alles zusammen. Durch seinen Zusatz mußte eben, indem die heidnische Vielgötterei erlosch, das Christentum eine deutliche Hinneigung zum Dualismus empfangen, den später die Philosophie in ein allgemeines Prinzip vom Guten und Bösen aufzulösen trachtete. Vergleicht man die Heiterkeit griechischer Mythen mit der Herbheit und dem Grausen, das die Einmischung eines allzu positiven Teufels den Legenden und Sagen unseres Mittelalters verliehen hat, so kann diese Verschiedenheit weniger das überall ähnliche oder gleiche Grundgewebe des Volksglaubens betreffen, als die ihm aufgetragene Farbe, und darum wird die Untersuchung befugt sein, eine ganze Reihe teuflischer Erscheinungen in die milderen Gestalten alter Geister oder Götter wieder aufzulösen ...

Der Name Teufel ist undeutsch und nichts als das beibehaltene diabolos. Ulfila unterscheidet sorgsam, nach dem griechischen Text, diabulos, satana und unhulho, mit letzterem daimonion übersetzend. Ahd. bleibt satanas unverändert, das diabolus der Vulgata lautet aber bald tiibil, tieval, bald diuval, diufal und wird zugleich für das dämonion der Vulgata verwendet, aus dieser Dehnung des Begriffes und Kürzung der Form sieht man, daß der Ausdruck einheimisch wurde und allmählich alle übrigen entbehrlich machte ...

Viele Namen beziehen sich auf die äußere Gestalt des Teufels. Der Gegensatz zu der leuchtenden, weißen und reinen Gottheit fordert hier dunkle, schwarze Farbe, wie die schwarzen Elbe den lichten gegenüberstehen ... der Teufel heißt der Schwarze ... weil die dunkle Farbe birgt, kommt dem bösen Geist der Name des Verborgenen, Heimlichen zu; die slawische Benennung des Teufels böhm. Cert; poln. czart; russ. tschert; slov. zhert scheint in der Wurzel mit Cerny, czarny, tschernji (niger) zusammenhängend. In unseren Volkssagen wird er aber auch einige Male durch Graumann, Graumännlein bezeichnet.

Die Vorstellung des Teufels in Bocksgestalt steigt sicher in ein hohes Altertum hinauf; wie hätte sie in dem Hexenwesen so fest gewurzelt? Alle Hexen dachten sich ihren Meister als schwarzen Bock, dem sie bei feierlichen Zusammenkünften göttliche Ehren erwiesen. In Schwüren und Verwünschungen des 15., 16. Jahrhunderts parodiert dieser Bock den wahren Gott. „Daß ihn der Bock schend!“ ist eine häufige Formel bei Hans Sachs; man schwur bei Bocks Schedel, bei Bocks Lid wie bei den Gliedern der Heiligen ... Sollten nicht die von den Heiden geopferten Böcke hernach von den Christen auf die Gestalt des heidnischen Götzen angewandt worden sein?

Hündische Gestaltung des Teufels ist mehrfach begründet. Er heißt Hellehunt im alten Lied auf Georio, Hellerüde, Hellewelf, wie schon die Edda einen Hvelprin der Hölle annahm, der griechische Glaube einen Cerberus. Hans Sachs legt dem Teufel einen Wachtelhund bei (der ihm Seelen aufspürt und fängt?). Sollte nicht das lateinische Iatro (Räuber), wie unser Warg vom Wolf, vom bellenden Tier ausgehen? Um so mehr gleicht beiden Tieren der Teufel.

Unter den Vögeln steht zunächst der Rabe, dessen Gestalt der Teufel gern annimmt ... Nicht bloß die Schwärze, List und Behendigkeit des Vogels, auch sein alter Zusammenhang mit Odhinn, wie bei dem Wolf, konnten diese Vorstellung befestigen ...

Ungleich älter und verbreiteter war die Erscheinung des Teufels als Schlange, Wurm und Drache. Die verführende Schlange im Paradies galt für den Teufel selbst ...

Apokal. 12, 4 gedenkt eines Drachen, der mit seinem Schweif den dritten Teil der Sterne vom Himmel gezogen habe. In diesem biblischen Sinn nennen unsere alten Dichter den Teufel slange, hellewurm, helletracke, es wurde aber auch der einheimische Volksglaube von feuerspeienden, giftigen Würmern, schatzhütenden Drachen und wunderbaren Schlangen zugleich mit angeregt. In unzähligen Volkssagen erscheint der Teufel als Drache ...

Und wie Loki der Hel verwandt ist, finden wir auch den Teufel in Berührung „mit dem Tod“. „Den Tiuel und den Tod fürchten“ (Fridank 67, 9).

Das Judentum kennt nur Teufel, keine Teufelinnen, alle Macht zum Guten oder Bösen legt es in die Hände männlicher Wesen. Ich will das noch allgemeiner fassen. Götter sind überhaupt älter, und der strenge Monotheismus oder Dualismus wissen nur von Göttern; Göttinnen tauchen erst in der weicheren Fülle der Vielgötterei auf. Auch das deutsche Heidentum hing an Göttinnen und Elbinnen. Selbst das gothische vaihts (genius) war weiblich. Göttermütter, glänzende holde Frauen, Nornen, Valkyrien, Waldfrauen, Wasserjungfrauen bildeten einen Hauptteil des Kultus, bloß die Kobolde und Hausgeister sind alle männlich. Riesinnen erscheinen oft in Gestalt und Sitte lieblich, der Totenwelt stand eine Göttin vor.

Nach dieser ganzen Richtung, da alle Gegensätze der Analogie des Positiven folgen, war es schon grunddeutsch, daß Ulfilas Daimonion durch Unhultho übertrug und nicht etwa ein ganz nahe liegendes Neutrumbildete. Diese unholde Frau vertritt unter den Neubekehrten, was sich ihre Voreltern unter Holda gedacht hatten.

Es gereicht zu keiner geringen Bestärkung der teuflischen Natur Grendels im Beovulf, daß ihm zur Seite seine Mutter steht, noch riesenhafter aufgefaßt als er selbst, daß sie seinen Tod rächen will, und erst durch ihre Besiegung die Heldentat vollendet wird: Grendels Môdor. In unseren Kindermärchen ist ein uralter Zug, daß in der Wohnung des Teufels zugleich seine Großmutter (Mutter oder Schwester) sitzt, die sich des einkehrenden Helden mitleidig und schonend gegen das Ungeheuer annimmt (Kindermärchen 1, 152, 2, 188, des Teufels Großmutter, Ellermutter). Meistenteils langen die Menschen an, wenn der Teufel ausgegangen ist, sie werden dann von ihr versteckt und von ihrem Sohn bei der Rückkunft gewittert ... Man sieht, sie wird bald als das allerschlimmste, den Sohn noch überbietend, bald als sanfterer Gemütsart dargestellt. „Ein Witwer eine Witwe nahm, der Teufel zu seiner Mutter kam“ (es wurde noch schlimmer) sagt Burcard Waldis. „Des Henkers Großmutter ein Bein abschwören“ (Simplicius 2, 254); „der Teufel und seine Großmutter“ (das. 2, 292); „ich fürchte mich nicht, und wenn es der Teufel und seine Mutter wäre“. Auch wieder eine Naturerscheinung wird hier volksmäßig gedeutet, was immer uralte Mythen verrät. Von schnell wechselndem Regen und Sonnenschein sagt man sprichwörtlich: der Teufel bleicht seine Großmutter („de düvel bleket sin möm“); von einem bräunlicher Gesichtsfarbe: der ist dem Teufel aus der Bleiche gelaufen

(„he is dem düvel ut der bleke lopen“); donnert's und die Sonne scheint dazu: Der Teufel schlägt seine Mutter, daß sie Öl gibt. Französisch: le diable bat sa femme, wenn's im Sonnenschein regnet. Hierzu muß die Erklärung des knisternden Feuers und des Erdbebens gehalten werden. Das letzte Beispiel nennt statt der Mutter die Frau ... Ich glaube nicht, daß man das heidnische Alter dieser Vorstellungen bezweifeln könne. —



Hohn der Hölle
Illustrationen von Moritz von Schwind zu Faustus,
Gedicht von Ludwig Bechstein. 1833.

PESSIMISTISCHER AUSKLANG
IN DER PHILOSOPHIE DER ROMANTIK

ARTHUR SCHOPENHAUER

1788—1860

Charakteristik des Willens zum Leben

Unser zweites Buch schließt mit der Frage nach dem Ziel und Zweck jenes Willens, der sich als das Wesen an sich aller Dinge der Welt ergeben hatte. Die dort im allgemeinen gegebene Beantwortung derselben zu ergänzen, dienen die folgenden Betrachtungen, indem sie den Charakter jenes Willens überhaupt darlegen.

Eine solche Charakteristik ist darum möglich, weil wir als das innere Wesen der Welt etwas durchaus Wirkliches und empirisch Gegebenes erkannt haben. Hingegen schon die Benennung „Weltseele“, wodurch manche jenes innere Wesen bezeichnet haben, gibt derselben ein bloßes ens rationis: Denn „Seele“ besagt eine individuelle Einheit des Bewußtseins, die offenbar jenem Wesen nicht zukommt, und überhaupt ist der Begriff „Seele“, weil er Erkennen und Wollen in unzertrennlicher Verbindung aufweist, doch unabhängig vom animalischen Organismus hypostasiert, nicht zu rechtfertigen, also nicht zu gebrauchen. Das Wort sollte nie anders als in tropischer Bedeutung angewendet werden: Denn es ist keineswegs so unverfänglich, wie Psyche oder Anima, als welche Atem bedeuten. —

Noch viel unpassender jedoch ist die Ausdrucksweise der sogenannten Pantheisten, deren ganze Philosophie hauptsächlich darin besteht, daß sie das innere, ihnen unbekannte Wesen der Welt „Gott“ betiteln; womit sie gar viel geleistet zu haben meinen. Danach wäre dann die Welt eine Theophanie. Man sehe sich doch nur einmal darauf an diese Welt beständig bedürftiger Wesen, die bloß dadurch, daß sie einander auffressen, eine Zeitlang bestehen, ihr Dasein unter Angst und Not durchbringen und oft entsetzliche Qualen erdulden, bis sie endlich dem Tod in die Arme stürzen: Wer dies deutlich ins Auge faßt, wird dem Aristoteles redt geben, wenn er sagt: *ἡγεσίς δαιμόνια κλλ' οὐ θεῖα ἔστι* (deditiva, c. 2, p. 463).

Ja, er wird gestehen müssen, daß einen Gott, der sich hätte beigegeben lassen, sich in eine solche Welt zu verwandeln, doch wahrlich der Teufel geplagt haben müßte. —

Jeder Blick auf die Welt, welche zu erklären die Aufgabe des Philosophen ist, bestätigt und bezeugt, daß Wille zum Leben, weit entfernt, eine beliebige Hypostase oder gar ein leeres Wort zu sein, der allein wahre Ausdruck ihres inneren Wesens ist ... alles drängt und treibt zum Dasein, womöglich zum organischen, d. h. zum Leben, und danach zur möglichen Steigerung desselben. An der tierischen Natur wird es dann augenscheinlich, daß Wille zum Leben der Grundton ihres Wesens, die einzige unwandelbare und unbedingte Eigenschaft desselben ist. Man sehe diesen universellen Lebensdrang. Man sehe die unendliche Bereitwilligkeit, Leichtigkeit und Uppigkeit, mit welcher der Wille zum Leben unter Millionen Formen überall und jeden Augenblick, mittels Befruchtungen und Keimen, ja, wo diese mangeln, mittels generatio äquivoca, sich ungestüm ins Dasein drängt, jede Gelegenheit ergreifend, jeden lebensfähigen Stoff begierig an sich reißend: und dann wieder werfe man einen Blick auf den entsetzlichen Alarm und wilden Aufruhr desselben, wann er irgendeine einzelne Erscheinung aus dem Dasein reißen soll; zumal wo dieses bei deutlichem Bewußtsein eintritt: da ist es nicht

anders, als ob in dieser einzigen Erscheinung die ganze Welt auf immer vernichtet werden sollte, und das ganze Wesen eines so bedrohten Lebenden verwandelt sich sofort in das verzweifelste Sträuben und Wehren. Man sehe z. B. die unglückliche Angst eines Menschen in Lebensgefahr, die schnelle und so ernsthafte Teilnahme jedes Zeugen derselben und den grenzenlosen Jubel nach der Rettung. Man sehe das starre Entsetzen, mit welchem ein Todesurteil vernommen wird, das tiefe Grausen, mit welchem wir die Anstalten zu dessen Vollziehung erblicken, und das herzzerreißende Mitleid, welches uns bei dieser selbst ergreift. Da sollte man glauben, daß es sich um etwas ganz anderes handelt, als bloß, um einige Jahre weniger einer leeren, traurigen, durch Plagen jeder Art verbitterten und stets ungewissen Existenz; vielmehr müßte man denken, daß wunder was darin gelegen sei, ob einer etliche Jahre früher dahin gelangt, wo er nach einer ephemeren Existenz Billionen Jahre zu sein hat. — An solchen Erscheinungen also wird sich klar, daß ich mit Recht als das nicht weiter Erklärliche, sondern jeder Erklärung zugrunde zu Legende, den Willen zum Leben gesetzt habe, und daß dieser, weit entfernt, wie das Absolutum, das Unendliche, die Idee und ähnliche Ausdrücke mehr, ein leerer Wortschall zu sein, das Allerrealste ist, was wir kennen, ja der Kern der Realität selbst.

Wenn wir nun aber, von dieser aus unserem Inneren geschöpften Interpretation einstweilen abstrahieren, uns der Natur fremd gegenüberstellen, um sie objektiv zu erfassen, so finden wir, daß sie, von der Stufe des organischen Lebens an, nur eine Absicht hat: die der Erhaltung aller Gattungen. Auf diese arbeitet sie hin, durch die unermessliche Überzahl von Keimen, durch die dringende Heftigkeit des Geschlechtstriebes, durch dessen Bereitwilligkeit, sich allen Umständen und Gelegenheiten anzupassen, bis zur Bastarderzeugung, und durch die instinktive Mutterliebe, deren Stärke so groß ist, daß sie in vielen Tierarten die Selbstliebe überwiegt, so daß die Mutter ihr Leben opfert, um das jedes Jungen zu retten. Das Individuum hingegen hat für die Natur nur einen indirekten Wert, nämlich nur, sofern es das Mittel ist, die Gattungen zu erhalten. Außerdem ist ihr sein Dasein gleichgültig. Ja, sie selbst führt es dem Untergang entgegen, sobald es aufhört, zu jenem Zweck tauglich zu sein. Wozu das Individuum da sei, wäre also deutlich: aber wozu die Gattung selbst? Dies ist eine Frage, auf welche die bloß objektiv betrachtete Natur die Antwort schuldig bleibt. Denn vergeblich sucht man nach ihrem Anblick von diesem rastlosen Treiben, diesem ungestümen Drängen in dies Dasein, dieser ängstlichen Sorgfalt für die Erhaltung der Gattungen einen Zweck zu entdecken. Die Kräfte und die Zeit der Individuen gehen auf in der Anstrengung für ihren und ihrer Jungen Unterhalt, und reichen nur knapp, bisweilen selbst gar nicht dazu aus. Wenn aber auch hier und da einmal ein Überschuß von Kraft und dadurch von Wohlbehagen — bei der einen vernünftigen Gattung auch wohl von Erkenntnis — bleibt, so ist dies viel zu unbedeutend, um für den Zweck jenes ganzen Treibens der Natur gelten zu können.

Um den oben zur Charakteristik dieses Subjektiven oder des Willens dargelegten überschwenglich starken Drang aller Tiere und Menschen, das Leben zu erhalten, wenn möglich, lange fortzusetzen, als ein Ursprüngliches und Unbedingtes zu erkennen, ist noch erforderlich, daß wir uns deutlich machen, daß derselbe keineswegs das Resultat irgendeiner objektiven Erkenntnis vom Wert des Lebens, sondern von aller Erkenntnis unabhängig sei; oder mit anderen Worten, daß jene Wesen nicht als von vorn gezogen, sondern als von hinten getrieben sich darstellen.

Wenn man, in dieser Absicht, zuvörderst die unabsehbare Reihe der Tiere mustert, die endlose Mannigfaltigkeit ihrer Gestalten betrachtet, wie sie, nach Element und Lebensweise,

stets anders modifiziert sich darstellen, dabei zugleich die Unerreichbare und in jedem Individuo gleich vollkommen ausgeführte Künstlichkeit des Baues und Getriebes derselben erwägt, und endlich den unglaublichen Aufwand von Kraft, Gewandtheit, Klugheit und Tätigkeit, den jedes Tier sein Leben hindurch unaufhörlich zu machen hat, in Betrachtung nimmt; wenn man näher darauf eingehend, z. B. die rastlose Emsigkeit kleiner, armseliger Ameisen, die wundervolle und so künstliche Arbeitsamkeit der Bienen sich vor Augen stellt, oder zusieht, wie ein einzelner Totengräber (*Neonophorus Wespillo*) einen Maulwurf von vierzigmal seiner eigenen Größe in zwei Tagen begräbt, um seine Eier hineinzulegen und der künftigen Brut Nahrung zu sichern, hierbei sich vergegenwärtigend, wie überhaupt das Leben der meisten Insekten nichts als eine rastlose Arbeit ist, um Nahrung und Aufenthalt für die aus ihren Eiern künftig entstehende Brut vorzubereiten, welche dann, nachdem sie die Nahrung verzehrt und sich verpuppt hat, ins Leben tritt, bloß um dieselbe Arbeit von vorn wieder anzufangen; dann auch, wie, dem ähnlich, das Leben der Vögel größtenteils hingeht, mit ihrer weiten und mühsamen Wanderung, dann mit dem Bau des Nestes und Zuschleppen der Nahrung für die Brut, welche selbst im folgenden Jahre die nämliche Rolle zu spielen hat, und so alles stets für die Zukunft arbeitet, welche nachher Bankrott macht; — da kann man nicht umhin, sich umzusehen nach dem Lohn für all diese Kunst und Mühe, nach dem Zweck, welchen vor Augen habend die Tiere so rastlos streben, kurzum zu fragen: was kommt dabei heraus? Was wird erreicht durch das tierische Dasein, welches so unübersehbare Anstalten erfordert? — Und da ist nun nichts aufzuweisen, als die Befriedigung des Hungers und des Begattungstriebes und allenfalls noch ein wenig augenblickliches Behagen, wie es jedem tierischen Individuo zwischen seiner unendlichen Not und Anstrengung zuteil wird.

Nehmen wir jetzt noch die Betrachtung des Menschengeschlechts hinzu: so wird die Sache zwar komplizierter und erhält einen gewissen ernsten Anstrich; doch bleibt der Grundcharakter unverändert. Auch hier stellt das Leben sich keineswegs dar als ein Geschenk zum Genießen, sondern als eine Aufgabe, ein Penum zum Abarbeiten und dementsprechend sehen wir im großen und im kleinen allgemeine Not, rastloses Mühen, beständiges Drängen, endlosen Kampf, erzwungene Tätigkeit mit äußerster Anstrengung aller Leibes- und Geisteskräfte. Viele Millionen, zu Völkern vereinigt, streben nach dem Gemeinwohl, jeder einzelne seines eigenen Lebens, aber viele Tausende fallen als Opfer für dasselbe. Bald unsinniger Wahn, bald grübelnde Politik hetzt sie unzufrieden aufeinander. Dann muß Schweiß und Blut des großen Haufens fließen, die Einfälle einzelner durchzusetzen oder ihre Fehler abzubüßen. Im Frieden ist Industrie und Handel tätig, Erfindungen tun Wunder, Meere werden durchschifft, Leckereien aus allen Enden der Welt zusammengeholt, die Wellen verschlingen Tausende. Alles treibt, die einen sinnend, die anderen handelnd, der Tumult ist unbeschreiblich. — Aber der letzte Zweck von dem allen, was ist er? Ephemere und geplagte Individuen, eine kurze Spanne Zeit hindurch zu erhalten, im glücklichsten Fall mit erträglicher Not und komparativer Schmerzlosigkeit, der aber auch sogleich die Langeweile aufpaßt; sodann die Fortpflanzung dieses Geschlechts und seines Treibens. —

Bei diesem offensichtlichen Mißverhältnis zwischen der Mühe und dem Lohn erscheint uns, von diesem Gesichtspunkt aus, der Wille zum Leben, objektiv genommen, als ein Tor oder subjektiv als ein Wahn, von welchem alles Leben ergriffen, mit äußerster Anstrengung seiner Kräfte auf etwas hinarbeitet, was keinen Wert hat. Allein, bei genauer Betrachtung, werden wir auch hier finden, daß er vielmehr ein blinder Drang, ein völlig grundloser, unmotivierter Trieb ist.

An allen diesen Betrachtungen also wird uns deutlich, daß der Wille zum Leben nicht eine Folge der Erkenntnis des Lebens, nicht irgendwie eine conclusio ex praemissis und überhaupt nichts Sekundäres ist, vielmehr ist er das erste und Unbedingte, die Prämisse aller Prämissen und eben deshalb das, wovon die Philosophie auszugehen hat; indem der Wille zum Leben sich nicht infolge der Welt einfindet, sondern die Welt infolge des Willens zum Leben.

Aus „Die Welt als Wille und Vorstellung“.

BILDERVERZEICHNIS

	Seite
1. PHILIPP OTTO RUNGE, Die Lichtlilie zum großen Morgen (Zweite Fassung). 1809. Köln, Wallraf-Richartz-Museum (Aufnahme Kreyenkamp)	81
2. PHILIPP OTTO RUNGE, Wir Drei. 1804. Hamburg, Kunsthalle (Aufnahme Rompel)	82
3. JOHANN FRIEDRICH OVERBECK, Selbstbildnis mit Familie. Rom, Privatbesitz Prof. Ludwig Seitz (Aufnahme Bruckmann)	83
4. PHILIPP OTTO RUNGE, Der Morgen (Erste Fassung). 1808. Hamburg, Kunsthalle (Aufnahme Rompel)	84
5. PHILIPP OTTO RUNGE, Die Eltern des Künstlers. 1806. Hamburg, Kunsthalle (Aufnahme Rompel)	85
6. CARL GUSTAV CARUS, Mondnacht im Schilf. Verbrannt im Glaspalast München (Aufnahme Bruckmann)	86
7. PHILIPP OTTO RUNGE, Mutter und Kind an der Quelle. 1804. Hamburg, Kunsthalle, 1931 verbrannt (Aufnahme Bruckmann)	87
8. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Mönch am Meer. 1810. Berlin, Schloßmuseum	88
9. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Winterlandschaft mit Ruine des Klosters Eldena. München, Neue Pinakothek	89
10. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Nebel wallen im Tal (Elblandschaft). Berlin, Nationalgalerie	90
11. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Die Landschaft mit dem Regenbogen. Um 1814. Weimar, Staatl. Kunstsammlungen	91
12. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Das Kreuz im Gebirge (um 1808/09). Berlin, Nationalgalerie	92
13. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Sturzader (um 1820/1830). Hamburg, Kunsthalle (Aufnahme Rompel)	93
14. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Kreidefelsen auf Rügen. Winterthur, Sammlung Oskar Reinhart (Foto Marburg)	94
15. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Hafen von Greifswald. Berlin, Schloßmuseum	95
16. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Einsamer Baum (Harzlandschaft). Berlin, Nationalgalerie	96
17. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Wiesen bei Greifswald. 1820—1830. Hamburg, Kunsthalle (Aufnahme Rompel)	105
18. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Mondaufgang am Meer. 1810. Berlin, Nationalgalerie	106
19. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Zwei Männer in Betrachtung des Mondes. Um 1820. Dresden, Staatliche Gemäldegalerie	107
20. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Frau am Fenster. Um 1818. Berlin, Nationalgalerie	108
21. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Blick aus dem Fenster. Wien, Galerie des 19. Jahrhunderts	109
22. CASPAR DAVID FRIEDRICH, Der Tetschener Altar. 1808. Dresden, Staatliche Gemäldegalerie	110
23. CARL GUSTAV CARUS, Friedhof auf dem Oybin im Winter. Leipzig, Museum der Bildenden Künste	111

24. ERNST FERDINAND OEHME, Dom im Winter. Dresden, Staatliche Gemäldegalerie	112
25. JOHANN CHRISTIAN GOTTLIEB GIESE, Romantische Gebirgslandschaft. Breslau, Schlesisches Museum der Bildenden Künste	113
26. KARL FRIEDRICH SCHINKEL, Gotischer Dom. 1811. Berlin, Nationalgalerie	114
27. KARL FRIEDRICH SCHINKEL, Mittelalterliche Stadt an einem Fluß. Berlin, Nationalgalerie . .	115
28. GEORG FRIEDRICH KERSTING, Die Stickerin am Fenster. 1812. Weimar, Staatliche Kunstsammlungen	116
29. GEORG FRIEDRICH KERSTING, Der elegante Leser. 1812. Weimar, Staatl. Kunstsammlungen	117
30. GEORG FRIEDRICH KERSTING, Caspar David Friedrich in seiner Werkstatt. (Um 1818/19.) Berlin, Nationalgalerie	118
31. FRANZ LUDWIG CATEL, Innenraum mit Bildnis Schinkels. Berlin, Nationalgalerie	119
32. JOSEPH ANTON KOCH, Landschaft mit Regenbogen. 1810. Karlsruhe, Staatliche Kunsthalle (Aufnahme Schmidt)	120
33. JOSEPH ANTON KOCH, Landschaft mit dem Hl. Benedikt. Dresden, Staatl. Gemäldegalerie .	129
34. JOSEPH ANTON KOCH, Berner Oberland. Innsbruck, Tiroler Landesmuseum (Ferdinandeum)	130
35. JOSEPH ANTON KOCH, Fingal kämpft mit dem Geist von Loda. Berlin, Nationalgalerie . .	131
36. FRANZ PFORR, Einzug des Kaisers Rudolf von Habsburg in Basel im Jahre 1273. (1809 oder 1810.) Frankfurt a. M., Städelisches Kunstinstitut (Foto Marburg)	132
37. JOHANN FRIEDRICH OVERBECK, Verkauf Josephs. 1816. Berlin, Nationalgalerie	133
38. FRANZ PFORR, Allegorie auf Overbecks und Pforrs Schicksal (Sulamith und Maria). 1811. Berlin, Privatbesitz (Aufnahme Brückmann)	134
39. JOHANN FRIEDRICH OVERBECK, Sofronia und Olindo auf dem Scheiterhaufen (Ausschnitt). Kreidezeichnung. Leipzig, Museum der Bildenden Künste	135
40. JOHANN FRIEDRICH OVERBECK, Heimsuchung der Maria. Karlsruhe, Staatliche Kunsthalle (Aufnahme Schmidt)	136
41. WILHELM VON SCHADOW, Heilige Familie. München, Neue Pinakothek	137
42. PETER VON CORNELIUS, Joseph gibt sich seinen Brüdern zu erkennen (Ausschnitt). 1816 und 1817. Berlin, Nationalgalerie	138
43. PETER VON CORNELIUS, Die klugen und die törichten Jungfrauen (Ausschnitt). Düsseldorf, Städtisches Kunstmuseum (Aufnahme Söhn)	139
44. PETER VON CORNELIUS, Kriemhild an der Leiche Siegfrieds. Frankfurt a. M., Städelisches Kunstinstitut (Aufnahme v. d. Smissen)	140
45. PETER VON CORNELIUS, Titelblatt zu den Nibelungen (Ausschnitt). Frankfurt a. M., Städelisches Kunstinstitut (Aufnahme v. d. Smissen)	141
46. JOHANN ANTON RAMBOUX, Adam und Eva nach der Austreibung aus dem Paradies. 1818. Köln, Wallraf-Richartz-Museum	142
47. JULIUS SCHNORR VON CAROLSFELD, Der Hl. Rochus Almosen verteilend. 1817. Leipzig, Museum der Bildenden Künste	143
48. JULIUS SCHNORR VON CAROLSFELD, Bildnis der Frau Clara Bianca von Quandt. Berlin, Nationalgalerie	144
49. WILHELM VON SCHADOW, Gabriele von Humboldt als Braut. Berlin, Nationalgalerie (Schloß Tegel)	161
50. JOHANN EVANGELIST SCHEFFER VON LEONHARDHOFF, Selbstbildnis. Wien, Galerie des 19. Jahrhunderts (Aufnahme Schroll & Co.)	162

51. VICTOR EMIL JANSSEN, Selbstbildnis. Hamburg, Kunsthalle (Aufnahme Rompel)	163
52. CARL PHILIPP FOHR, Romantische Landschaft in Italien. 1818. Darmstadt, Schloßmuseum (Aufnahme Rost)	164
53. FRANZ HONY, Blick auf die Sabinerberge. Weimar, Staatliche Kunstsammlungen	165
54. ERNST FRIES, Römische Gebirgslandschaft. Dresden, Staatliche Gemäldegalerie	166
55. KARL ROTTMANN, Die Akropolis von Sikyon bei Korinth. München, Neue Pinakothek	167
56. BERNHARD FRIES, Ravello. Verbrannt im Glaspalast München (früher E. A. Fleischmann, München)	168
57. FRIEDRICH NERLY, Landschaft bei Olevano. Erfurt, Museum der Stadt (Aufnahme Bissinger)	169
58. HEINRICH REINHOLD, Der Kapuzinergarten bei Sorrent. München, Neue Pinakothek	170
59. FRIEDRICH VON OLIVIER, Ideallandschaft mit Reiter. Leipzig, Museum der Bildenden Künste	171
60. ERNST FRIES, Stift Neuburg und das Neckartal. Heidelberg, Kurpfälzisches Museum	172
61. FERDINAND OLIVIER, Landschaft vom Mönchsberg in Salzburg. Um 1826. Dresden, Staatliche Gemäldegalerie	173
62. LUDWIG FERDINAND SCHNORR VON CAROLSFELD, Der Abschied des Herzogs. Wien, Galerie des 19. Jahrhunderts (Aufnahme Schroll & Co.)	174
63. CARL FRIEDRICH LESSING, Mosellandschaft. Darmstadt, Hessisches Landesmuseum (Aufnahme v. d. Smissen)	175
64. CARL BLECHEN, Gebirgsschlucht im Winter. Berlin, Nationalgalerie	176
65. CARL BLECHEN, Blick durch ein Felsentor auf eine Klostergruppe. Berlin, Nationalgalerie	233
66. LUDWIG RICHTER, Bergsee im Riesengebirge (Der kleine Teich). 1839. Berlin, Nationalgalerie	234
67. LUDWIG RICHTER, Ziegenhirtin im Tal bei Amalfi. 1853. (Foto Stoedtner)	235
68. LUDWIG RICHTER, Brautzug im Frühling. 1847. Dresden, Staatliche Gemäldegalerie	236
69. LUDWIG RICHTER, Überfahrt am Schreckenstein. 1837. Dresden, Staatliche Gemäldegalerie	237
70. LUDWIG RICHTER, Genoveva. 1841. Hamburg, Kunsthalle (Aufnahme Rompel)	238
71. JOHANN DAVID PASSAVANT, Der Hl. Eustachius. Frankfurt a. M., Städelisches Kunstinstitut (Foto Marburg)	239
72. MORITZ VON SCHWIND, Ein Jüngling auf der Wanderschaft begriffen. München, Schack-Galerie. (1931 verbrannt.) (Aufnahme Hanfstaengl)	240
73. MORITZ VON SCHWIND, Des Knaben Wunderhorn. Um 1860. Verbrannt im Glaspalast München (früher Schlesisches Museum, Breslau)	241
74. MORITZ VON SCHWIND, Abschied im Morgengrauen. Berlin, Nationalgalerie	242
75. MORITZ VON SCHWIND, Die Hochzeitsreise. Um 1862. München, Neue Pinakothek	243
76. MORITZ VON SCHWIND, Nixen tränken einen Hirsch. München, Neue Pinakothek	244
77. MORITZ VON SCHWIND, Rübezahl. Um 1859. München, Neue Pinakothek	245
78. MORITZ VON SCHWIND, Der Ritt Kunos von Falkenstein. 1844. Leipzig, Museum der Bildenden Künste (Aufnahme Bruckmann)	246
79. MORITZ VON SCHWIND, Elfentanz. München, Neue Pinakothek	247
80. MORITZ VON SCHWIND, Ritter Kurts Brautfahrt. 1839. Verbrannt im Glaspalast München (früher Kunsthalle Karlsruhe, Aufnahme Kratt)	248

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
EINFÜHRUNG / Von der Größe der deutschen Romantik.	5
Frühromantik	
WILHELM HEINRICH WACKENRODER (1773—1798) / Ehrengedächtnis unseres ehrwürdigen Ahnherren Albrecht Dürer	19
Die romantische Ironie	
FRIEDRICH SCHLEGEL (1772—1829) / Aphorismen	24
Die ironische Märchenkomödie und das Volkstum	
LUDWIG TIECK (1773—1853) / Der gestiefelte Kater	31
Magischer Idealismus	
NOVALIS (FR. VON HARDENBERG) 1772—1801 / Aphorismen	36
Religiöse Romantik	
DANIEL FRIEDRICH ERNST SCHLEIERMACHER (1768—1834) / Über Religion	40
Philosophie der Romantik	
JOHANN GOTTLIEB FICHTE (1762—1814) / Romantische Ethik 44 — Transzendentale Ethik 45	44
Der ewige Wille 47 — Aus: Reden an die deutsche Nation 47	
Romantische Naturphilosophie	
FRIEDRICH WILHELM JOSEPH VON SCHELLING (1775—1854) / Auszüge	50
Die fröhromantische Dichtung	
NOVALIS (FR. VON HARDENBERG) (1772—1801) / Hymnen an die Nacht 56	55
Gedichte: Der sterbende Genius 57 — Hintüber 57 — Bergmanns Lied 57 — Klingsors Weinlied 58	
Ich sehe dich in tausend Bildern 58 — Geistliche Lieder 59 — Distichon 59 — Das Lied der Toten 60	
Sehnsucht nach dem Tode 61	
FRIEDRICH HOLDERLIN (1770—1843) / Gedichte	61
Die Heimat 61 — Abbitte 62 — An die Parzen 62 — Menschenbeifall 62 — Des Morgens 62 — Brot und Wein 63 — Hälfte des Lebens 63 — Hyperions Schicksalslied 63 — Padmos 64 — Der Winter 64	
Hyperion an Bellarmin 65	
FRIEDRICH GOTTLÖB WETZEL (1779—1819) / Aus Nachtwachen von Bonaventura. Prolog des Hanswurstes in der Tragödie „Der Mensch“	67
Die Polemik in der Romantik	
AUGUST WILHELM VON SCHLEGEL (1767—1845) / Xenien	70
Schillers Lob der Frauen 70 — Hirtenbrief an die Kölner 70 — An die Dichter der Xenien 70 — An Ludwig Tieck 70 — Der bleibende Gegensatz 71 — Familien-Leben 71 — Dichterischer Briefwechsel (Morgenbillett) 71 — Das Lied von der Glocke 71 — Trost bei einer schwierigen Unternehmung 71	
Unter Müllners Bildnis 72 — Der Orgelspieler und der Bälgetreter 72 — Variationen auf den Refrain des Hexengesanges im „Macbeth“ 72 — Bedeutsamer Name 73 — Wechsel der Dynastie in den Philosophen-Schulen 73	

<i>Übertragungen aus romanischen Dichtern</i>	
AUGUST WILHELM VON SCHLEGEL / Gedichte	74
Camoens 74 — Camoens, die Schifferin 74 — Aus Tasso: Madrigale 74 — Aus Guarini: Madrigale 75	
Aus Cervantes: Lieder des Cardenio 75	
<i>Frühromantische Malerei</i>	
CASPAR DAVID FRIEDRICH (1777—1840) / Aphorismen	76
PHILIPP OTTO RUNGE (1777—1810) / Aphorismen	79
Die Heiligen Drei Könige 98	
<i>Zeitspiegel</i>	
HENRIK STEFFENS (1773—1845) / Reise nach Jena (1798)	99
Über Schelling 100 — Über Fichte 100 — Über Fr. Schlegel 101 — Über Goethe 102 — Über Novalis 102	
<i>Die Heidelberger Romantik</i>	
CLEMENS BRENTANO (1778—1842) / Gedichte	104
Schweig Herz, kein Schrei! 104 — Nachklänge Beethovenscher Musik 104 — Der Spinnerin Lied 104	
O lieb Mädel, wie schlecht bist du! 121 — Als mir dein Lied erklang 121 — Was reif in diesen Zeilen steht 121	
ACHIM VON ARNIM (1781—1831) / Gedichte	122
Reiterlied 122 — Morgendliches Entzücken 122	
<i>Das deutsche Volkslied</i>	
ACHIM VON ARNIM und CLEMENS BRENTANO / Aus: Des Knaben Wunderhorn	123
Müllers Abschied 123 — Wenn ich ein Vöglein wär 123 — Herr Olof 123 — Lenore 124 — Laß rauschen, Lieb, laß rauschen 124 — Lebewohl 125 — Das bucklige Männlein 125 — Ammenuhr 126	
Wiegenlied im Freien 126 — Gute Nacht, mein Kind 126	
<i>Religiöse romantische Lyrik</i>	
LUISE HENSEL (1798—1876) / An mein Herz — Abendgebet	127
<i>Der Architekt der Romantik</i>	
KARL FRIEDRICH SCHINKEL (1781—1841) / Aus: Deutschland	128
<i>Romantische Gedanken über Kunst</i>	
CARL GUSTAV CARUS (1789—1869) / Landschaftsromantik — Nach dem Lesen des „Lear“	147
Briefe über Faust II	149
Die c-moll-Symphonie Beethovens	151
<i>Romantische Ästhetik</i>	
KARL FERDINAND SOLGER (1780—1819) / Aus: Erwin	153
JEAN PAUL (1763—1825) / Poesie des Aberglaubens	155
<i>Der ewige Klang</i>	
LUDWIG VAN BEETHOVEN (1770—1827) / Der Mensch spricht	157
CARL MARIA VON WEBER (1786—1826) / Brief an seine Gattin	159
<i>Die Frauen in der Romantik</i>	
CAROLINE VON GUNDERODE (1780—1806) / An die Bettine	160
BETTINA VON ARNIM (1785—1859) / An die Günderode	177
Der Tod der Günderode	178
An Goethe	182
Über Beethoven	183

<i>Das romantische Märchen</i>	
FRIEDRICH DE LA MOTTE-FOUQUÉ (1777—1843) / Aus: Undine. Ein Märchen	187
<i>Romantische Phantastik</i>	
E. T. A. HOFFMANN (1776—1822) / Aus: Die Serapions-Brüder	191
Aus: Prinzessin Brambilla	198
<i>Die Idylle der Romantik</i>	
JEAN PAUL (FR. RICHTER) (1763—1825) / Die Pfefferkuchen	200
Der alte Sigwart	202
<i>Das romantische Schicksalsdrama</i>	
ZACHARIAS WERNER (1768—1823) / Aus: Der 24. Februar	205
ADOLF MÜLLNER (1774—1829) / Aus: Die Schuld	206
CHRISTIAN DIETRICH GRABBE (1801—1836) / Aus: Herzog Theodor von Gothland	208
<i>Das Drama der Romantik</i>	
HEINRICH VON KLEIST (1777—1811) / Aus: Das Käthchen von Heilbronn	212
Monolog des Prinzen von Homburg	215
CHRISTIAN DIETRICH GRABBE (1801—1836) / Aus: Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung	216
FRANZ GRILLPARZER (1791—1872) / Aus: Des Meeres und der Liebe Wellen	220
<i>Spätromantik / Der Sänger der Spätromantik</i>	
JOSEPH FREIHERR VON EICHENDORFF (1788—1857) / Gedichte	229
Abend 229 — Sehnsucht 229 — Das zerbrochene Ringlein 229 — Morgengebet 230 — Der Jäger Abschied 230 — Wanderschaft 230 — Reiselied 230 — Die Nacht 231 — Heimweh 232 — Die zwei Gesellen 232 — Mondnacht 232 — Ankänge 232 — Abschied 249 — Sonntag 249 — Der alte Garten 249 — Frühlingsgruß 250 — Der letzte Gruß 250	
Aus: Das Leben eines Taugenichts	250
Aus: Die Glücksritter	260
<i>West-Ostliche Romantik</i>	
FRIEDRICH RÜCKERT (1788—1866) / Gedichte	265
Um Mitternacht 265 — Süßes Begräbnis 265 — Was ich ahnte, was ich träumte 265 — Klage nicht! 266 — Die Weisheit des Brahmanen 266 — Aus dem Liebesfrühling 268 — Hymne 268 — Eine Parabel 269 — Er ist gekommen 269 — Du meine Seele 270 — Kehr ein bei mir 270 — Chidher 270	
<i>Schwäbische Romantiker</i>	
LUDWIG UHLAND (1786—1862) / Gedichte	271
Frühlingsglaube 271 — Die Kapelle 272 — Schäfers Sonntagslied 272	
EDUARD MORIKE (1804—1875) / Gedichte	272
Die Geister am Mummelsee 272 — Gesang Weylas 273 — Verborgenheit 273 — Der Feuer- reiter 273 — Schön-Rohtraut 274 — Denk es, o Seele! 274	
WILHELM WAIBLINGER (1804—1830) / Gedichte	274
Ave Maria 274 — Kalonasore 275	
<i>Der Weltschmerz in der Romantik</i>	
NIKOLAUS LENAU (1802—1850) / Gedichte	276
Himmelstrauer 276 — Winternacht 276 — Der Zweifler 276 — Schilflied 277 — Niagara 277 — Beethovens Büste 277 — Blick' in den Strom 278	

Exotische Romantik

- FERDINAND FREILIGRATH (1810—1876) / Gedichte 279
Im Herbst 279 — Der Löwenritt 280 — Unter den Palmen 281 — Die Auswanderer 282

Die Musik der Spätromantik

- ROBERT SCHUMANN (1810—1856) / Die C-dur-Symphonie von Franz Schubert 283
Franz Liszts zweites Konzert in Leipzig 284
Über Johannes Brahms 284
E. T. A. HOFFMANN (1776—1822) / Über C. M. von Webers „Freischütz“ 285

Romantische Geschichtsschreibung

- FRIEDRICH VON RAUMER (1781—1873) / Konradins Ende (1268) 289

Romantische Rechtswissenschaft

- FRIEDRICH CARL VON SAVIGNY (1779—1861) / Über den Zweck der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft 292

Romantische Germanistik

- JACOB GRIMM (1785—1863) / Der Teufel 295

Pessimistischer Ausklang in der Philosophie der Romantik

- ARTHUR SCHOPENHAUER (1788—1860) / Charakteristik des Willens zum Leben 299



GHP : 03 M21620

P
03



REINHARD
JASPERT



DEUTSCHE
ROMANTIK

NTIK



671

M
21 620